1

Portugiesische Land- und Sittenbilder.

Nach William Kingston's Lusitanian sketches

von

M. B. Lindau.

Martinet

Erster Theil.

Dresden und Leipzig.
Arnoldische Buchhandlung.
1846.

—84
Phil. theol. Hochschule Bamberg

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

STAATSBIBLIOTHEK
BAMBERG

Vorwort.

Von allen Ländern Europa's ist in neuerer Zeit von der Reiseliteratur keines mehr übersehen, vernachlässigt oder verkannt worden, als das in seiner Natur und in seinem Volke so reizende Portugal. Die meisten ausführlicheren Reiseberichte, wie die Werke Link's, Murphy's und mehrer anderer gehören meist dem vorigen Jahrhundert an, und sind, obgleich in Bezug auf Natur und Oertlichkeit noch immer schätzenswerth, doch hinsichtlich des Volks, das auf dem neuen Boden konstitutioneller Freiheit kräftig zu gedeihen verspricht, zum großen Theil veraltet; und wenn schon Link seine Vorgänger anklagt, daß sie das Volk nach der Hauptstadt fälschlich beurtheilt hätten, und in Unwillen geräth, daß keiner die entzückenden Thäler des Minho, jenen Theil des Landes, den schon die Römer den „Garten der Erde" nannten, geschildert hat, so möchten die wenigen neueren Reisenden meist denselben Fehler sich haben zu Schulden kommen lassen. Ich hielt es daher für kein undankbares Unternehmen, das neueste und ausführlichste Werk, wenigstens über einen Theil des Landes, das im vorigen Jahre unter dem Titel: „Lusitanian Sketches of the pen and pencil. By William H. G. Kingston. Author of the Circassian Chief, The Prime Minister etc." in London erschien, in einer zweckmäßigen Bearbeitung bei dem deutschen Publi-

kum einzuführen. Der Verfasser schrieb diese Skizzen, nachdem er Portugal schon vorher zu mehren Malen bereist hatte, während eines fast zweijährigen Aufenthalts im Norden dieses Landes und sie schildern zum Theil dessen Hauptstadt Oporto, zum Theil Streifzüge in die Provinzen vom Minho bis zum Mondego und nach Spanien hinein bis nach Salamanca. Er beschreibt nur, was er sah, und er hat keine vaterländische Brille dazu aufgesetzt. „Mein Hauptzweck," sagt er, „war eine Beleuchtung des gegenwärtigen politischen, gesellschaftlichen und religiösen Zustandes der Portugiesen, und ich glaube meinen Lesern eine bessere Kenntniß von dem Lande zuzuführen, als die meisten jetzt besitzen. Meinen portugiesischen Freunden gebe ich die Versicherung, daß ich fern von aller Gehässigkeit war, wenn ich hier und da von ihren Fehlern und Mängeln gesprochen habe, und ich glaube nichts gesagt zu haben, wodurch die Eintracht, in welcher ich so viele Jahre unter ihnen lebte, irgend gestört werden könnte. — Meine Skizzen mögen allerdings an Interesse sehr verschieden sein, aber ich habe nicht gut irgend eine davon weglassen können, und man mag lieber dies oder jenes, was weniger ergetzlich scheint, überschlagen, als das ganze Buch bei Seite legen. Einiges mag kleinlich scheinen, aber ein gewissenhafter Maler darf auch Kleinigkeiten nicht übersehen. Ich habe häufig von religiösen Gegenständen gesprochen; die wahre Religion — den Glauben — habe ich stets mit der gebührenden Ehrfurcht behandelt; Falschheit, Spott und Betrug aber, die sich selbst keiner besseren Bezeichnung bewußt sind, mit der Verachtung, die jedes redliche Herz dagegen fühlt. — In Zukunft gedenke ich eine gleiche Schilderung der südlichen Provinzen Portugals folgen zu lassen." — Möge er Wort halten.

Dresden, im Mai 1846.

M. B. Lindau.

Inhalt.

Seite

Erstes Kapitel 1
Einschiffung in Southampton. Vorzüge einer eignen Kajüte. Falmouth. Vigo, Bai und Stadt. Die Gallegos. Der Minho. Ankunft bei Oporto. Ansicht der Stadt. Beschwerliche Landung. Der wackere Lothse. Die Catraia. Zollhaus-Mühen. Die Douro-Gondeln.

Zweites Kapitel 22
Oporto. Tapferkeit seiner Einwohner. Ansicht vom Flusse aus. Straßen. Hängebrücke. Springbrunnen. Das Kloster San Bento das Freiras. Praças. Der Lustgang der Fontainhas. Der Largo do Torre da Marca. Vorstädte. Der ältere Theil der Stadt. Die Rua das Hortas.

Drittes Kapitel 41
Der Douro. Schicksal der „schönen Irländerin." Reise stromaufwärts. Vorstadt Maçarellos. Kais. Kirche u. Kloster St. Antonio. Die Mönche und ihre Götter. Fischermette. Die Portugiesen als Schiffbauer. Sklavenhandel. Fahrzeuge auf dem Douro. Die Hängebrücke und ihre Opfer. Das Serra-Kloster. Der Palast Freixo.

Viertes Kapitel 61
Oporto's Gesellschaft. Klubbhäuser. Die Fidalgos. Musik- und Stegreifdichtungen. Verschiedene Klassen der Gesellschaft. Lustbarkeiten. Freien. Heirathen. Taufen. Leichenbegängnisse. Beileidsbesuche. Die Todten. Glaube ans Fegefeuer. Prozession der Hostie.

Fünftes Kapitel 86
Ein Ausflug ins Innere. Pferde u. Maulesel. Macadamisirte Wege. Mädchen auf Bäumen. Alte Kirche in Sobrão. Dorf und Mineralwässer von Vizella. Römische Bäder. Guimaraens.

Sechstes Kapitel 108
Die Kathedrale von Guimaraens. Ein Mißverständniß. Merkwürdige Sage von einem Baume. Großartige Ansicht der Stadt und der Vorstädte. Die Veste. Ihre Geschichte. Alte Kapelle. Die Schätze der heiligen Jungfrau. Aufbruch. Die Bäder bei Taipas. Braga.

Siebentes Kapitel 135
Ankunft in Braga. Frauen und Fenstergitter. Der Campo da Santa Anna. Besuche. Die Casa das Infias. Eine Wanderung durch die Stadt. Straßenscheu der Frauen. Braga als erzbischöflicher Sitz. Ein Familienball.

Achtes Kapitel 149
Die Kathedrale von Braga. Barbarische Neuerungen. Die Sakristei. Prächtige Gewänder und kostbare Geräthe. Der Hochaltar. Rein gothische Kapelle. Der bischöfl. Palast. Waisenhäuser. Berg und Kirche des „Bom Jesus." Seine Kapellen und Terrassen.

Neuntes Kapitel 167
Soult's Rückzug. Aufbruch nach Salamonde. Die Höhen von Carvalho d'Este. Sonnenaufgang. Der Thurm von Lanhozo. Frühstück in St. Jeans. Salamonde. Erinnerungen unsers Führers. Ponte Nova. Furchtbare Niederlage der Franzosen. Die Miserella. Abenteuer auf der Heimkehr.

Seite

Zehntes Kapitel 191

Braga noch einmal. Die Praça dos Carvalhos. Sammlung römischer Alterthümer. Das Hospital. Eine liebliche Anhöhe. Künstler und Handwerker. Ein Rath. Rückkehr nach Oporto. Villa Nova de Familiçao. Ankunft in Oporto.

Elftes Kapitel 202

Rückblick auf das Mönchsleben in Portugal. Unbeliebtheit der Mönche. Politische Reden. Oporto's Kirchen und Klöster. Verschiedene Mönchsorden und Brüderschaften. Gewissenlosigkeit eines Carmeliter-Priors. Die Brandverschwörung gegen die Constitutionellen. Die Kathedrale. Nossa Senhora da Lapa. Alte Kirche Cedofeita.

Zwölftes Kapitel 227

Straßenverbesserung in Oporto's Umgegend. St. Joāo da Foz, ein beliebter Badeort. Matozinhos. Seine Kirche. Merkwürdige Sage von einem Crucifix. Mindello, Landungsplatz des Dom Pedro und seines Heeres. Villa do Conde. Quintas. Die Sardinhafischerei. Ein merkwürdiger Felsen. Die Minen von Valongo.

Dreizehntes Kapitel 246

Oporto's Volk. Seine Friedfertigkeit und sein Zorn. Geschicklichkeit in verschiedenen Gewerben. Fleiß der Frauen. Die niederen Klassen. Seltsame Aushängeschilder. Kaufläden. Ausrufer. Gallegos. Französische Putzmacherinnen. Englische Familien in Oporto.

Vierzehntes Kapitel 261

Ein Ritt von Oporto nach Vigo. Nachtquartier in Cazal da Pedra. Merkwürdige Kirche in Rates. Das Dorf Necessidades. Die Ufer des Lima. Viana. Die Gränzstadt Caminha. Villa Nova de Cerveira. Vesten auf beiden Seiten des Minho. Valença. Ueberfahrt nach Spanien. Tuy. Das Cigarrenmädchen. Vigo.

Fünfzehntes Kapitel 275

Oporto's öffentliche Anstalten. Deren Gedeihen durch Portugals Wiedergeburt. Die Santa Casa da Misericordia. Asyle für Witwen und Waisen. Kinderschulen. Verschiedene Brüderschaften. Das Findelhaus. Das italienische Opernhaus. Das Theater St. Joao. Klubbhäuser. Buchdruckereien und periodische Schriften. Die öffentliche Bibliothek und Galerie. Marktplätze. Wegbau- und Bergwerkgesellschaft. Königliche Monopole. Die Municipalgarde. Weltliche und geistliche Statthalter. Oeffentliche Friedhöfe.

Sechzehntes Kapitel 294

Züge und Sagen des nördlichen Portugals. Sebastianiten. Religiöse Prozessionen. Das Fest vom heiligen Herzen. St. Goncalo. Kirchliche Mißbräuche. Bußübungen. Fast ausschließende Verehrung von Heiligen. Ein Verzeichniß derselben und ihre Aemter. Uebernatürliche Wesen. Die Bruxas. Die Lobishomes. Feiticeiras oder Wahrsagerinnen. Glaube an eine Art Seelenwanderung. Zauberer. Der Johannisabend. Abergläubige Gebräuche.

I.

Einschiffung in Southampton. Vorzüge einer eignen Kajüte. Falmouth. Vigo, Bai und Stadt. Die Gallegos. Der Minho. Ankunft bei Oporto. Ansicht der Stadt. Beschwerliche Landung. Der wackere Lothse. Die Catraia. Zollhaus-Mühen. Die Douro-Gondeln.

Es war gegen Ende Julius 1843; die Londoner Season ging zu Ende und alle Welt verließ die ungeheure Arena für Gedankenverkehr und Verstandesübung, als auch ich nach dem Beispiel der mächtigen Schaar, die weit und breit nach Gesundheit und neuen Ideen auszog, um sie im nächsten Jahre auf den allgemeinen Markt zu bringen, zum Aufbruch mich rüstete.

Mein Ziel war Portugal, ein mir nicht unbekanntes Land, dessen orangenduftige Winde ich schon früher eingeathmet, dessen weinbekleidete Berge ich erstiegen hatte, als mein Herz noch in jugendlicher Begeisterung schlug; jetzt aber wollte ich mit einem gereifteren Urtheil dorthin zurückkehren, um frühere Beobachtungen und Ansichten über Menschen und Sitten, über Einrichtungen und Be-

gebenheiten zu berichtigen, oder mit anderen Worten, um frühere Skizzen von dem, was ich gesehen, auszuführen und neue zu entwerfen.

Die nach der Halbinsel bestimmten Dampfschiffe fuhren damals jeden Sonnabend von Southampton ab, und nachdem ich schon am Tage vorher den frühesten Dampfwagenzug benutzt hatte, um meinen Verwandten in Hampshire einen Abschiedsbesuch zu machen, war ich glücklich genug, mir auf einem Dampfpacketboot eine besondere Kajüte zu sichern. Es ist dies die größte aller Bequemlichkeiten, besonders für diejenigen, die nicht seekrank sind; sie entgehen dann wenigstens den schauderhaften Anblicken, wenn auch nicht dem Getöse eines Dampfers auf dem Ocean. Man denke sich den bejammernswerthen Zustand von vier menschlichen Wesen, die in einer einzigen Kajüte von kaum sechs Fuß im Gevierte zusammengedrängt sind, oder noch schlimmer, von zwölf solchen Unglücklichen in einem ungefähr sechzehn Fuß langen Raume, dem Omnibus genannt, wo sie gemeinschaftlich leidend, einer über dem anderen auf Bretern liegen, und zwar so nahe beisammen, daß sie mit ausgestreckten Armen fast die Hände der Gegenüberliegenden berühren können; man denke sich die erstickende Atmosphäre, die ekelhaften Gerüche, das Stöhnen der unglücklichen Bewohner, das Krachen der Breterverschläge und den demüthigenden Anblick der hinfälligen Erschlaffung prahlerischer Männlichkeit. Eine weitere Beschreibung ist

überflüssig; die Phantasie muß das Uebrige ergänzen, wie sie es bei mir gethan hat; denn ich habe mich nie in das Innere gewagt. Nur ein einzigmal steckte ich meinen Kopf in die Oeffnung eines solchen Tartarus, um nach einem unglücklichen Freund zu fragen, zog ihn aber schnell wieder zurück und ich bin überzeugt, daß keine Feder jene Schrecken zu schildern vermag.

Unser Fahrzeug berührte Falmouth, um die Londoner Brieffelleisen einzunehmen, wodurch unsere Reise unnöthiger Weise um einen Tag verzögert wurde, und plätscherte dann wieder bei blauem Himmel und ruhiger See hinaus nach der Bai von Biscaya.

Unsere Fahrt über die Bai war eine höchst angenehme und die See blieb völlig ruhig; bei der unzulänglichen Kraft unsrer Maschine jedoch liefen wir nicht mehr als acht Knöpfe die Stunde und häufiger noch weniger, so daß wir erst Mittwoch Nacht die Spitze von Finisterre erreichten. Als ich Donnerstag früh aufs Verdeck stieg, steuerten wir nach den Bayona-Inseln an der Mündung der Bucht von Vigo. Vom Lande herüber begrüßte uns ein sanfter balsamischer Windhauch, durchdüftet von den Haideblumen auf Galiciens Bergen, die jetzt blau und unbestimmt zu unserer Linken emporstiegen. Es vergingen zwei Stunden ehe wir, die Insel Ons und den Hafen von Pontevedra zu unserer Linken und die zwei felsigen Bayona-Inseln zur Rechten lassend, in die Bucht gelangten, deren innere Sei-

ten bebaut sind und bei sicherem Ankergrund einen guten Schutz gegen die Westwinde bieten.

Die Bai ist bewundernswerth und sie könnte ihrer großen Tiefe wegen passender der Golf von Vigo heißen. Sie ist groß genug, um alle Flotten der Welt zu fassen, und ihr Wasser so tief, daß ich mit einer Fregatte erster Klasse, dem Castor, bis dicht an die Stadt gefahren bin. Auf beiden Seiten erheben sich aus dem Wasser bewaldete und weinbedeckte Hügel mit bebauten Feldern, Hütten und Dörfern, und im Norden stiegen sie zu Gebirgen empor. Auf der Südseite in einer Entfernung von ungefähr fünf Meilen zeigt sich Vigo, malerisch auf einem Hügel gelegen und von einem düstren Kastell gekrönt und am Fuße von einer Mauer und einem Graben umschlossen, Bevestigungen, die dem Anschein nach der Stadt wenig Schutz gewähren würden.

Ich habe mehrmals das Schicksal gehabt, Vigo zu besuchen. Wenn man von Portugal kommt, erscheint es zu seinem Vortheil, der aus England kommende Fremde aber kann das Innere nicht sonderlich bewundern, so schön es ihm auch vom Verdeck des Schiffes vorkommen mag. Es kann sich mit keiner anderen Hafenstadt des nördlichen Spaniens messen, obgleich es einen freien Platz mit einem ganz leidlichen Gasthaus und viele ansehnliche Häuser in seinen verschiedenen, nicht eben sehr schmutzigen Straßen hat. Nach dem berühmten St. Jago de Compostella führt eine

gute Straße, aber wie weit der macadamisirte Theil sich erstreckt, weiß ich nicht.

Im Winter und bei drohenden Stürmen werden die nach dem nördlichen Portugal bestimmten Brieffelleisen hier ans Land gebracht und von einem Courier befördert, der auf demselben Pferde, Tag und Nacht und nur mit wenigen Stunden Rast nach Oporto reitet; aber mit Ausnahme einiger Meilen auf spanischem Grund und Boden ist der Weg so schlecht, daß er fast zwei Tage auf einer Strecke zubringt, die er, wenn die Straße besser wäre, mit drei bis vier guten Pferden in weniger als zehn Stunden zurücklegen könnte.

Sobald die Schaufeln des Dampfers bei Vigo still stehen — denn es wird hier nicht geankert — umringen ihn unzählige kleine Boote, mit Geschöpfen von der wunderlichsten und wildesten Art bemannt, die alle untereinander schreien und eine rauhe Kehlsprache reden — ein Gemisch von Spanisch und Portugiesisch, obgleich von beiden Nationen verläugnet. Es wird ein Boot herabgelassen, um den Leutnant, der die Brieffelleisen als Admiralitäts-Agent begleitet, ans Land zu bringen, wo er die für das nördliche Spanien und Portugal bestimmten Posten dem britischen Consul übergibt; ihn begleitet eine andere wichtige Person, der Comprador, der frische Vorräthe, wie Milch, Eier und Früchte zur Erquickung der Passagiere herbeischafft. Doch da jener Leutnant kaum eine Stunde

ausbleibt, so ist es für den Reisenden nicht der Mühe werth, Vigo zu besuchen, es wäre denn, um sagen zu können, er habe spanischen Boden betreten. Augenblicklich kommen einige zwanzig, dreißig, ja funfzig neue Passagiere an Bord; aber sie gehören zur vierten Klasse und werden nach dem Vordertheil des Verdecks gedrängt, wie die Ferkel, die man aus Irland auf englische Märkte bringt. Was für einen furchtbaren plappernden Lärm sie machen und wie wild und trotzig sie auch aussehen mögen, sind sie doch in der That gesittet und gehorsam, und gehen ohne Murren auf die ihnen angewiesenen Plätze; ob es stürmt oder ruhig ist, ob Sonnenschein oder Regen, was kümmert es diese rauhen Söhne der Gebirge. Es sind Gallegos, Eingeborene Galiciens, wovon Vigo einer der Haupthäfen ist, und sie machen die Ueberfahrt nach Oporto, Lissabon und Cadiz, um als Wasserträger und in anderen niedrigen Diensten Beschäftigung zu suchen. Sie haben ihr ganzes Besitzthum aufgewendet, um sich auszurüsten und die Ueberfahrt zu bezahlen; aber sie sind gutes Muthes, denn sie bauen mit unerschütterlichem Vertrauen auf ihren Schutzheiligen, auf einen kräftigen Arm und einen langen Stab, die mit einem zweiten Hemd, einer schönen Weste und einem bunten Halstuch für festliche Gelegenheiten das Kapital bilden, womit sie ihr Geschäft zu gründen denken. Durch Ausdauer und Ehrlichkeit steigen sie von den niederen Stufen des Dienstes nicht selten zu höheren Stellen empor. Die

ärmeren Gallegos legen ihren Weg zu Lande zurück, nähren sich von getrocknetem Häring und einem Stück braunen Brod für jede Mahlzeit und schlafen in Ställen oder unter Bäumen, fast ohne Kleider zu ihrer Bedeckung.

Man wird Galicien für ein elendes Land halten, wenn sein Volk auszieht, um in Portugal, das für so arm gilt, sich Reichthümer zu sammeln; aber es ist im Allgemeinen sehr fruchtbar, jedoch übervölkert, während Portugal im Verhältniß zu den ungeheuern Hilfsquellen, die es in sich selbst besitzt und die nur Betriebsamkeit, Geld und verständige Leitung brauchen, um ergiebig zu werden, nur spärlich bevölkert ist.

Ich kenne mehre Beispiele von der Ausdauer und Redlichkeit jener Leute. Einige meiner Freunde wohnten vor vielen Jahren in Oporto, als ein junger Gallego sie dringend anging, ihn als Wasserträger und Schuhputzer in ihre Dienste zu nehmen. Sie erlaubten ihm endlich im Hause zu bleiben, damit er sich auf die möglich beste Weise nützlich machen könnte, wozu er auch bald vielfache Gelegenheit fand; er empfing aber keinen anderen Lohn, als die Nahrung, die ihm die Diener zukommen ließen. Als die Franzosen unter Soult nach Oporto kamen, war die Familie genöthigt, das Land zu verlassen und flüchtete sich an Bord eines englischen Kauffahrers. Das Schiff war bereits in See gegangen, als man den Burschen im Kielraum unter den Gütern fand, und als man ihn aufs Ver-

deck brachte, fiel er auf seine Knie und bat mit Thränen, ihn nicht wieder ans Land zu setzen, sondern ihm zu gestatten, in England sein Glück zu suchen. Es war kaum mehr möglich, ihn wieder ans Ufer zu bringen, und man erlaubte ihm daher, die Familie nach ihrer Heimat in England zu begleiten, wo er eine Zeit lang dieselben niedrigen Dienste verrichtete wie früher. Doch bald hatte er mit sorgfältiger Aufmerksamkeit den anderen Dienern die Geheimnisse ihres Geschäfts abgelauscht und kam als Lakei in das Empfangzimmer. Er lernte dann Lesen und Schreiben und wurde Kellermeister; er vergaß die Sprache seiner Heimat und selbst die Gebräuche seiner Religion und besuchte regelmäßig die protestantische Kirche, ohne, wie er sagte, einen Unterschied entdecken zu können. Nachdem er treu und ehrlich gedient und sich zwei bis drei tausend Pfund erspart hatte, kehrte er vor ungefähr drei Jahren mit dem Sohne seines alten Herrn nach Portugal zurück. Von hier ging er in sein galicisches Heimatdorf, wo er Land ankaufte und wie Gil Blas als Hidalgo sich niederließ. Bald nachher jedoch erschien er wieder in Oporto und erklärte kopfschüttelnd, seine Heimat sei ein klägliches Land, von Barbaren bewohnt, mit welchen sich nichts anfangen ließe, und er lobe sich einen Platz am Küchenherd seiner alten Freunde in England. Er ging wieder nach England, sah sich aber hier als Diener behandelt, während er daheim den Herrn gespielt hatte, und so kehrte er

aufs neue nach Spanien zurück und lebt jetzt unabhängig auf seinem Besitzthum.

Mein eigener Diener kam als halbnackter Knabe aus Spanien — er verläugnet den Namen eines Gallego — erlernte von einem Kameraden Lesen und Schreiben und ist jetzt so gut wie ein englischer Lakei, ja in vielen Beziehungen noch besser, denn er führt alle Haushaltrechnungen mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit.

Doch an einem anderen Orte mehr von den Gallegos. Setzen wir jetzt unsere Reise fort.

Der Leutnant und der Comprador mit frischen Vorräthen steigen wieder an Bord, die Uferboote erhalten die Weisung, sich zu entfernen, die Schaufeln setzen sich in Bewegung und wir brausen wieder in die See hinaus.

Drei Meilen von der Stadt erstreckt sich von Süden her ein Felsenriff weit über die Bai, und von hier aus wurde einst eine Kette nach dem jenseitigen Ufer gezogen, um den Hafen und ein Geschwader reicher Galleonen gegen die Annäherung einer englischen Flotte unter dem Admiral Sir George Rooke, einem meiner Vorfahren, zu schützen. Aber er benutzte einen günstigen Wind, brachte seine Schiffe in eine geschlossene Reihe und segelte damit gegen die Kette — sie zersprang und er eroberte oder versenkte alle spanischen Galleonen.*)

*) Es ist jetzt eine Gesellschaft zusammengetreten, die gegen eine Abgabe von fünf Procent an die Regierung die Erlaubniß

Wir fuhren dicht am Ende des Felsenriffs vorüber und verließen die Bai durch die südliche Einfahrt, die, obgleich die engste, noch immer hinlänglich breit ist, um eine Fregatte zwischen das Festland und die hohen, steilen Bayona-Inseln einzulassen, die einen so vortrefflichen Molo für die Bai bilden. Unser Schiff hielt sich nahe am Ufer, das nach den spanischen Gränzen hin, wie der Charakter seiner Bewohner, stolz, erhaben und kühn ist. Wir hörten das Brausen des Oceans, der seine schäumenden Wogen gegen jene hohen Gränzen trieb, als hätte er sie überspringen wollen, und wenn auch stets zurückgeworfen, wie ein trotziges Ungeheuer, den Angriff unerschrocken wiederholte.

In der ersten Oeffnung der Gebirge erblickten wir die Mündung des Minho, der Spanien von Portugal trennt, und ungefähr zwei Wegstunden von der See auf dem südlichen Ufer erkannten wir mit unsern Ferngläsern ganz deutlich die portugiesische Stadt Caminha, die Sir Charles Napier, als Admiral in Diensten der Königin von Portugal, mit einigen Seesoldaten und britischen Blaujacken überrumpelte und den Miguelisten abnahm. Gegenüber nahe am Meere liegt die kleine spanische Stadt Guarda und in der Mitte des Flusses erhebt sich ein starkes portugiesisches Kastell. Caminha ist von einer niedrigen bevestigten Mauer um-

erhalten hat, die Schätze der versunkenen Schiffe zu heben, deren Ueberreste bei ruhigem Wetter noch immer tief unten im Meere sichtbar sind. L.

geben, über welche eine Kirche und ein Kloster emporragen, und die Mündung des Flusses wird von einer Barre gesperrt, die den Schiffen die Einfahrt verbietet. Doch für jetzt genug von diesem Orte; wenn ich meine Reise im Norden Portugals schildere, werde ich mehr davon erzählen. Die Küste nimmt nun einen milderen Charakter an — die Abhänge der Hügel sind mit Fichtenwäldern und Feldern bedeckt und hier und da schimmern weiße Hütten hervor.

Die nächste bedeutendere Stadt auf halbem Wege zwischen Vigo und Oporto ist Viana an der Mündung des Lima, nächst Oporto der größte und günstigste Hafen der Provinz. Auch diese Stadt, die auf flachem Lande liegt, ergab sich an Napier, als er mehr durch den Schrecken seines Namens als durch die Stärke oder Größe seines Heeres Portugals reichste Provinz für die Königin gewann.

Die Küste wird jetzt immer flacher und nur in einiger Entfernung von dem sandigen Strande zeigt sich eine lange Kette felsiger Hügel; dennoch aber ist das Land noch immer schön und freundlich. Ungefähr zwölf Meilen von Oporto passirten wir die Stadt Villa do Conde mit dem großen, auf einem Felsen über dem Flusse Ave erbauten Kloster St. Clara und einer Wasserleitung auf hohen Bogen, die dem Kloster und der Stadt viele Meilen weit aus dem Gebirge Wasser zuführt. Die Stadt selbst ist nicht von bedeutender Größe. Hier werden viele der kleinen Schiffe

zum Küstenhandel in Portugal und selbst größere Fahrzeuge gebaut. Das Ufer von hier bis Oporto ist fast nichts als ein mit Fichtenwald bedecktes welliges Gelände, nur sparsam von weißen Hütten unterbrochen. In einer kleinen sandigen Bucht zwischen niedrigen Felsen ungefähr zwei Stunden von Villa do Conde landete Don Pedro mit seiner tapferen Kriegerschaar, um sein Land aus der tyrannischen Gewalt seines Bruders Don Miguel zu erlösen, und man sieht vom Meere aus den weißen steinernen Obelisk, der jene Stelle bezeichnet.

Die Schatten der Nacht lagen schon über der Welt, wie die Dichter singen, als wir die Mündung des Douro erreichten; aber die Dunkelheit störte nicht; denn die Nacht war schön, die See ruhig und Nossa Senhora da Luz (unsere Frau vom Lichte) leuchtete gnädig, um unsere Ankunft zu begrüßen und unsern Lauf zu lenken. Dieser Leuchtthurm steht auf einem Berge in geringer Entfernung von der Mündung des Douro, auf der Nordseite und gerade vor der Stadt St. João da Foz. Die Schaufeln wurden gehemmt und ein Schuß von unserem Schiffe sollte die Aufmerksamkeit des Piloten erwecken, dessen Boot stets in Bereitschaft ist, Brieffelleisen und Passagiere ans Land zu bringen. Um unsere Lage anzuzeigen, wurde hierauf ein blaues Licht angezündet, und als wir uns einander ins Gesicht sahen, mußten wir uns gestehen, daß wir in der düsteren Beleuchtung eher den geisterhaften Gestalten eines

Gespensterschiffs als menschlichen Wesen glichen, während das furchtbare Getöse des entweichenden Dampfes nicht wenig dazu beitrug, unsere Sinne zu verwirren. Wir sahen in der That aus wie die Mannschaft des weitberühmten Vanderdecken oder irgend eines anderen derartigen Kreuzers, von welchem ich als Knabe gelesen und geglaubt habe, daß er durch die Tiefe segele, um die Seelen derjenigen zu sammeln, die der Ocean verschlungen hat.

Bei Tage kann man vom Verdeck des Dampfschiffes das eine Stunde vom Ufer entfernte Oporto deutlich liegen sehen und der Torre dos Clerigos, ein hoher kegelförmiger und arabeskenartig verzierter Thurm, und die Kirche von Nossa Senhora da Lapa mit einer glänzend weißen Fronte sind die Gegenstände, die am meisten ins Auge fallen. Es scheint, als stände die Stadt auf dem Gipfel hoher Klippen auf beiden Seiten einer Kluft in dem Gelände, das der Fluß durchschneidet; sie liegt jedoch nur auf der Nordseite des Douro, während das große Serra-Kloster und die Stadt Villa Nova mit ihren weitberühmten Weinlagern, und weiter nach dem Meere hin einige zerstreute Häuser und Fabrikgebäude das südliche Ufer einnehmen. Die Reihe weißer Häuser dicht an der Mündung, mit einer Kirche in der Mitte, einem Leuchtthurm auf einem Hügel zur Linken und den niedrigen Kastellen, die den Eingang des Flusses auf der rechten Seite

decken, ist die Bade=, Fischer= und Lothsenstadt St. João da Foz.

Auf einem anderen Hügel nördlich vom Leuchtthurm stand eine migueliſtische Batterie, während Don Pedro's Krieger diesen besetzt hielten. In diesen beengten Stellungen spielten die beiden Heere mehre Monate lang mit eisernen und bleiernen Kugeln, und in dem Leuchtthurm fand Oberst Cotter und noch mancher Tapfere seinen Tod. Beide Parteien hatten den Platz nach dem Ufer hinab mit bedeckten Wegen versehen, die eine in der Absicht, die Landung von Lebensmitteln zu verhindern, die andere, um sie zu decken.

Einige hundert Schritte weiter nördlich streckt sich ein schöner Steindamm in die See und bildet einen kleinen Hafen für Boote. Hier setzt das Lothsenboot seine Felleisen und Passagiere ans Land, wenn der Strom zu reißend ist oder die See zu wild gegen die Barre stürmt; aber die Landung an diesem Punkte ist für den Reisenden äußerst beschwerlich und kann ihm eben keinen sonderlichen Begriff von der Civilisation des Landes beibringen, denn er muß fast eine volle Meile auf Sand und schlechtem Wege sich abmühen, ehe er auf dem Douro nach der Stadt schiffen kann, und jeder Theil seines Gepäcks wird von verschiedenen Leuten in Beschlag genommen und nach dem Zollhause in Foz getragen. Des Nachts wird er es noch lästiger finden, aber er muß bedenken, daß dies der schlechteste Lan=

dungsplatz ist und nur gelegentlich bei ungünstigem Wetter benutzt wird.

Wir erwarteten die Ankunft des Lothsen an unserem Dampfschiff. „Was mag die Ursache dieser Verzögerung sein?“ „Die Leute schlafen oder sind zu einer Festa gegangen; man kann die Ruder nicht finden, oder die Raketen sind feucht geworden.“ — „Nein, Manoel ist immer auf der Wache und sein Boot in guter Ordnung. Da steigt eine Rakete auf! Wie schön ihre glänzenden Tropfen sich ausnehmen, indem sie, wie die Trauerweide, in Bogen herabfallen und dann wie Sternschnuppen auf dem finsteren Meere verschwinden! Das Boot wird bald da sein!“ Das ist ein wackerer Geselle, dieser Manoel Franzisco, und sein kalter Muth und seine Ruhe in der Gefahr erregen Bewunderung, je seltener die Seeleute seines Vaterlandes dieser Eigenschaften sich rühmen können. Es wissen viele von seinem guten Benehmen zu erzählen und darunter ist besonders mein Freund Butler, der der Entschlossenheit dieses Piloten sein Leben verdankt. Es war spät an einem Winterabend, als das Dampfboot, in welchem Butler aus England kam, Oporto erreichte. Manoel fuhr in seinem Fahrzeuge heran und bemerkte, die See ginge zwar hoch, aber er hoffe dennoch die Barre passiren zu können. Mein Freund verließ daher das Dampfschiff, das seine Reise fortsetzte, doch als sie in die Nähe der Barre des Douro kamen, war das Meer so plötzlich gestiegen, daß

sie ohne die äußerste Gefahr sie unmöglich passiren konnten. Es hatte sich ein heftiger Westwind erhoben, und als die Nacht anbrach, fing er schnell wüthender zu toben an, während die ungeheuren Wogen mit furchtbarer Kraft heranstürmten und jede Barke, die in ihre Gewalt kommen würde, in die schäumende Brandung zu begraben drohten. Vergebens spähte Manoel nach einer Windpause und nach einer Stelle, wo keine Brandung wäre — aber in der ganzen Ausdehnung jener felsigen Küste zeigte sich nichts als dasselbe unnahbare Bollwerk. Die einzige Möglichkeit der Rettung war ein Versuch, die offene See zu gewinnen, ehe der zunehmende Sturm sie zurücktrieb und gegen die Felsen schleuderte. Aber sie hatten auch nicht einen Tropfen stärkendes Getränk, nicht einen Bissen Nahrung zur Unterstützung der Kraft und Entschlossenheit, deren sie jetzt alle bedurften. Durch tüchtiges Rojen gelang es ihnen, dem Ufer zu entkommen und den Schnabel des Bootes gegen die See zu halten; aber der Wind wurde endlich so heftig, daß sie ihm nicht länger die Stirn bieten konnten. So viel sich in der Finsterniß der Nacht erkennen ließ, schienen sie sich dem verderblichen Ufer zu nähern. Den Schiffern sank der Muth und einige warfen sich in das Boot und weigerten sich, noch länger gegen ihr unvermeidliches Geschick zu kämpfen. Manoel behauptete seinen Posten am Steuerruder und suchte durch ermahnende Worte und seine eigene kaltblütige Fassung den Muth seiner Leute aufrecht zu erhalten;

aber vergebens. Die Wogen schlugen über die Seiten des Schiffes und sie konnten es bei beständigem Ausschöpfen nur mit Mühe flott erhalten. Der Lothse warf einen hastigen Blick nach dem Ufer und sein erfahrenes Auge erkannte die drohende Gefahr. Er bat meinen Freund, ans Steuerruder zu treten und genau seine Weisungen zu befolgen, er selbst aber warf plötzlich seinen Rock ab und ein Ruder ergreifend, beschämte er einige seiner Leute, daß sie zu ihrer Pflicht zurückkehrten. Ihre Kraft schien bald gänzlich erschöpft zu sein, aber so oft sie im Begriff waren, den Kampf aufzugeben, reizte sie Manoel zu neuen Anstrengungen, und so stritten sie im Angesicht des Todes viele Stunden lang gegen die Wellen. Endlich, als es tagte, entdeckten sie zu ihrer großen Freude ein Segel; glücklicher Weise wurden sie von dem Fahrzeuge bemerkt, es kam ihnen zu Hilfe, nahm sie an Bord und ihr Boot ins Schlepptau. Es war ein Schiff von Neufundland und ging nach Oporto; aber ach, der Kapitain und alle seine Leute gehörten zum Mäßigkeits-Verein, und sie hatten nicht einen Tropfen Wein oder Branntwein zur Erquickung der halbtodten Bootsleute. Der Sturm tobte drei Tage lang, so daß das Boot, wäre nicht jenes Schiff, wie von der Vorsehung gesandt, zu Hilfe gekommen, ohne Rettung verloren gewesen wäre.

Bei so stürmischer See hütet sich das Dampfschiff, mit dem Ufer zu verkehren, und wenn es nicht seine Passagiere und Felleisen in Vigo abgesetzt hat, so bringt es dieselben

nach Lissabon, von wo sie mit dem Oporto-Dampfboot zurückkehren.

Das zur Landung der Posten bestimmte Boot ist eine sogenannte Catraja, ungefähr dreißig Fuß lang, an beiden Enden scharf, mit einem großen Schaft und einem Steuer, fast ganz wie an einer holländischen Galeote. Es hat zehn bis vierzehn Ruder mit zwei Ruderbänken, d. h. auf jeder Duft sitzen zwei Männer, die Füße an die nächste Bank gestemmt. Ich habe bei gutem Wetter eines dieser schmucken Boote mit dreißig Personen und einer ungeheuren Masse Gepäck über die Barre setzen sehen. Sie führen nur ein einziges Segel, an einer unmäßig langen und dünnen Raa befestigt und an einen schmächtigen Mast gehißt.

So sind alle Lothsenbarken an der Mündung des Douro und alle größeren Fischerboote beschaffen. Besonders hübsch aber sind die letzteren, denn sie sind bedeutend größer als jene und statt aller Malerei nur getheert und geölt. Es gibt ein anmuthiges Schauspiel, wenn eine Flotte solcher Boote in den Strom schwimmt, die weißen Segel vom Seewind geschwellt und jedes Fahrzeug mit zwanzig oder noch mehr Leuten bemannt — schönen kräftigen Menschen mit gebräunten Gesichtern, mit langen, fliegenden, rothen Mützen, blauen Jacken und weiten, kurzen Hosen von weißem Zeuch — deren lauter Gesang die Luft erfüllt und deren Herzen die Hoffnung entzückt, für die erbeuteten Fische einen guten Markt zu finden.

Endlich kam Manoels Catraia Seite an Seite, und nachdem ich von meinen Freunden Abschied genommen, folgte ich den ungeheuren Felleisen, die sie als Ladung empfing.

Wir stießen von dem Fahrzeug, das mich wohlbehalten bis hierher getragen hatte. „Go on!" hörte ich rufen und das mächtige Ungeheuer schoß schnaubend und stöhnend in die Finsterniß. Wie einsam fühlte ich mich, als ich auf der dunklen Wasserwelt zurückgelassen, meine seitherige Heimat schnell dahin eilen sah, während die freundlichen Lichter in ihren Kajütenfenstern mich einzuladen schienen, ihr zu folgen — es kam mir vor, als sei das letzte Band, das mich noch an England knüpfte, nun gewaltsam zerrissen.

Es war eine liebliche Nacht; die Baake am Ufer brannte lustig und bei jedem Ruderschlag funkelten die Wellen im Lichte. Wir glitten leicht über die in diesem Augenblick ruhige Barre, fuhren unter den Mauern eines düsteren Kastells hin und landeten an der Cantareira, einem von St. João da Foz auslaufenden Hafendamme. Ich wurde von einigen Freunden begrüßt, die meine Ankunft erwartet hatten, und begegnete in Bezug auf mein Gepäck keinen Unannehmlichkeiten. Sobald jedoch ein Fremder an der Cantareira landet, nehmen die Zollhaus-Wachen jeden Theil seiner Habe in Beschlag, und wenn es Nacht ist, bringen sie dieselbe in das Wachthaus, wo sie in seiner

Gegenwart versiegelt wird. Am nächsten Morgen wird sie in das Zollamt von Oporto geschafft und hier untersucht, doch selten mit großer Strenge, besonders wenn statt des Reisenden ein Schreiber aus einem der Handelshäuser dabei ist, an welche er Empfehlungsbriefe hat. Wer aber am Tage landet und nicht gar zu hungrig ist, mag gleich selbst sein Gepäck ins Zollhaus begleiten, um die Untersuchung abzuwarten, und wenn er einigen Verdruß bekämpft und Jeden höflich behandelt, so wird ihm gewiß mit derselben Höflichkeit begegnet werden; er kann dann beruhigt sich nach dem Gasthofe oder Hause verfügen, wo er zu wohnen gedenkt.

Die Boote, die zur Beförderung von Reisenden den Douro befahren, gehören zur Klasse der Gondeln; aber es ist zwischen ihnen und einer venetianischen Gondola ein eben so bedeutender Unterschied, wie zwischen der portugiesischen und der anmuthigen italienischen Baukunst. Sie erheben sich vorn in einem langen, über das Wasser hangenden Bug und sind am Hintertheil niedrig und abgerundet, während der Boden vollkommen flach ist. Die Bootsleute rudern stehend, mit dem Gesicht nach dem Bug gekehrt, und der hinterste lenkt den Lauf des Fahrzeuges mit einem breiten Steuer. Das Dach ist fast flach, grün bemalt und mit Vorhängen versehen. Diese Gondeln fassen ungefähr zehn Passagiere, die auf Seitenbänken einander gegenüber sitzen. Sie führen an einem leichten unbehauenen Maste ein Spriet-

segel von der häßlichsten Art, oben breit und unten schmal, das ein einzelner Mann augenblicklich einziehen kann; aber sie sind trotz ihrer rohen Bauart zu ihrer Bestimmung vollkommen geeignet; sie gleiten mit ihrem flachen Boden ohne Mühe über die schlammigen und seichten Stellen des Flusses, und ich habe nie gehört, daß ihnen irgend ein Unfall begegnet wäre. Das sind die Toldo-Boote von Oporto; anderer Orten sind mir dergleichen nicht vorgekommen.

Es vergeht eine halbe Stunde, ehe man den Kai des Zollhauses, die sogenannte Alfandega erreicht, wo nach Ueberwindung der nöthigen Formen ein kräftiger Lastträger das Gepäck des Reisenden auf seinen Rücken hebt und für zwei Testonen nach jedem Theil der Stadt trägt.

II.

Oporto. Tapferkeit seiner Einwohner. Ansicht vom Flusse aus. Straßen. Hängebrücke. Springbrunnen. Das Kloster San Bento das Freiras. Praças. Der Lustgang der Fontainhas. Der Largo do Torre da Marca. Vorstädte. Der ältere Theil der Stadt. Die Rua das Hortas.

Das „heldenmüthige und nie besiegte" Oporto, wie es jetzt genannt wird, ist eine der am unregelmäßigsten gebauten Städte, die ich kenne. Nur wenige seiner Straßen sind eben und noch wenigere laufen mit einander zu rechten Winkeln, ja seine Bewohner scheinen einen wahren Abscheu vor rechten Winkeln zu haben; aber es ist dennoch ein malerischer und reizender Ort. Es hat den Beinamen „das heldenmüthige" durch seine tapfere Vertheidigung gegen Dom Miguel's Heer ehrlich verdient, da jeder Kriegskundige behauptete, daß es nach allen Regeln der Taktik unfehlbar hätte genommen werden müssen. Aber die bewaffneten Einwohner, die wenigen Soldaten und die fremden Hilfstruppen dachten anders, oder sie waren zu uner-

fahren in der Kriegskunst, um zu wissen, wann sie sich hätten ergeben sollen. Was aber den Anspruch auf den Beinamen des „nie besiegten“ anlangt, so müssen die Einwohner bei dessen Verleihung die Einnahme durch Soult und all das Elend vergessen haben, das sie in der kurzen Zeit, während sein Heer die Stadt besetzt hielt, zu ertragen hatten; und wahrscheinlich gedachten sie dabei eben so wenig der Hilfe durch die britischen Truppen unter dem Befehl des Herzogs von Wellington. Oporto's Bewohner haben unter Braganza's Führung ihre Tapferkeit so gut bewährt, daß sie über solche eitle Prahlerei erhaben sein sollten. Sie dürfen nicht vergessen, daß Galliens wilde Heere blutige Gemetzel, Verheerung und allen Jammer des Krieges in ihr schönes Vaterland brachten — sie mögen sich erinnern, was sie dagegen Britannia's Heeren verdanken — Hilfe, Frieden und Wohlstand!

Oporto's Breite vom Flusse aus beträgt ungefähr eine halbe Stunde; es beginnt ziemlich eine Stunde vom Meere entfernt und erstreckt sich, bergauf bergab, gegen eine halbe Stunde weit längs den Ufern des Douro. Die Hälfte dieses Flächenraums wird überdieß noch von Gärten bedeckt, die, ausgenommen in unmittelbarer Nähe des Flusses, nur wenigen Häusern fehlen. Es zählt, wenn ich recht unterrichtet bin, ungefähr 80,000 Einwohner; aber niemand scheint hierüber vollkommen gewiß zu sein. Die Häuser sind bis dicht an den Rand des Flusses gebaut,

von wo aus die Stadt zu zwei hohen steilen Bergen sich empor hebt, die wiederum in kleinere Hügel und Thäler gespalten sind.

Es war ehemals mit einer Mauer von großen ohne Kitt verbundenen Quadersteinen umgeben, die viele für ein Werk der Mauren halten; aber sie stammt in der That aus späterer Zeit, obgleich sie eine Nachahmung maurischer Bauart ist. Sie steht meist noch wenig verfallen; aber die Stadt hat sich weit über diese Schranke hinaus gedehnt. Der am Flusse hinlaufende Theil, mit einem gleich langen Wege, auf welchen sich die Thüren der Häuser öffnen, ist vollkommen erhalten und am westlichen Ende von einem niedrigen runden Thurm flankirt. Sie steigt, mit einer zugespitzten Brustwehr versehen und auf der Außenseite von einem steilen Abhang gedeckt, an jedem Ende der Stadt unmittelbar vom Flusse zu den Bergen empor. Die Bauart der Häuser ist sehr verschieden. Diejenigen, die auf der Mauer nach dem Flusse zu liegen, erinnern mich an Havre de Grace und ähnliche normännische Städte, während andere in den ältesten Theilen der Stadt aus vestem Stein erbaut und reich verziert sind, wie in Edinburg's Altstadt, und wieder andere an Größe, wenn nicht an Zierlichkeit mit manchen italienischen Palästen sich messen können; die Gebäude aus neuerer Zeit aber haben eine ganz eigenthümliche Bauart, ohne jede Spur von Plan und Regel; und so gern ich den Portugiesen ihrer vielen

bewundernswerthen Eigenschaften wegen meine volle Achtung zolle, so muß ich doch bekennen, daß sie die schlechtesten Architekten sind, die ich je in einem Lande gefunden habe. Betrachtet man die Stadt vom Flusse aus, so tritt zumeist der erzbischöfliche Palast hervor, ein großes viereckiges Steingebäude mit vielen Fenstern, das auf einem Berge in der Mitte des ältesten Theils von Oporto steht. Ihm zunächst erblickt man die Kathedrale, deren Thürme über die umliegenden Häuser emporragen, und dann wieder erhebt sich über die vielen in der Stadt zerstreuten Thürmchen der mit maurischem Bildwerk verzierte Thurm dos Clerigos. Oestlich zeigt sich eine neuerlich hergestellte schöne Ketten-Hängebrücke zur Verbindung der beiden Ufer, und unmittelbar darüber steht einer der alten Thürme der Stadtmauern, später in ein Sommerhaus für die Nonnen von Santa Clara umgewandelt, deren Kloster nicht weit davon einen rauhen Abhang krönt. Auf dem Gipfel einer hohen Klippe auf der Südseite liegt das jetzt verfallene aber einst reiche Serra-Kloster mit seiner hohen runden Kirche und seinem Kuppeldache. Unter ihm dehnt sich auf derselben Uferseite die Stadt Villa Nova da Gaia am Flusse hinab und die langen niedrigen Gebäude, die man darin bemerkt, sind die Weinspeicher der Kaufleute von Oporto.

Dies wäre eine flüchtige Skizze der Stadt, vom Flusse aus gesehen. Wir wollen jetzt landen und sie durchwandern, indem wir zuerst den Fuß auf den neuen, breiten

und schönen Kai nächst dem Zollhaus setzen, wo Fahrzeuge von zweihundert Tonnen ihre Ladungen ausschiffen können. Das Zollhaus, ein elendes Gebäude, zur Rechten, ersteigen wir unter Waarenballen und Ochsenkarren einen kleinen steilen Hügel und treten in die Rua Nova dos Inglezes — die neue Straße der Engländer. Sie ist nicht lang, aber die breiteste der Stadt, und zählt einige hübsche Häuser, worunter die englische Factorei das beste ist. Hoch über ihr, auf dem einen Ende schaut der bischöfliche Palast von seinem Horst herab und auf dem andern steht eine Gruppe von Kirchen. Hier halten die Kaufleute ihre Börse und versammeln sich, um von Geschäften oder der letzten neuen Oper zu sprechen. An dem einen Ende wurde kürzlich eine breite, an einem Hügel hinanlaufende Straße eröffnet, in welcher nach den langen Mauern des aufgehobenen Klosters St. Francisco hin eine schöne Steinfronte aufgebaut wird. Es ist dieses Gebäude zur Börse bestimmt und dicht daneben steigt ein anderes schönes Haus — das Bankhaus der Lissaboner Zweigbank — schnell zur Vollendung empor. In der Rua Nova und ihrer Nachbarschaft befinden sich die Geschäftslocale der Kaufleute; ihre Wohnungen aber haben sie gewöhnlich in den höhern Theilen der Stadt oder auf dem Lande. Die am regelmäßigsten gebaute Straße ist die Rua Nova de San João, die vom Flusse aus einen steilen Berg hinansteigt und das östliche Ende der Rua Nova dos Inglezes durchkreuzt.

Nach einer Anordnung, die man streng befolgt hat, muß jedes Haus mit dem gegenüberstehenden in gleichem Style erbaut sein, vielleicht damit sie einander nicht aus der Fassung starren, so daß wenn der Erbauer auf der einen Seite einen merkwürdig schlechten Geschmack entwickelte — was nicht selten vorkommt — der Erbauer auf der andern ihm nachahmen mußte, und wenn auch sein Urtheil ein noch so vorzügliches war. Doch der Eindruck, wenn man landet, ist gut; denn die Häuser sind hoch und mit prächtig bemalten und vergoldeten Balkonen verziert, und der Blick fällt zunächst auf einen schönen steinernen Springbrunnen an der Giebelseite eines Hauses zur Linken, der bis zum Dache hinanreicht. Hätte man die Hängebrücke, wie anfänglich beabsichtigt wurde, am Fuße dieser Straße über den Fluß geschlagen, so wäre eine Ansicht entstanden, worauf Oporto's Einwohner mit Recht hätten stolz sein können. Statt dessen aber liegt sie ganz außer'm Wege mit einem elenden Zugang auf beiden Seiten, und man beging diesen Fehler, um die vesten Felsen beider Ufer als Träger der Ketten zu benutzen und weil der Strom an dieser Stelle etwas schmäler ist. Sie wurde von einem französischen Ingenieur errichtet und ist Eigenthum einer Gesellschaft; ihre ungünstige Lage aber entzieht ihr eine bedeutende Einnahme, indem viele Leute, die sonst zu Fuße gehen würden, in Booten über den Fluß setzen.

Die Idee, die gegenüberstehenden Häuser einander

gleich zu bauen, soll von dem Marquis von Pombal ausgegangen sein, der verschiedene Straßen bauen ließ und viele andere im Werke hatte, deren Spuren in großartigen Thorwegen und prächtig ausgehauenen steinernen Fenstern für das Erdgeschoß, hier mit einem elenden Hüttendach bedeckt, dort als Gartenmauern dienend, Jahre lang sichtbar waren. Später, als der Wohlstand der Stadt sich mehrte, sind die meisten dieser Gebäude vollendet worden. Da die Stadt auf Granit gebaut ist, so sind alle Gebäude massiv und selbst die Bauart der geringsten Hütte scheint auf Jahrhunderte berechnet zu sein.

In allen Theilen der Stadt gibt es Springbrunnen, meist in maurischem Geschmack erbaut, einige unter Bögen und an Mauern, wie in Italien, alle aber mit irgend einem Bildwerk verziert. Man sieht sie zu jeder Tagesstunde von Gallegos mit ihren Wassertonnen und von Mädchen umringt, die theils ihre Henkelkrüge füllen, theils mit Waschen beschäftigt sind. Diese Vorliebe für Springbrunnen ist den Bewohnern aller warmen Länder eigen und sie verwenden auf deren Erbauung die größte Sorgfalt; aber es ist auch in der That ein erquickender Anblick, wenn man an einem heißen schwülen Tage durch die Straßen wandernd, das reine glänzende Wasser hervorsprudeln und über die steinernen Becken fließen sieht.

Am obersten Ende der Rua Nova de St. João treten wir, uns rechts wendend, in die Rua das Flores, die

am besten gepflastert ist und die reichsten Waaren der Stadt enthält. Sie wird hauptsächlich von Goldschmieden und Tuchhändlern bewohnt; die Kaufläden der letzteren sind finstere Gemächer, die ohne Glasfenster ihr Licht durch zwei offene Thüren erhalten, vor welchen die Tuchballen aufgehäuft liegen. Anziehender dagegen sind die Gewölbe der Goldschmiede mit ihren prächtigen Schmucksachen von durchbrochener Goldarbeit, die an den genuesischen Silberschmuck erinnern. Doch selbst die reichsten Läden sind nur klein; der gewöhnliche Schmuck ist in Glaskasten auf beiden Seiten der Fenster ausgestellt, um die Landleute anzulocken, wenn sie an Markttagen vorübergehen, und die Ladentische sind mit den kostbareren Juwelen, ebenfalls in Glaskasten, geschmückt. Das Gold ist ohne alle Beimischung, und das z. B. von den englischen Juwelieren so genannte Metall könnte auf diese Weise nicht bearbeitet werden. Die Portugiesen betrachten es als eine schlechte Mischung, die jenen Namen nicht verdient. Auch ihre kostbaren Steine und Juwelen sind äußerst schön und werden zu weit geringerem Preise verkauft, als man anderwärts für schlechtere zahlen muß.

Am Ende dieser Straße steht das große, einst reiche Kloster San Bento das Freiras, das Nonnenkloster von St. Bento, jetzt nur noch von einigen bejahrten Nonnen bewohnt, die Eingemachtes und Zierbüchsen mit getrockneten Früchten besonders an die englischen Kaufleute

verkaufen und sich damit ihren Unterhalt erwerben. Das hohe weiße Gebäude ist auf der Vorderseite von einem Hofe umgeben, zu welchem eine Treppe führt, und hinter den vielen dicht vergitterten Fenstern mag in vergangenen Tagen manches schöne Gesicht mit hoffnungsloser Sehnsucht nach Freiheit hervorgeschaut haben.

Wir wenden uns einige Schritte links und gelangen auf die Praça de Dom Pedro, am Fuße von zwei der breitesten und freundlichsten Straßen, der Calçada dos Clerigos und der Rua de Sant Antonio, die an zwei steilen Hügeln einander gegenüber liegen. Auf der Höhe der ersteren erhebt sich der Thurm dos Clerigos von welchem ich bereits gesprochen habe, und auf der Höhe der andern die Kirche St. Ildefonso. In diesen Straßen findet man größtentheils Linnen- und Ausschnitthandlungen, französische Haarabschneider, Putz- und Schmuckhändler, so wie auch Sattler und Hutmacher. Aber so verschiedenartige Gewerbe hier auch feil halten mögen, so sind doch die andern gewöhnlich in besondern Straßen vereinigt.

Die Stadt hat sieben bis acht freie Plätze, Praças genannt; der größte darunter ist die Praça de St. Ovidio, einer der höchsten Punkte der Stadt, mit einer äußerst reinen und gesunden Luft. Hinter der schönen Hauptkaserne auf der einen Seite dieses Platzes steht die Kirche Nossa Senhora da Lapa, wo Dom Pedro's Herz ruht, und in deren Nähe gewährt eine reizende mit Bäumen bepflanzte

Terrasse eine entzückende Aussicht über die Stadt, den Strom und die mit Fichtenhainen, Feldern und Dörfern bedeckte Umgegend — zur Rechten einen öden Felsen und auf der Vorderseite Burg und Stadt St. João da Foz mit der endlosen Fläche des atlantischen Meeres.

Die Praça Corduaria oder der Seilerplatz — weil hier die Seiler ausschließend ihr Gewerbe treiben — ist seinem Umfang nach der nächste, der erwähnt zu werden verdient. Die prächtigen Bäume, die ihn einst umgaben und die man jetzt durch neue Anpflanzungen zu ersetzen gesucht hat, wurden während der Belagerung umgehauen und zu Palisaden verwendet. Er hat auf allen Seiten schöne Gebäude, aber in solcher Unregelmäßigkeit, daß alle Wirkung verloren geht. Auf der einen Seite steht das Gefängniß, aus dunklem Stein erbaut, auf der andern ein noch unvollendetes Collegium, worin aber dennoch bereits eine medicinische Schule sich befindet, und hinter diesem das Findelhaus. In der einen Ecke ragt der hohe Thurm dos Clerigos hervor und dicht daneben liegt der neue Marktplatz, bei dessen Anlegung man aber entschieden mehr auf den Nutzen als auf Schönheit gesehen hat. Von dem Fischmarkt, der am Abhange des Berges liegt, sieht man nur das Dach. In seiner Nähe steht die schöne kleine Kirche Anjo und in einer andern Ecke, aber halb von den vorstehenden Häusern verdeckt, das große Hospital, das schönste Gebäude der Stadt. Die Häuser der Seiler und

eine Anzahl elender Hütten, die aber allmälig verschwinden sollen, füllen die übrigen Seiten der Corduaria. Unmittelbar unter diesem Platze findet man einen höchst anmuthigen, wenn auch nicht ausgedehnten öffentlichen Spaziergang, die Virtudes genannt, eine Terrasse auf dem Gipfel einer aus einem Thale hoch empor geführten Mauer. Ihre Lindenbäume hauchen im Frühling die köstlichsten Düfte aus und von den steinernen Bänken, die zur Ruhe einladen, schaut man hinab auf das Schiffsleben an den Kais, auf die Vorstadt Maçarellos und auf den Fluß in seinem ganzen Laufe mit seinen rauhen Klippen und seichten Buchten — bis hinaus auf die blauglänzende See.

Von hier aus steigen wir die breite Calçada dos Clerigos hinab und gelangen wieder auf die Praça de Dom Pedro, die aber mit jeder Revolution ihren Namen gewechselt hat. Von den Gebäuden dieses Platzes sei hier nur die Casa da Camera oder das Stadthaus, das blau und gelb bemalt, ein Pröbchen von dem Geschmacke der Camaristas liefert, und die Kirche mit dem Kloster der Congregados erwähnt, das jetzt theils in eine Tabakfabrik, theils in Privatwohnungen umgewandelt ist. Der mittlere Raum ist eine vollkommene Ebene, die von steinernen Pfeilern und einem eisernen Geländer umgeben und auf allen Seiten mit Bäumen bepflanzt, ein recht freundliches Ansehn hat. Dieß ist der ehemalige Richtplatz und als Dom Miguel die Krone an sich riß, bluteten hier

die zehn constitutionellen Richter, welche die provisorische Regierung gebildet hatten, während zwei andere, deren Hinrichtung aufgeschoben war, gezwungen wurden ihre Freunde sterben zu sehen. Die unglücklichen Männer hielten sich für so sicher, daß sie es verschmähten zu fliehen, selbst als die Möglichkeit sich ihnen darbot.

Die etwas steile Straße St. Antonio, auf deren rechter Seite die alte Stadtmauer zwischen den Lücken der Häuser hervorsieht, führt hinauf zu der Praça de Batalha, an deren einem Ende die Kirche St. Ildefonso, an dem andern das italienische Opernhaus steht, ein hohes längliches Gebäude mit röthlichen Mauern und vielen Fenstern, aber ohne den mindesten Anspruch auf architektonische Schönheit. Es ist dieß der unregelmäßigste Platz in Oporto; alle Häuser scheinen sich vorwärts gedrängt zu haben, um den Mittelpunkt zu erreichen, aber auf dem rauhen Boden, nach allen möglichen Richtungen gewendet, stecken geblieben zu sein. Am Ende der von hier auslaufenden Straße liegt die Praça de San Lazaro, der einzige Platz, wo man öffentliche Gärten angelegt hat. Sie sind von Mauerwerk und einem eisernen Geländer umgeben und gewähren mit ihren Blumenbeeten in französischem Geschmacke, ihren vielen Sitzen und dem großen Wasserbecken eines Springbrunnens in der Mitte einen recht angenehmen Aufenthalt, der alljährlich mit dem Emporwachsen der Bäume an Reiz gewinnen wird. Auf zwei

Seiten ist dieser Platz völlig von Klöstern eingeschlossen; das eine, das Nonnenkloster San Lazaro, hat noch immer einige Bewohnerinnen und enthält außerdem eine Anstalt für verwaiste junge Mädchen; das andere aber ist jetzt in eine öffentliche Bibliothek und Gemäldegalerie umgewandelt worden, die ich später beschreiben werde.

Von der Praça de Batalha gelangt man durch eine enge Gasse auf den reizenden, aber sehr vernachlässigten Lustgang der Fontainhas, der längs dem Rande der Klippen über dem Strome sich hindehnt. Wenige Städte können sich einer so herrlichen Aussicht rühmen, als man von hier aus genießt. In der Tiefe unten ergießt sich in schnellem Lauf der dunkel leuchtende Strom, zur Rechten von der anmuthigen eisernen Hängebrücke überspannt, über welcher als Kronen der rauhen Klippen auf der Nordseite die alten Mauern und Thürme der Stadt erscheinen, während gegenüber, auf dem Gipfel noch höherer Felsen, die runde Kirche des Serraklosters mit ihrem Kuppeldach emporragt. Und jenseits wieder dehnt sich das weitläufige Villa Nova am Ufer hin und den Abhang des Berges hinauf. Zwischen den hohen und nackten Klippen zur Linken schauen grüne lachende Ufer hervor und in der Ferne die Thürme des malerischen Palastes Freixo. Hier und da erblickt man auf einem hervorragenden Punkte eine kleine Hütte oder die weißen Flügel einer Windmühle; mitten unter dem geborstenen Gestein wachsen Reben und

Büsche und über die moosigen Felsen schäumt mancher Gießbach in die Tiefe hinab. Am östlichen Ende dieses Weges steht ein verfallenes Gebäude, das Seminar genannt, der erste Punkt, den die Engländer auf dem Douro eroberten, und ein großer Platz in dessen Nähe, einst die Gärten der bischöflichen Quinta, ist jetzt in einen öffentlichen Friedhof umgewandelt, für Oporto eine der wichtigsten Verbesserungen der letzten Jahre.

Die Aussicht, die ich hier zu beschreiben versucht habe, hat mich stets mit Wonne erfüllt, besonders wenn ich sie von den Gärten eines meiner Freunde aus genoß, die den Gang der Fontainhas überschauten. Ich habe hier manchen stillen Sommerabend unter einer Weinlaube gesessen, während die letzten Strahlen der sinkenden Sonne die bröckelnden Gipfel der Klostermauern und die höchsten Spitzen der schroffen Klippen färbten — während ein dunkler Schatten über den Abgrund unter mir sich lagerte und die ferneren Berge noch in röthlichem Lichte glühten; und als die Nacht kam, blinkte ein Licht nach dem andern auf der Brücke und in den Fenstern von Villa Nova auf, und aus der Tiefe empor tönte der Gesang der Schiffer, oder es stieg vielleicht von der Barke einer Gesellschaft, die von einem Feste auf den lieblichen Ufern oberhalb der Stadt zurückkehrte, ein Strauß Raketen aus dem finsteren Abgrund.

Vor einigen Jahren hatte ich die Freude, mit dem

Leutnant Holman, dem bekannten blinden Reisenden, in Oporto zusammen zu treffen; ich führte ihn eines Tages auf den Gang der Fontainhas und beschrieb ihm die Aussicht in all ihren Einzelnheiten. „Ich seh' es, ich seh' es! Es ist lieblich!" rief er und schien so ergötzt, als hätte er mit seinen leiblichen Augen gesehen. Sollte er einen neuen Bericht seiner Reisen veröffentlichen, so wird er ohne Zweifel den Punkt eben so genau beschreiben wie ich. Er ist wirklich ein höchst merkwürdiger Mensch, der, obgleich seines Augenlichts völlig beraubt, mit dem unerschrockensten Muth und ewig guter Laune die reichsten Kenntnisse und eine höchst anziehende Unterhaltungsgabe vereinigt und, wie er sagt, durch seine Ausdauer den größeren Theil der Welt „gesehen" hat. Er reist ohne Diener und miethet stets einen Eingeborenen des Landes, das er besucht; er schreibt sein Tagebuch, rasirt sich, kleidet sich an und bepackt seinen Reisesack ohne Ausnahme mit eigener Hand, ohne das Mindeste zu verlieren. Er bereiste das Innere Portugals, während seines Aufenthalts in diesem Lande, auf einem Maulthiere und war einst in Gefahr sein Leben zu verlieren, indem ihn das Thier abwarf und sich über ihm zu wälzen begann; er war betäubt, aber außerdem nicht ernstlich verletzt, und wieder aufsteigend, setzte er seine Reise fort, als wäre nichts vorgefallen.

Außer den bereits erwähnten Praças oder Largos, findet man in der Nähe der Cordoaria noch den Platz der

Ferradores und den Carmo, auf welchem die besuchteste Kirche Oporto's steht. Aus dem Kloster, wozu sie einst gehörte, sind jetzt die Barracken der Municipalgarde geworden. In der Mitte des Carmo wird der Getreidemarkt gehalten und an Markttagen sitzen hier die Kornverkäufer mit Mulden, auf welchen ihre Proben ausliegen, vor beweglichen Buden, während ihre Karren und ihr Vieh rings herum aufgestellt sind. Von dem Platze der Ferradores läuft eine lange Straße aus, die Cedofeita genannt, mit mehren guten Häusern, und von diesen zweigen verschiedene andere neue und gut gepflasterte Straßen in nördlicher Richtung sich ab, deren Häuser fast ohne Ausnahme mit Gärten versehen sind; man kann sie als die äußeren Theile der Stadt betrachten.

Aber ich muß noch den Largo do Torre da Marca erwähnen, einen großen freien Platz innerhalb der westlichen Stadtgränze und auf dem Gipfel einer über den Fluß hangenden Klippe. Er erhielt seinen Namen von einem Merkzeichen für die Einfahrt der Schiffe in den Strom, das in früheren Tagen in der Gestalt eines Kirchengiebels und mit einem großen gewölbten Fenster versehen, hier gestanden hat, aber während der Belagerung Oporto's von den Kugeln einer gegenüber stehenden Batterie zerstört worden ist; man hat die Materialien weggeschafft und an einem passenderen Orte, näher an der Mündung des Flusses, ein neues aufgebaut. Auch

von hier aus bietet sich mancher malerische Anblick dar. Auf der einen Seite eine Gruppe schöner Quintas fast hinab bis zum Rande des Flusses, auf der andern einige Barracken für Soldaten; westlich zwischen Klippen die Mündung des Stromes mit der Feste St. João da Foz, und östlich die Stadt, die Haus über Haus aus dem Wasser emporsteigt, bis zuletzt über all die Dächer und Kirchen der Thurm dos Clerigos sich erhebt. Auf dem andern Ufer begegnet dem Blicke wiederum das malerische Serrakloster und das lang sich hindehnende, wie ein Theater emporsteigende Villa Nova, und weit jenseits thürmen sich Gebirge über Gebirge, immer blauer und unbestimmter, bis sie endlich in der Ferne verschwinden. Der Strom nimmt höher hinauf eine etwas scharfe Wendung und indem er hierdurch das Ansehen einer vom Lande umschlossenen Meerzunge erhält, gewinnt er nur an malerischer Schönheit. Fast gegenüber liegt der Berg, auf welchem einst das alte Cale stand, jetzt aber ein runder Signalthurm sich erhebt, und unmittelbar vor uns die Kirche St. Antonio, die zu einem eingezogenen Kloster gehört, dessen einst malerische Gärten mit ihren Statuen und Springbrunnen jetzt zerstört und verwüstet liegen. Wenn einst an die Stelle der schmutzigen Häuser, die jetzt noch die innere Seite dieses Platzes verunzieren, freundlichere Wohnungen getreten sind, so wird dieß Oporto's gesuchteste Lage werden; denn selbst an den ruhigsten Sommertagen athmet man hier

nur selten vergebens nach dem erquickenden Hauch des Meeres.

Oporto's Vorstädte erstrecken sich in nördlicher und östlicher Richtung weit hinaus auf beiden Seiten der bedeutendsten Landstraßen.

Im Vergleich zu den meisten andern Städten der Halbinsel kann man Oporto's Straßen mit Recht hell, reinlich und luftig nennen, mit Ausnahme der ältesten, die innerhalb der Mauern an dem Flusse hinlaufen, und derjenigen, die den Hügel umgeben, auf welchem die Sé oder Kathedrale steht, und wo ohne Zweifel der erste Grund zur Stadt gelegt wurde. Dennoch aber verdienen eben diese Straßen einen Besuch jedes Fremden, der an alterthümlichen Forschungen Geschmack findet, denn mögen sie auch enge, finster und winkelig sein, so tragen doch ihre hohen, von der Zeit geschwärzten Häuser aus schön behauenem Stein viele merkwürdige Proben jener Bildhauerarbeit, womit unsre Vorfahren ihre Wohnungen schmückten. Hier besitzen viele der ältesten Familien Häuser, die sie aber meist gegen freiere Lagen vertauscht haben oder nur bewohnen, wenn sie dieser nördlichen Hauptstadt Portugals einen kurzen Besuch machen.

Oporto's fremdartigste Straße — wenn ich so sagen darf — ist die Rua das Hortas, die durchaus mit großen Fliesensteinen gepflastert ist und sich weit hin bis zum Campo do St. Ovidio ausdehnt. Sie hat wie die

Straßen in vielen spanischen Städten keine erhabenen Trottoirs; die Häuser sind hoch und mit verschiedenen Reihen hervortretender Balkone verziert und zwar mit so engen Zwischenräumen, daß die Leute ganz bequem über die Straße sich mit einander unterhalten können. Einen höchst anmuthigen Eindruck macht es, wenn sie bei irgend einer großen Prozession von geputzten Frauen belebt und mit buntfarbigen Flaggen und Tüchern behangen sind, während duftende Blumen den Boden bedecken. Es giebt wenig Häuser ohne Balkone in Oporto; sie ruhen auf Trägern von ausgehauenem Stein und sind mit angestrichenen und vergoldeten eisernen Geländern eingefaßt, die ihnen ein sehr glänzendes Ansehen geben.

Aus diesen flüchtigen Zügen wird man schließen, daß Oporto eine höchst malerische und schöne Stadt sei — sie ist es in der That und macht in ihrer Ausbildung gewaltige Fortschritte. Zehn Jahre constitutioneller Freiheit haben Wunder gethan — noch zehn Jahre inneren Friedens und gedeihenden Handels und es werden noch weit größere und wohlthätigere Veränderungen reifen. Wer Oporto vor einigen Jahren gesehen hat, wird sagen, meine Schilderung sei übertrieben, und der Reisende, der zehn Jahre später dieses Buch zur Hand nimmt, wird mich beschuldigen, ich habe der Stadt nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen; denn ich bin fest überzeugt, daß meine Prophezeiung in Erfüllung geht.

III.

Der Douro. Schicksal der „schönen Irländerin." Reise stromaufwärts. Vorstadt Maçarellos. Kais. Kirche und Kloster St. Antonio. Die Mönche und ihre Götter. Fischermette. Die Portugiesen als Schiffbauer. Sklavenhandel. Fahrzeuge auf dem Douro. Die Hängebrücke und ihre Opfer. Das Serra-Kloster. Der Palast Freiro.

Der Douro ist einer eigenen Beschreibung werth und die Bewohner seiner Ufer können mit Recht stolz sein auf den prächtigen Strom, der in seinem Laufe alle Arten lieblicher Scenen darbietet und als Straße aus dem Innern Spaniens nach dem Meere ihnen die Vortheile eines ausgebreiteten Handels bringt. Für die Engländer ist sein Name mit dem Andenken an Sieg und Triumph verknüpft.

Am 11. Mai 1809, nachdem Soult's Heer den von Coimbra vorrückenden Engländern bis nach Oporto gewichen war, zerstörte dessen Vorhut die Schiffbrücke. Als Sir Arthur Wellesley*) an den Ufern ankam, waren für den Augenblick keine Boote aufzutreiben. Er schickte

*) Wellington.

den General Murray den Fluß hinauf, damit er ihn bei Avietes passire, und den General Sherbrooke nach den tieferen Theilen von Villa Nova, während er selbst auf einem Felsen östlich vom Serrakloster, von wo er den Fluß übersah, seine Stellung nahm; in dem breiten Thale unter ihm war der Haupttheil des Heeres aufgestellt, durch die hohen Klippen, auf welchen das Kloster steht, dem in der Stadt liegenden Feinde verborgen. Endlich wurde dem General gemeldet, man hätte zwei Boote erlangt. „So soll die Mannschaft überfahren,“ lautete der Befehl. Die Abtheilung unter der Anführung meines tapfern Freundes, Major M'Crohan, gelangte zuerst ans jenseitige Ufer; sie kletterte die steilen Felsen hinan und nahm ihre Stellung in und bei dem Seminar, ehe die Franzosen nur im Stande waren, sie anzugreifen. Das übrige Heer setzte ebenfalls über den Fluß, während Murray und Sherbrooke in den Flanken erschienen, und der Feind zog sich eilig zurück und seine Kranken und Verwundeten, funfzig Geschütze und ein bedeutender Kriegsvorrath fielen in die Hände der Engländer. Man sagt, Soult hätte so wenig einen Uebergang für möglich gehalten, daß er eben im Begriff gewesen wäre, sich zu einem Bankett zu setzen, als er gezwungen wurde, sein Pferd zu besteigen und zu fliehen. Das bereitete Mahl war für seinen Sieger bestimmt. Von den Engländern verfolgt, machten die Franzosen durch den Paß von Salamonde einen meisterhaften Rückzug nach Spanien.

Der Douro entspringt bei Soria in Alt-Castilien, durchschneidet das Königreich Leon, bildet dann, sich südwärts wendend, die östliche Gränze der portugiesischen Provinz Tras-os-Montes und trennt endlich, seinen Lauf wieder nach Westen richtend, die letztere Provinz von der Provinz Beira, sowie Beira vom Minho. Er fließt bis in die Nähe von Oporto, unter welcher Stadt er ins Meer mündet, beständig zwischen ungangbaren Felsen und war früher nur auf eine Strecke von zwanzig Seemeilen schiffbar, d. h. von seiner Mündung bis zu einem Orte, Namens St. João da Pesqueira, wo ein vester Felsen sein Bett durchkreuzte. Vor einigen Jahren jedoch wurde ein englischer Ingenieur gewonnen, der dieses Hinderniß durch Sprengen aus dem Wege räumte und ein tiefes und sicheres Bett herstellte, so daß jetzt ein freier Verkehr nach Spanien hinein eröffnet ist. Allerdings wird auch heute noch die Schifffahrt auf dem ganzen Lauf des Flusses durch Felsen und Sandbänke bedeutend gehemmt; aber es haben bereits verschiedene Verbesserungen stattgefunden und man geht damit um, alle seichten Stellen zu vertiefen, damit größere Boote ohne auszuladen von der Mündung bis nach Spanien schiffen können, was jetzt, besonders während der trocknen Jahreszeit, jedenfalls unmöglich ist.

Es sind bedeutende Unternehmungen im Gange, um den Eingang des Flusses zu erleichtern. Man will den Strom durch Steindämme einengen und auf der Nordseite,

von der Feste nach den Figueira-Felsen, einen mächtigen steinernen Molo auswerfen, der theils eine bedeutende Wassermasse, die jetzt nach jener Richtung fließt, dem Hauptstrome zuführen, theils auch die Gewalt der Wellen brechen wird, die mit nordwestlichen Stürmen sich hereinwälzen. Die Felsen in der Mitte sollen gesprengt werden, so daß sich erwarten läßt, daß jeder Zeit, ausgenommen während der Strömungen oder Anschwellungen des Flusses, Fahrzeuge einlaufen und die Dampfschiffe aus England stets mit Oporto verkehren, ja wohl auch selbst sich in die Mündung wagen können.

Ich liebe den Anblick dieses Stromes, mag er ruhig im Sonnenschein sich spiegeln, oder von den Winterfluten angeschwollen mit schäumenden Wellen hinausstürmen in das Meer; und wie entzückend ist es an einem schwülen Sommertage auf einer leichten Barke in den endlosen Ocean zu rudern. O wer vermöchte die köstliche Kühle zu beschreiben, die man hier athmet, die Spannkraft und Reinheit der Luft, das Gefühl schrankenloser Freiheit, das die Seele erfüllt, wann das Boot lustig über die funkelnden leichten Wellen tanzt, welche eben erst der frische Seewind bewegt, der das verschmachtete Ufer noch nicht geküßt hat. Nur wer in Zonen gelebt hat, wo der heiße Sirocco den Athem hemmt und die Haut versengt, nur er weiß, welche Wonne man empfindet, wann man den ersten Hauch des Meerwindes um seine Wangen spielen fühlt,

und die salzige Kühle athmet, die dem erschöpften Körper wieder Kraft und Lebendigkeit gibt. Aber dieses Wasser, in diesem Augenblick so ruhig und lächelnd, kann morgen schon ein Meer schäumender Wogen werden, die mit furchtbarer Gewalt dahin rollend, jedes Fahrzeug, das ihr mächtiger Strudel erfaßte, zertrümmern würde, und wäre es das stolzeste Schiff, das je den Ocean gepflügt.

Die Zeit, wo der Douro einen wahrhaft großartig wilden Charakter annimmt, ist der Anfang des Frühlings, wann unter dem warmen Südwind der Schnee auf den Gebirgen schnell zusammenschmilzt und zu gleicher Zeit Regengüsse die vielen Flüßchen und Bäche anschwellen, die sich in den Hauptstrom ergießen. Noch vor wenigen Stunden floß er klar und langsam durch sein Bette und jetzt ist er zur mächtig tobenden Flut dicker schäumender Wogen geworden, die mit unwiderstehlicher Gewalt Häuser und Vieh, menschliche Wesen und ihre gebrechlichen Barken in das Verderben reißt. Das Wasser steigt in seinen hohen und engen Ufern dreißig bis vierzig Fuß; es füllt die Erdgeschosse des tieferen Theils von Villa Nova, reißt die Schiffbrücke weg, die über den Strom führt, und wälzt die Trümmer entankerter Fahrzeuge hinaus in die See. Ich spreche von ehemals. Das war das Schicksal der letzten Schiffbrücke, die jetzt durch jene schöne Hängebrücke ersetzt ist. Ich habe an den Ufern gestanden und auf die wilden gelben Fluten geschaut, die in ihrem Strudel ganze Bäume

wie Strohhalme drehten, daß jetzt die blätterlosen Zweige und im nächsten Augenblicke die Wurzeln aus dem Wasser tauchten — bis ich schwindelig von dem schnellen Wirbel der Wogen und betäubt von ihrem Tosen, meine Blicke abwenden mußte. Aber der furchtbarste Kampf beginnt an der Mündung, wo der wüthende Strom und die Wogen des Meeres sich begegnen und den leuchtenden Schaum emporwerfend, wie zwei erbitterte Pferde der Wildniß, laut schnaubend und mit wehenden Mähnen in wüthender Verzweiflung an einander rennen. Der Fluß jedoch siegt über allen Widerstand und seine gelbe Flut strömt weit hinaus ins Meer, ehe sie sich mit dem klaren Wasser des endlosen Oceans vermischt.

Vor vielen Jahren — ich erinnere mich der Zeit noch deutlich — strömte die Flut aus dem Inneren des Landes fast ohne eine einzige Warnung auf die Stadt herab, riß mehre Fahrzeuge von ihren Ankern und schleuderte sie hoch hinauf an die Ufer oder hinaus ins Meer. Auf einem dieser unglücklichen Schiffe — der „schönen Irländerin" — das am nächsten Tage in See gehen sollte, hatte sich der nachmals in Indien so berühmt gewordene General M'Crea eingeschifft; all sein Gepäck war an Bord, aber seine Familie schlief glücklicher Weise am Ufer. Er selbst befand sich auf dem Schiffe, als die tobende Flut sich herabwälzte — die eisernen Ketten und die dicken Seile, woran es befestigt war, zerrissen wie Bindfaden, er hatte kaum Zeit

ans Ufer zu springen und der Strom zog das Fahrzeug in seinen gewaltigen Wirbel. Einige von der unglücklichen Mannschaft, die sich im unteren Schiffsraum befanden, eilten aufs Verdeck, um Zeuge ihrer entsetzlichen Lage zu sein, ohne die Macht zu haben, sich zu retten. Sie wurden mit furchtbarer Schnelligkeit gegen eine Reihe tobender Wellen getrieben, das Schiff legte sich, und während der Kiel sich nach oben kehrte, bohrten die Masten sich tief in den Sand. Einige der unglücklichen Seeleute waren noch immer am Leben; sie kletterten an den Seiten des Schiffes empor und erhielten sich auf dem Kiel, während das Wasser sie umschäumte und auf der Seite nach dem Meere einen vollkommenen Katarakt bildete. So vergingen einige Stunden; die Unglücklichen schwenkten ihre Hüte und suchten mit allen Zeichen, welche die Verzweiflung ihnen eingab, vom Ufer sich Rettung zu erflehen; denn wohl wußten sie, daß die Masten nur einen schwachen Widerstand boten und daß jeder Augenblick sie hinwegraffen konnte. Die Ufer waren mit Menschen angefüllt und man sann vergebens auf Mittel zu ihrer Rettung. Der Consul Crispin und die britischen Kaufleute boten die höchsten Belohnungen jenen, die sie retten würden; aber keine menschliche Kraft vermochte ein Boot durch jenen rasenden Strudel zu steuern und es fand sich niemand, der sich zu ihnen wagte. Höher hinauf ließ man Boote an starken Halsen vom Ufer treiben, aber sie dienten nur dazu, den unglücklichen Geschöpfen auf

dem Wrack auch noch die Qual der Täuschung fühlen zu lassen, denn keines konnte sie erreichen. Sie schwenkten immer heftiger ihre Hüte, sie schrien verzweifelter, aber ihr Hilferuf erstarb in dem Toben der Wogen. Die Herzen der Zuschauer schlugen ängstlich — es waren furchtbare Augenblicke und alle sahen sich an mit banger Spannung in ihren Mienen. „Ist gar keine Hilfe möglich?" war die oft wiederholte ängstliche Frage. „Keine! Sie sind in Gottes Hand," war die Antwort. Aber niemand konnte sich abwenden von dem traurigen Schauspiel. „Allmächtiger Gott!" riefen alle, „der Mast ist gewichen!" Das Schiff bewegt sich, aber noch immer klammern sich die Matrosen ans Leben; es wendet sich und im nächsten Augenblick, ehe die bleichen Wesen noch ein Gebet um Gnade empor senden können, sind sie und ihre einst stolze Barke von den gierigen Wogen verschlungen.

Aber ich habe lange genug bei Trümmern und Unfällen und bei den Strudeln und Orkanen des Douro verweilt. Ich will nun diesen Strom in seiner ruhigeren Stimmung beschreiben, wann er sein gewöhnliches freundliches Antlitz zeigt, wann die Sonne ihre glänzenden, aber heißen Strahlen aussendet, wann der Himmel blau — so rein blau, wie ihn nur jene sich vorstellen können, die im Süden lebten — das Wasser hell und ruhig ist und die Fische vor Freude emportauchen, um einen Blick in die liebliche Welt zu thun. Eine stattliche Barke, mit wehender weiß und

himmelblauer Flagge kehrt eben, den Wind in allen Segeln, von ihrer langen westlichen Reise in den Strom zurück, von hundert neugierigen Zuschauern begrüßt und von Pilotenbooten umschwärmt, die jeden Augenblick, wo der leichte Wind nicht mehr ausreichen sollte, bereit sind, die Taue auszuwerfen und es aus der Nähe der drohenden Felsen zu bugsiren. Welches wirre Zungengemisch scheint da zu herrschen, aus welchem die tiefe, befehlende Stimme des Piloten oder des Kapitäns, oder das Knarren der Raaen hervortönt, wenn die Segel nach dem sich wendenden Winde eingerichtet oder aufgegeit werden, ehe man den Anker in seine wohlbekannte Heimat wirft. An der Barre ziehen einige Flußfischer in ihren engen flachen Kähnen, die an beiden Enden wie chinesische Schuhe aufgeschnäbelt sind, ihre Netze aus dem Wasser, während eine Flotte größerer Fischerboote mit ihren kleinen hohen Segeln schnell nach dem Ufer gleitet. Einige fahren den Fluß hinauf, andere landen ihre schuppige Ladung an der Cantareira, welche jetzt von Weibern belebt ist, die alle ihre Körbe füllen wollen. Ein Theil der Fischer leeren die Boote, andere waschen ihre Netze und ein Haufen Knaben hascht nach der kleineren Fischbrut, wie Schellfische und Krabben, alle aber sind fröhlich, lachen, jubeln und plappern. An dem Ende der Cantareira (eines über einige Felsen in den Strom laufenden Hafendammes) steht ein kleiner Wacht-

thurm mit einem Kuppeldache, der einen Schrein für den Schutzheiligen der Seeleute enthält.

Aber ehe wir den Fluß hinauffahren, wollen wir den Blick auf einen Haufen kleiner Buben richten, die ohne Kleider und ohne Scham am Ende jener Felsenspitze im Wasser tanzen. Sie schreien uns an mit ihren gellenden Stimmen und verlangen, wir sollen eine Kupfermünze auswerfen, welche diese amphibischen kleinen Ungeheuer mit merkwürdiger Geschwindigkeit aus dem Wasser holen, ehe sie den Grund erreicht, und sie dann triumphirend als ihre Belohnung davon tragen.

In der Mitte des Flusses erhebt sich ein Bau von vesten Steinen, um ein Felsenriff zu bezeichnen, und auf der Südseite der Anfang einer Mauer, die den Strom beschränken soll. Ueber ihr dehnt eine seichte Bucht ihre mit Fichtenwald bedeckten, von einigen Landhäusern belebten Ufer eine Strecke weit landeinwärts.

St. João da Foz, oder St. John's wie es die Engländer nennen, früher nur ein Fischerdorf, besitzt jetzt eine Anzahl hübscher Häuser und ist während der Badezeit der Sammelplatz für Oporto's feine Welt. Von hier aus führt ein breiter, in Felsen gehauener, mit Linden, Pappeln und Weiden besetzter Weg bis nach Oporto. Auf der Nordseite liegen weit ausgedehnt die Häuser der Fischer und Piloten und hinter ihnen erheben sich wellenförmige, mit Fichtenwald und Hütten bedeckte Berge. Wir kommen

dann an das See=Arsenal, das in neuester Zeit mehre schöne Schiffe vom Stapel laufen ließ. Auf seiner Werft lag gegenwärtig eine Kriegsbrigg, auf deren Bau man mit vollem Rechte stolz sein konnte. Mag sie das blau und weiße Banner ihres konstitutionellen Fürsten weit hinaus tragen über jene Meere, auf welchen Lusitaniens Name unsterblichen Ruhm erworben hat. Nun erheben sich auf beiden Seiten hohe und schroffe Klippen, und nördlich ergießt sich unter dem Wege ein kleines Flüßchen in den Strom. Der Rio d'Ouro, wörtlich der Goldfluß, soll einst Gold enthalten und davon seinen Namen bekommen haben; aber ich glaube, er erhielt ihn mehr von seiner Farbe nach dem Regen, die man wie das Wasser der Tiber in poetischer Sprache wohl goldgelb nennen kann.

Auf dem Wege am Fuße der Klippen sprudeln mehre Quellen aus dem vesten Felsen und unter den Trauerweiden, die ihre Becken beschatten, sind Steinsitze angebracht, die dem müden Wandrer an einem schwülen Sommertage erquickliche Rast gewähren. Am Ende der Klippen liegt die Vorstadt Maçarellos und hinter dieser ein reizendes Thal, dessen Seiten mit Häusern und großen Gärten, voll Orangen und aller Arten anderer Bäume, bedeckt sind. Von hier aus dehnt sich längs dem Ufer eine Reihe Häuser nach der Stadt hin und in allen Winkeln auf den Klippen hinter ihnen erheben sich Gebäude und Terrassen, während Schiffe mit den Flaggen aller Nationen an den breiten

Kais vor Anker liegen. Zuerst erscheint das brasilianische Zollhaus, ein ausgedehntes Gebäude, und höher hinauf das ehemalige Kloster Mont Chique, aus welchem jetzt ein Militairmagazin geworden ist. Dann erstreckt sich eine Esplanade, deren weit zurückstehende Häuser mit Arcaden versehen sind, bis an das alte Thor und die Mauer der Stadt. Die Mauer läuft in rechten Winkeln vom Flusse aus unmittelbar an den steilen Felsen empor, ist aber jetzt größtentheils hinter neueren Häusern versteckt.

Auf der Südseite, im Angesicht der Vorstadt Maçarellos ragt die rauhe Klippe hervor, die in den meisten Aussichten der Stadt einen malerischen Zug bildet. In einer kleinen Lücke derselben liegt zwischen den Felsen ein Stückchen unbebautes Land, wo in der Zeit der Blindgläubigkeit die Ueberreste der in der Stadt gestorbenen Engländer und anderer Protestanten beerdigt wurden. Etwas höher hinauf stehen die Ruinen der Kirche St. Antonio; das Kloster, das einst dazu gehörte, hatte liebliche Gärten voll Orangen und Lindenbäume. Ihre breiten steinernen Treppen, Terrassen und Balustraden waren mit Blumentöpfen jeder Gestalt und jeder Größe verziert, und in den Becken der kühlen Springbrunnen wimmelte es von Gold- und Silberfischen, oder sie dienten als Behälter für die schneckenartige aber köstliche Lamprete. Ganz besonders stolz aber waren die guten Mönche auf ihre Statuen; und eine merkwürdigere Waldgallerie mochte wohl auch nicht leicht

zu finden sein. Sie besaßen nicht nur alle Heiligen des christlichen Kalenders, sondern auch alle heidnischen Götter und Göttinnen, aber in einem so freundschaftlichen Durcheinander, daß es schwer zu unterscheiden war, ob die Figuren, vor welchen man stand, der heiligen oder der profanen Geschichte angehörten, und die würdigen Besitzer, die mit klassischen Kenntnissen nicht zu überflüssig begabt waren, lebten wirklich in dem Wahne, es seien Charaktere ein und derselben Art, ein Wahn, welchem zu Zeiten auch weniger fromme Leute sich hingaben. So paradirte Venus oft als die heilige Jungfrau, Jupiter wurde als der heilige Petrus gezeigt, während Mars die Ehre wiederfuhr, den heiligen Antonius vorzustellen. Jedermann behauptete, eine Statue mit dem Caduceus in der Hand und mit Flügeln an den Fersen sei niemand anders, als der Engel Gabriel, und man würde Jeden, der dieß bezweifelt hätte, für einen höchst gottlosen Menschen gehalten haben. Apollo mit seiner Harfe wurde stets als der König von Israel vorgestellt und der arme Pan, dieses ergetzliche Ungeheuer, galt für den König der Finsterniß. Kurz der Irrthümer war kein Ende; aber was kam auch darauf an, die Frommen bekreuzigten sich vor jedem Bilde mit gleicher Andacht und gingen nie nach Hause, ohne von dem Schauspiel höchlich erbaut zu sein.

Man muß gestehen, daß die würdigen Brüder jedes erlaubte Mittel benutzten, ihre leibliche Wohlfahrt zu er-

höhen. So sah man des Nachts, wo gewöhnlich die Fischerboote den Fluß herabkommen, um auf den Fang auszusegeln, vor einem Schrein am Ufer ein strahlendes Licht brennen, und der fromme Mönch, der dabei stand, ermahnte die Schiffer, ein Gebet für ihre Erhaltung und für einen guten Erfolg ihrer Fahrt zu verrichten, während er selber das Versprechen gab, in ihrer Abwesenheit diese Bitten zu unterstützen. Bei ihrer Rückkehr vergaßen sie dann nie, ihren geistlichen Rathgebern eine gewisse Anzahl ihrer Beute zur Auswahl zu lassen. In unseren aufgeklärten Zeiten aber sind die Fischer auf die Meinung gekommen, es sei dies eine ganz nutzlose Steuer. Die armen Leute! Sie vergessen, daß ihre goldene Gans getödtet ist und daß die Mönche, wenn sie mit ihren Gebeten nichts ausrichteten und wirklich auch selber keine Fische aßen, doch auf alle Fälle andere dazu ermahnten, während heut zu Tage niemand welche ißt, wenn er nicht gerade Appetit darnach hat. Friede den frommen Brüdern und den Göttinnen, den Heiligen und Jupiters Hofe; denn sie sind, niedergehauen von der unbarmherzigen Sense des Kriegs, vor einigen Jahren sämmtlich verschwunden, und die Stätte, die sie einst kannte, kennt sie nicht mehr. Das Besitzthum wurde versteigert und leider von einem Mann erstanden, der die Bäume umhauen ließ, um aus dem Lande Mais- und Kohläcker zu machen, und Kirche und Kloster mit Weinfässern füllte. Mögen die Geister der dur-

stigen Mönche fortwährend diesen Ort umschweben und dem geschmacklosen Filz die Tonnen leeren.

Fährt man den Fluß hinauf, so erstaunt man über die Anzahl schöner Schiffe, die ihn beleben, von dem schwerfälligen Brasilienfahrer bis zur leichten Rasca. Es stehen viele englische Fahrzeuge von siebzig bis zu zweihundert Tonnen mit Oporto in Handelsverkehr; aber mit Ausnahme einiger aus dem Hafen von Liverpool erscheinen sie neben den portugiesischen Handelsschiffen sehr im Nachtheil; denn hat auch dieses Volk seine Meeresherrschaft verloren, so baut es doch noch immer einige der schönsten Modelle in der Welt. Auf dem Werft von Villa Nova liegen oft zu gleicher Zeit acht Fahrzeuge — Schiffe, Briggs und Schoner — und es vergehen selten mehr als drei Monate bis zu ihrer vollständigen Ausrüstung. Die Portugiesen sind die besten Kalfaterer und Takler, und ich habe häufig gesehen, wie man in drei Tagen ein großes Schiff auf beiden Seiten mit Kupfer doppelte. Ihre Fahrzeuge sind meist ehrliche Brasilienfahrer; aber ich habe auch manches hübsche Schiff von verdächtigem Ansehn bemerkt — einen spitzigen, niedrigen Schoner mit hohen Masten, rechtwinkeligen Raaen und leichtem Segel, dessen Bestimmung, wie ich wohl wußte, eine ganz andere war. Diese Fahrzeuge, so sagt man, laufen erst in einen amerikanischen Hafen, wo sie sich ausrüsten und mit Fesseln versehen, und segeln dann nach der afrikanischen Küste, um

eine Ladung menschlicher Geschöpfe einzunehmen. Leider weiß man nur zu gut, daß der brasilianische Sklavenmarkt reichlich versehen ist, daß nicht nur viele Schiffe dieses Landes, sondern auch portugiesische und spanische jenen schändlichen Handel treiben, und daß viele reiche Kaufleute, die nach Rio de Janeiro verkehren, mit ihrem Gelde oder als persönliche Theilnehmer darin ihr Glück gemacht haben. Ein großer Theil der Portugiesen vermag die Abscheulichkeit des Verbrechens nicht zu erwägen oder drückt absichtlich die Augen zu, und die Gefühle des Abscheues, womit die übrige Welt auf dieses unmenschliche Gewerbe blickt, sind ihm fremd und unverständlich. Als Beweis für meine Behauptung brauche ich nur ein Gespräch zwischen mir und einem Manne zu wiederholen, der mir auf einem meiner Ausflüge in das Innere des Landes begegnete. Er war reich und angesehn und besaß eine zahlreiche Familie, mit deren Bestrebungen er mich bekannt machte. „Ein Sohn," sprach er, „ist zu Hause und hilft mir in meinem Geschäft, ein anderer ist auf der Universität und die beiden älteren haben sich als Kaufleute in Rio niedergelassen." — „Nun Sie haben sie gut untergebracht," entgegnete ich. — „Ja, Gott sei Dank, sie geben gute Hoffnung. Von den beiden in Brasilien hörte ich kürzlich, daß sie eben mit einer bedeutenden Ladung Sklaven von der afrikanischen Küste zurückgekehrt wären." — „Wie, Sklavenhandel!" rief ich, und es beschlich mich ein Gefühl des Widerwillens gegen

den Mann. — „Ja, sie sind mit des Himmels Segen sehr glücklich gewesen; sie haben selbst mehre Ladungen durchgeführt, ohne ein einziges Fahrzeug zu verlieren, obgleich sie den britischen Kreuzern manchmal nur mit genauer Noth entgangen sind.“ — „Und wissen Sie auch,“ sprach ich, „daß diese Briten, meine Landsleute, sie eingekerkert und bald nachher gehängt haben würden?“ — „O sie kennen die Gefahr, der sie sich aussetzen,“ erwiderte er mit einem kurzen Lachen; „aber bedenken Sie den ungeheuren Gewinn, den sie machen — die Versuchung ist unwiderstehlich.“ — Er würde ohne Zweifel wegen ihrer Einmischung gegen die Briten ausgefallen sein und ich schwieg, um nicht unnöthiger Weise meinen Abscheu kund zu geben. Ich wäre mit mir selbst zufriedener gewesen, wenn ich mein Pferd abgewendet und den Mann mit so verächtlichen Ansichten im Galopp verlassen hätte, statt seine Gastfreundschaft anzunehmen. Er hatte keine Ahnung von dem Eindruck, den er bei mir hervorgebracht hatte. Der Sklavenhandel war nach seiner Meinung ein vollkommen redliches Gewerbe, und es wollte ihm nicht einleuchten, was es Frevelhaftes und Abscheuliches dabei gäbe.

Außer den schönen portugiesischen Schiffen, Briggs und Schonern und den englischen Kauffahrern sieht man auch die tonnenartigen Holländer von gelb lackirtem Holze, Dänen, Schweden und Preußen; aber ich darf auch nicht die einheimischen Rascas vergessen, jene kleinen Küsten-

fahrer, lang, schmal und tief, mit rundem Stern und drei kurzen Stummeln statt der Masten, an welchen die hohen lateinischen Segel hangen — die malerischsten Schiffchen, die auf den Wellen tanzen. Dann gibt es noch die Hiate, die längere Reisen unternimmt, aber trotz ihrem schönen Rumpfe wahrhaft abscheulich aufgetakelt ist. Von den großen Fischer- und Lothsenbooten, sowie von dem Toldo — der portugiesischen „Gondola" — und dem ihm ähnlichen kleinen flachen Fischerkahn ohne Dach habe ich bereits gesprochen, und erwähne ich nun noch die schlupenartigen Ovar-Boote, mit hohem Verdeck an jedem Ende, die Kaiks, kleine flachbodige Schlauken, die aus Baumstämmen gehauenen Kanoes der Schiffbauer und Kalfaterer, und endlich die verschiedenen großen Boote, die im Dienste des Zollhauses stehen und ein vollständiges Gemach mit Tisch und Stühlen enthalten, so werde ich all' die verschiedenen Fahrzeuge genannt haben, welche auf dem Wasser des Douro schwimmen.

Am äußersten östlichen Theile der Stadt hängt zwischen hohen Klippen die neue Kettenbrücke; sie ist eine Zierde der Stadt, aber dennoch nicht so malerisch wie die unglückliche Schiffbrücke, die etwas weiter abwärts über den Strom führte nnd bei der Einnahme von Oporto durch Soult der Schauplatz eines grausigen Unglücks war. Nach einer tapferen Vertheidigung durch die bewaffneten Bürger — denn die militairische Besatzung unter dem Baron d'Eben

war sehr schwach — wurden die Verschanzungen erstürmt und die eindringende französische Reiterei hieb Alles nieder, was ihr in den Weg kam. Das Volk floh von panischem Schrecken ergriffen nach der Brücke, während unglücklicher Weise der Strom gerade angeschwollen war; sie gab nach unter dem Gewicht der Vordersten, und die übrigen, die nicht sahen, was geschehen war, drängten vorwärts und mehre Tausende fanden ihren Untergang in der reißenden Flut. Am Ende der Brücke hing bis unlängst ein Bild zum Andenken an jene schreckliche Begebenheit, und die darunter befindliche Büchse trug die Inschrift: „Gebet Almosen zu Seelenmessen für die Verunglückten.“

Wenn wir durch den Felsenbogen der Brücke fahren, haben wir auf beiden Seiten hohe und schroffe Klippen; auf dem Gipfel der nördlichen liegt der Gang der Fontainhas mit dem Seminar und der bischöflichen Quinta und der Quinta de China am äußersten Punkte, und die düstren steilen Felsen auf der Südseite krönt das Serra-Kloster — aber es ist nicht mehr, wie ich es ehemals kannte. Kugeln und Bomben haben es zerstört, das Dach ist eingefallen, die Mauern wanken und aus den einst üppigen Gärten ist eine steinige Wüste geworden, nur daß hier und da zwischen den Trümmern von Säulen und Vasen ein paar duftige Rosen mühsam ihr Dasein behaupten, um die Stätte zu bezeichnen, wo sie ehemals unter der geschickten Pflege ihrer geistlichen Eigenthümer in reicher Fülle wuchsen.

Wir tauchen hervor aus dieser engen romantischen Schlucht und der Fluß dehnt sich aus wie ein See und auf den sanften Ufern schauen Dörfer und Landhäuser aus dem buntfarbigen Laubwerk. Weiter aufwärts steht der Palast Freixo mit seinen hundert Fenstern, seinen bethürmten Mauern und bis ans Wasser reichenden Terrassen — das malerischste Gebäude der Umgegend. Er wurde von einem Abkömmling des Hauses Lancaster erbaut und gehört jetzt dem Visconde de Azureira, der beständig in Lissabon lebt.

Hiermit sind wir etwas weiter als eine Stunde den Douro hinaufgefahren, und ich lasse es einstweilen bei dieser Skizze bewenden, weil ich den Fluß auf meiner Rückfahrt von der spanischen Grenze ausführlicher zu beschreiben gedenke.

IV.

Oporto's Gesellschaft. Klubbhäuser. Die Fidalgos. Musik und Stegreifdichtungen. Verschiedene Klassen der Gesellschaft. Lustbarkeiten. Freien. Heirathen. Taufen. Leichenbegängnisse. Beileidsbesuche. Die Todten. Glaube an's Fegefeuer. Prozession der Hostie.

Den gesellschaftlichen Zustand eines Landes zu schildern, wo man lange Zeit mit vielen Leuten auf dem vertrautesten Fuße gelebt hat, mag leicht sein; aber es ist unläugbar eine sehr mißliche Aufgabe. Lob kann für Schmeichelei gelten und Tadel für Undank gegen diejenigen, die uns mit beständiger Aufmerksamkeit und Freundschaft entgegen gekommen sind.

Lord Porchester sagt: „Wenn man mich fragte, in welchem Lande die Gesellschaft zu ihrer höchsten Verfeinerung gelangt sei, so würde ich antworten in Portugal. Diese Vollkommenheit der Sitten weiß vielleicht niemand besser als der Engländer zu schätzen, wenn er sie bei jenem Theil der Aristokratie findet, der in geringeren Punkten die Läu-

terungen der ersten Gesellschaft Europa's angenommen und den Geist, wenn auch nicht das ganze übertriebene Ceremoniell der alten portugiesischen Höflichkeit bewahrt hat. Portugiesische Artigkeit ist wohlthuend, weil sie nie rein erkünstelt ist, sondern zum großen Theil aus natürlicher Gutmüthigkeit hervorgeht. Ein Portugiese hat eine wahrhafte Scheu, das Gefühl des geringsten Menschen zu verwunden, und vermeidet ängstlich jeden Ausdruck, der dieß möglicher Weise thun könnte, nicht blos weil es unhöflich ist, sondern weil das, was Andern Schmerz verursacht, auch ihn selber unangenehm berührt. Besitzt er sarcastischen Witz, so wird er ihn selten, wenn auch noch so verblümt, gegen einen Anwesenden richten und sich der weitläufigsten Umschreibung bedienen, um eine unangenehme Wahrheit anzubringen. Das unruhige Gefühl, das man so oft in englischer Gesellschaft wahrnimmt, ist in Portugal schwerlich zu Hause. Hier giebt es kein eifriges Ringen nach Mode, keinen mühsam einstudirten Witz und niemand spricht in der einzigen Absicht Effect zu machen, sondern weil sein natürlicher Geschmack ihn veranlaßt, an der Unterhaltung thätigen Antheil zu nehmen. Trotz scheinbar erkünstelter Sitten ist die Gesellschaft in Portugal natürlicher, als ein oberflächlicher Beobachter auf den ersten Blick vermuthet."

Von den Portugiesinnen sagt der Lord: „Sie besitzen nicht ganz die Leidenschaftlichkeit und den romantischen Sinn

ihrer schönen Nachbarinnen; aber sie sind sanfter, lenksamer und eben so zärtlich. Allerdings fehlt ihnen mit wenigen Ausnahmen eine höhere Erziehung; sie fühlen für allgemeine Gegenstände wenig Interesse und deshalb ist ihre Unterhaltung nur selten eine allgemeine. Ein Fremder wird anfänglich eine ungünstige Meinung von ihren natürlichen Fähigkeiten fassen, weil es wenig Dinge giebt, worüber er mit ihnen verkehren könnte; doch hat er einmal in ihrem Kreise Aufnahme gefunden, ist er mit ihren Freunden bekannt und mit den kleinen Intriguen vertraut geworden, die beständig auf der Oberfläche des gesellschaftlichen Verkehrs spielen, so wird er sich von ihrer Lebendigkeit, ihrem Witz und ihrem regen empfänglichen Gemüth entzückt fühlen. Die beste Gesellschaft in England ist vielleicht die beste Gesellschaft in der Welt, weil sie Sittenverfeinerung mit Ausbildung des Geistes vereinigt; aber von geistiger Verfeinerung abgesehen, stehen die höheren Stände Portugals der äußersten Staffel feiner Lebensart noch um vieles näher."

Mit diesen Bemerkungen des geistvollen Lords stimme ich vom Herzen überein. In einer Hinsicht aber würde er eine Verbesserung wahrnehmen. Erziehung ist jetzt in alle Stände gedrungen und hat auch die schöne und junge Fidalguia nicht vergessen. Ich habe viele Frauen kennen gelernt, die hinsichtlich ihrer Ausbildung unsern schönen Landsmänninnen in keiner Beziehung nachstehen; sie sind

über viele Dinge wohl belesen, und sprechen Französisch und Englisch, einige wohl auch Italienisch mit Geläufigkeit. Gegen den Fremden sind die Portugiesinnen allerdings zurückhaltend, vielleicht noch zurückhaltender als die Engländerinnen, und da es ihnen nie in den Sinn kommt, ihre Kenntnisse zur Schau zu tragen, so kann Mancher lange im Lande gelebt haben und es endlich doch mit der Meinung verlassen, es fehle ihnen daran. Die portugiesischen Männer jetziger Zeit sind mit wenigen Ausnahmen von feiner Erziehung, in ihrer klassischen Ausbildung aber sind sie selten ohne Mängel.

In allen großen Städten Europa's findet man in dem Wesen der allgemeinen Gesellschaft nur unbedeutende Verschiedenheiten, besonders aber, wo wie in Portugal alle aristokratischen Vorrechte — jene Scheidewände der verschiedenen Klassen — vernichtet sind. Auf den großen Bällen in Oporto vereinigen sich alle gebildeten Stände unter gleichen Ansprüchen, und die Töchter des vornehmsten Edelmannes lassen sich von jedem anständigen Herrn mit und ohne Stammbaum zum Tanze führen, ohne erst die steife Vorstellung durch die Frau vom Hause oder den Ceremonienmeister abzuwarten. Es giebt zwei Gesellschaftssäle in Oporto, wo sich auf die Einladung der Mitglieder der Vereine, welchen die Säle gehören, die vornehme Welt versammelt. Der „britische Verein," gewöhnlich die englische Faktorei genannt, ist der älteste. In diesem präch-

tigen Ballsaal hatten früher, mit wenigen Ausnahmen, nur die Fidalgos und die höchsten Militär- und Civilbeamten des Ortes mit ihren Familien Zutritt, jetziger Zeit aber würde es unmöglich sein, eine solche Absonderung durchzuführen, und so werden abwechselnd alle achtbaren Familien eingeladen, die zur allgemeinen Gesellschaft der Stadt gehören.

Diesem zunächst entstand die „Assemblea Portuense,“ in welcher jeder Gebildete durch Ballotiren als Mitglied aufgenommen werden kann, und zu welcher der größte Theil der angesehensten Einwohner gehört. Sie ist ein regelmäßiges Klubbhaus mit einem sehr schönen Ballsaal, wo man jeden Winter sechs Bälle giebt, aber hierzu nur Damen einladet, weil außer den Mitgliedern kein Herr — er wäre denn ein Fremder — zutrittsfähig ist.

Früher öffneten die bedeutendsten Fidalgos von Oporto abwechselnd an einem Tage in der Woche ihre Häuser, so daß selten ein Abend ohne eine angenehme Gesellschaft verging. Wer einmal in ihrem Kreise Zutritt erhalten hatte, konnte einsprechen, wenn es ihm beliebte, denn es wurden keine Einladungen erlassen. Bei der Ankunft des Befreiungsheeres aber zogen sich so viele der bedeutendsten Familien, die für Anhänger Dom Miguels galten, auf ihre Landsitze zurück, daß jene geselligen Zirkel gänzlich auseinander gingen und seit der Zeit nicht wieder in der früheren Weise zu Stande gekommen sind.

Aber es herrscht in Oporto noch immer ein angenehmer gesellschaftlicher Ton, wenn auch die meisten der handelnden Personen den Schauplatz verlassen haben; ich kann jedoch nicht behaupten, daß er das noch sei, was er war, ehe die gegenwärtige demokratische Richtung so viel Grund gefaßt hatte. Die bitteren Gefühle, welche in dem Kampfe zwischen dem Despotismus und der Freiheit sich entwikkelten, erkalten allmälig und indem das gegenwärtige Geschlecht des Adels im Verkehr mit seinen Landsleuten von minder aristokratischer Geburt, aber gleich guter Erziehung heranwächst, kann man erwarten, daß bald jede Gehässigkeit verschwinden und die Gesellschaft, wenn auch vergrößert, in derselben Verfeinerung und in demselben freundlichen Zusammenwirken wie früher fortbestehen werde.

Am Vortheilhaftesten erscheint jedoch der portugiesische Adel auf seinen ländlichen Besitzungen, umgeben von seinen Verwandten und Abhänglingen, und wenn der Fremde an dessen Benehmen in städtischen Gesellschaften Gefallen fand, so wird es ihn hier doppelt ansprechen. Auf dem Lande sind die Häuser der Edelleute fast jeden Abend für die benachbarten Bekannten geöffnet und man weiß sich hier die Zeit auf sehr angenehme und lebendige Weise mit Tanz, gesellschaftlichen Spielen und Musik zu vertreiben. Fast alle jungen Damen spielen Clavier und gewöhnlich sehr gut; das bevorzugte und auch von vielen Herren gespielte Instru-

ment aber ist die Guitarre, womit sie ihre lieblichen „Modinhas" begleiten, und sie sitzen häufig im Kreise und singen abwechselnd improvisirte Verse. Auch giebt es selten eine Nachbarschaft ohne ihren Dichter, der bei jeder großen Gelegenheit ohne die geringste falsche Scham seine Verse vorträgt, und wenn zwei oder mehre zugegen sind, so beginnen sie nicht selten einen friedlichen Kampf um den Vorrang, wie die Barden der Vorzeit. Die portugiesische Sprache ist wie zur zärtlichen und pathetischen, so auch zur komischen und satirischen Poesie wunderbar geeignet und es gewährt nicht geringes Vergnügen, wenn die Poeten bei dergleichen Veranlassungen sich in Versen der letzteren Art ergießen; denn wenn sie auch gewöhnlich ein argloses Gelächter gegen einen der Anwesenden erwecken, so vermeiden sie doch sorgfältig jeden irgend beleidigenden Ausdruck.

Auch in Portugal ist es gebräuchlich, sich in den Logen des Opernhauses Besuche abzustatten, wirklich die angenehmste Art, die Zeit während der Zwischenacte und des Ballets auszufüllen, obgleich der Portugiese ein zu inniger Freund der Musik ist, um während des Gesanges sich stören zu lassen.

Aus dem, was ich erwähnt habe, wird man mit Recht schließen, daß die beste Gesellschaft in Portugal im höchsten Grade anmuthig sei; und wirklich wird selbst der Fremde sich mit Vergnügen darin bewegen. Von der zwei-

ten Klasse weiß ich wenig; obgleich es außer den erwähnten noch zwei andere Klubbhäuser mit Gesellschaftssälen giebt, die „Civilizadora" und die „Recreative", deren zahlreiche Mitglieder beständig große Bälle halten. Unter den Töchtern der Familien, die diese Vergnügungen besuchen, giebt es viele reizende Jungfrauen, und wenn ich auch über ihre geistige Ausbildung kein Urtheil fällen kann, so weiß ich doch, daß sie trefflich tanzen und daß viele von ihnen gute Musiker sind. Ja es giebt kaum ein irgend anständiges Haus in Oporto, das nicht sein Pianoforte besäße. Ich spreche von der großen Klasse der Gesellschaft, wozu nicht gerade die reichsten Kaufleute gehören, die aber dennoch über die Handelsleute und Handwerker sich erhebt — der Klasse der reicheren Krämer, der Unterbeamten, Mäkler u. s. w. In ihrer Kleidung wetteifern sie mit den höhern Ständen und Frauen und Männer erscheinen jetzt allgemein in Pariser Tracht. Sie unterscheiden sich in ihrem äußern Wesen von der vornehmeren Welt nur durch unbedeutende Merkmale und die Männer prunken mit einer größeren Fülle glänzender Locken und goldener Ketten nach Art des jungen Frankreichs.

Die Frauen tragen die M a n t i l l a jetzt nur noch, wenn sie zur Messe oder vielmehr zur Beichte gehen, und da sie dann für „Incognita" gelten, so würde jeder ihrer männlichen Bekannten gegen die feine Sitte verstoßen, wenn er sie erkennen wollte. Aber auch dieser Gebrauch

scheint allmälig zu verschwinden, und ich glaube, viele Frauen sind gar nicht im Besitz eines solchen Kleidungsstückes. Die reicheren tragen eine Mantilla von schwerer schwarzer Seide; sie besteht aus einem Rocke und einer langen Kappe mit einem dreieckigen Pappendeckel an der über den Kopf hangenden Spitze, und wird vorn mit den Händen zusammengehalten. Die Frauen von geringerem Stande tragen sie von einer Art Kamelott; aber wie gesagt in einigen Jahren wird diese nichts weniger als unschöne Tracht gänzlich aus der Mode sein; denn die kleinen Mädchen der niederen Klasse tragen ohne Ausnahme Hüte, obgleich ihre Mütter noch ihrer alten Tracht anhangen.

Der dritte Stand der Gesellschaft hat ebenfalls seine eigenthümlichen Belustigungen, unter welchen ein Feiertags-Ausflug nach einem benachbarten Dorfe, wo es eine „Romaria," eine „Festa" oder Lustbarkeit giebt, obenan steht. Eine „Romaria" ist ein Fest zu Ehren eines Heiligen, das man gewöhnlich auf einem freien Platze vor der Dorfkirche feiert. Hier werden Buden und Stände errichtet zum Verkauf gebratener Fische, süßer Kuchen und der Bilder des Heiligen, womit die Gäste bei der Heimkehr ihre Hüte schmücken. Das Volk versammelt sich aus einem Umkreis von einigen Stunden in seinem feierlichsten Anzuge, die jungen Männer mit ihren flachköpfigen, breitrandigen Hüten, die lustig auf einer Seite sitzen, mit ihren Jacken

auf den Schultern, um die schöne farbige Weste und die weißen Hemdärmel zu zeigen, und größtentheils mit der dreisaitigen Guitarre in den Händen, und die jungen Mädchen in noch weit bunterer Tracht, einige mit einem weißen Tuche über dem Kopfe und einem bunten um den Hals, mit und ohne Mantel, andere in flachköpfigen und breitrandigen Hüten, unter welchen die verbuhltesten Locken, so zierlich wie Korkzieher hervorschauen, und wieder andere in hochköpfigen schwarzen Hüten, mit Blumen und Bändern bedeckt, und mit einem prächtigen Shawl um die Schultern. Aber am glänzendsten unter allen machen sich die Pachterfrauen in ihren Hüten von der letzteren Art, ihren blauen Reitkleidern und ihren goldenen Ketten, die buchstäblich ihren Hals bedecken, während große goldene Ringe von durchbrochener Arbeit in ihren Ohren hangen. Sie erscheinen gewöhnlich auf einem Maulthier, einem Esel oder Pferde, während ihre Eheherrn auf einem ähnlichen Thiere hinter ihnen her reiten, und wahrhaftig, die vornehmste Edelfrau kann keine stolzere Miene annehmen, als diese Weiber, wenn sie das Bild des Heiligen auf dem Kopfe und mit „Bacalhao", Confect und Wein reichlich angefüllt, nach Hause ziehen. Die älteren Männer tragen lange blaue Röcke und einen dünnen Stock von bedeutender Länge. Dann kommen entweder zu Fuß oder auf einem Packsattel die Bürger — die Frau in einem Hute, der hinter der neuesten Mode weit zurück ist,

dessen Mängel aber ein Ueberfluß von Blumen ersetzt, und in einem prahlenden Shawl, der alle übrigen Gebrechen bedeckt. Wenn die Familie nicht mit Abkömmlingen gesegnet ist, reitet der Gemahl zuweilen auf einem kleinen Esel, sonst aber trägt er mit väterlicher Sorgsamkeit sein letztes Kind auf seinen Armen und führt vielleicht ein oder zwei andere kleine Engel an der Hand, während die Mutter und die Magd mit einer gleichen Anzahl bedacht sind. Bei solchen Gelegenheiten wird etwas gebetet, viel gegessen und getrunken und noch mehr getanzt und gesungen; aber obgleich unzählige Weinfässer auf Wagen herbeigeschafft werden, so ist doch Trunkenheit eine seltene Erscheinung und noch weniger kommen jene Zänkereien und Raufereien vor, wie sie bei dergleichen Lustbarkeiten in andern Ländern an der Tagesordnung sind. Die Tänze bestehen in einer nicht eben sehr lebendigen, mit einigen Sprüngen und Hopsen verbundenen Bewegung in der Gestalt einer Acht, nach einer langsamen Melodie. Die Tänzer machen dabei gewöhnlich eine sehr ernsthafte Miene, ausgenommen nur wenn vielleicht einer der Stutzer eine witzige Bemerkung fallen läßt, welche die Mädchen mit einem lebhaften Händeklatschen und einem herzlichen, scheinbar unaufhaltsamen Gelächter belohnen. Die Kastagnetten, glaube ich, sind nur in Spanien heimisch, wenigstens sind sie mir in Portugal nie vorgekommen. Das allgemein gebräuchliche Instrument ist die

Guitarre, welche die Tänzer mit ihrem Gesange begleiten; bei bedeutenden Festas aber spielen große Musikbanden auf.

Es ist höchst ergötzlich, mit einer großen Gesellschaft von einer „Romaria" heimzuziehen. Ein Dutzend Männer oder noch mehr gehen mit einander und lassen zu ihren Stimmen das Saitenspiel ertönen, indem einer nach dem andern seine poetischen Stegreif-Ergießungen, bald ernst, bald lustig, wie es die augenblickliche Stimmung verlangt, zum besten giebt, und die Frauen ihnen antworten. Ihre Gesänge sind etwas eintönig und sie können mit der Zeit das Ohr ermüden, aber es ist merkwürdig, welche schönen Bilder diese ländlichen Poeten erfinden; sie sind Zöglinge der Natur, der großen Meisterin, und der prächtige Himmel des Tages und die glänzendeu Sterne der Nacht, der reine funkelnde Luftkreis ihrer lieblichen Zone, ihre grünen fruchtbaren Thäler, ihre romantischen Berge, ihre klaren Ströme, vor allem aber ihre schwarzaugigen Mädchen, Lusitaniens tapfere Söhne und ihre Liebe zur Freiheit sind abwechselnd die Gegenstände ihrer Muse.

Ich habe auf meinen Wanderungen häufig vor der Thüre einer Hütte verweilt, worin eine große Gesellschaft versammelt war und sich mit Musik und Tanz vergnügte. Die Tänze, die ich gesehen habe, waren eine Art Quadrillen, die man mit demselben gesetzten Anstand tanzte, wie in den glänzendsten Zirkeln, und ich muß dem Volke

das Lob spenden, daß ich in seinem Benehmen nie etwas gefunden habe, was selbst der ekelstolzeste Mensch bekritteln könnte, es müßte denn einer von denjenigen sein, die dem geringen Bauer jedes unschuldige seinem Geschmack angemessene Vergnügen verargen wollen.

Vom Tanze kommen wir natürlich darauf zu sprechen, wie man in Portugal den Hof macht. Hier erfreut sich der Mann selten, wie anderwärts, der Gelegenheiten, seine Bewerbungen an die Erwählte zu bringen; ich will damit nicht sagen, daß Liebesverhältnisse nicht gewöhnlich seien, sondern die Anordnungen werden häufiger von den Aeltern getroffen, und deßhalb soll man fast gar nichts von sogenannten Mißheirathen wissen. Was die höheren Stände anbelangt, so werden sie in dieser Beziehung kaum einen Unterschied zwischen andern Ländern darbieten. Der junge Herr von zweitem Range geht so oft als möglich an den Fenstern seiner Angebeteten vorüber und hat er ihre Aufmerksamkeit erworben, so bleibt er stehen, flüstert einige höfliche Redensarten und entfernt sich, sobald er von Fremden bemerkt wird, um nach einer Weile zurückzukehren und die Unterhaltung fortzusetzen. Dann trifft er sie zunächst in der Kirche und an einem Seitenaltar neben ihr knieend, müßte er ein vollkommener Tropf sein, wenn er ihr nicht ein Liebesbriefchen mit den Ausdrücken seiner Bewunderung zustecken könnte. Oft aber versehen auch die Chorknaben oder die Meßner die Dienste des Mercurs,

wenn die junge Dame vielleicht eine luchsaugige Dueña oder eine strenge Mutter zur Begleiterin hat. Da es auf Bällen Sitte ist, die Tänzerinnen gleich nach Beendigung des Tanzes auf ihren Sitz neben den „Chaperone" zurückzuführen, so bleibt dem Liebhaber wenig Zeit zu einer zärtlichen Unterhaltung und man kann es ihnen daher nicht verdenken, wenn sie sich an das italienische Sprichwort halten: „Tutto il tempo e perduto che in amor non se spende" — und jeden Augenblick, wo sie zusammen sind, aufs möglichste zu nutzen suchen. Empfiehlt sich der Bewerber durch Vermögen und gute Herkunft, so wird ihm natürlich von Seiten der Aeltern Gelegenheit geboten, sich ihrer Tochter zu nähern, aber immer unter einer strengeren Aufsicht, als dem Sohne eines andern Volks erträglich scheinen würde.

Das Freien unter den Landleuten ist eine Angelegenheit sehr zarter und bescheidener Natur. Wenn ein lusitanischer Bauer seiner Geliebten begegnet, so nimmt er ehrerbietig seinen Hut ab und bleibt auf seinen langen Stab gestützt in einiger Entfernung stehen, während sie auf der andern Seite einer Thüre oder an einer Mauer, auf welcher sie ihren Korb abgesetzt hat, ehrbar die Augen zu Boden senkt und mit einem schelmischen Lächeln um ihre Lippen dann und wann aus ihren feurigen Augen so glänzende Blicke auf ihren Schäfer wirft, daß es kein Wunder ist, wenn sein Herz in Flammen aufgeht; und

ich glaube es kommt selten vor, daß sich eines von beiden einer Unbeständigkeit oder Falschheit schuldig macht. Ich habe eine hohe Meinung vom portugiesischen Bauernstande, besonders von seinen Frauen, die neben einem reichlichen Antheil weiblicher Schönheit alle liebenswürdigen Eigenschaften ihres Geschlechts besitzen.

Hat die Freierei ihr Ziel erreicht, so schreitet man zur Trauungsfeierlichkeit, die bei den niederen Klassen in der Pfarrkirche stattfindet. Der Priester bindet buchstäblich die Hände des liebenden Paares zusammen und zwar mit dem Ende seiner Stola, ehe er den Ring ansteckt. Er verrichtet das Amt in lateinischer Sprache, während die Zuschauer es nicht im mindesten für nöthig halten, bei der Handlung etwas feierlichen Ernst zu zeigen, und sobald sie vorüber ist, begrüßen sie die Braut und den Bräutigam mit einem Hagel von Bonbons, ehe es diesen nur möglich ist, sich aus der Kirche zu flüchten. Ich sah einst bei einer solchen Gelegenheit, daß den diensthuenden Priester, wie es schien zur großen Belustigung aller Anwesenden, ein solcher Zuckerbissen gerade ins Auge traf. Die höheren Stände empfangen den priesterlichen Segen in der Privatkapelle ihrer Häuser und die Feierlichkeit ist ganz dieselbe, wie in andern katholischen Ländern. Sie schließt mit einem Ball in dem Hause eines der beiden Theile, bei welchem das neue Paar beständig zugegen ist.

Die jungen Eheleute leben oft Jahre lang in dem Hause

ihrer Aeltern, bis ihre Familie sich so vermehrt, daß sie sich eine neue Heimat suchen müssen, oder was noch häufiger eintritt, bis jenes ihr Eigenthum wird.

Da Taufen eine gewöhnliche Folge der Heirathen sind, so wird ein Wort darüber hier an seinem Orte sein. Ich habe dergleichen in Privatkapellen beigewohnt und begleitete einst einen englischen Protestanten, der bei dem Kinde Gevatter stand. Die Gäste versammelten sich zunächst in dem Empfangzimmer, wo Erfrischungen gereicht wurden, und dann begaben wir uns in die Kapelle. Hier erhielt jeder eine lange Wachskerze und wir stellten uns damit um den Taufstein. Der Pathe und die Pathin — denn es waren nur zwei — standen dicht neben dem Priester, der, angethan mit einem prächtigen Gewand, das Kind auf seine Arme nahm, dessen Lippen und Augen mit Oel salbte und dann mit Wasser das Zeichen des Kreuzes auf seine Stirn machte. Ein paar schnell gesprochene lateinische Gebete beschlossen die Feierlichkeit und wir gaben unsere Fackeln einem Diener und entfernten uns. Als besonders wichtig mag hierbei bemerkt werden, daß man ein Volk kaum bigott nennen kann, das Protestanten als Taufzeugen zuläßt, denn es erkennt sie dadurch als gleich gute Christen an; und ich kenne viele in Portugal lebende Protestanten, die mehre katholische Taufkinder haben.

Die einzigen Kirchenfeierlichkeiten, die in Portugal auf imposante Weise vollzogen werden, sind Begräbnisse;

alle übrigen sucht der Priester so schnell als irgend möglich abzumachen. Stirbt jemand von Bedeutung, so wird er am folgenden Tage in seiner von Kerzen erleuchteten Kapelle zur Schau ausgestellt; am Abend bringt man die Leiche in einem offenen Sarge nach einer der Hauptkirchen und stellt sie unter einem Prachthimmel von schwarzem mit Silber besetzten Sammt auf eine mit demselben Stoff bedeckte Bahre. Die Trauernden stellen sich mit Wachskerzen in der Hand in der Kirche auf, während ein Trauergottesdienst mit etwas Musik gehalten wird, die häufig recht schön ist, obgleich die Tonstücke dem Ernste der Feierlichkeit nicht immer angemessen sind. Hierauf wird der Sarg geschlossen und der Schlüssel dem Vornehmsten unter den Anwesenden oder dem vertrautesten Freunde des Verstorbenen übergeben, damit er ihn den nächsten Verwandten einhändige. Die Trauernden begleiten dann den Sarg nach dem nächsten Kirchhofe. Derselbe Prachthimmel wird auch bei Matronen benutzt, bei Jungfrauen aber ist er immer blau mit Silber und bei kleinen Kindern von verschiedenen bunten Farben. Man könnte diese Himmel, die bei dergleichen Gelegenheiten in der Mitte der Kirche aufgestellt werden, fast Tempel nennen; die Sinnbilder sind geschmackvoll und die mit Silber verzierten Säulen machen sich prächtig.

Die Portugiesen geben ihren gestorbenen kleinen Kindern den poetischen Namen „Anjinhos,“ Engelchen, und

weil sie glauben, daß sie unmittelbar in den Himmel kommen, ohne erst die unangenehme Reise durch's Fegefeuer machen zu müssen, so wird ihr Tod nicht betrauert, sondern als freudiges Ereigniß betrachtet und man legt die schönsten Gewänder an. So erscheint bei dem Begräbniß niemand im schwarzen Kleide und statt Beileid empfangen die Aeltern nur Glückwünsche. Aber ich begleitete einst einen Freund, der sein Kind begrub, und als die Leute heran kamen, um ihm ihre Freudensbezeugungen darzubringen, schüttelte er den Kopf und sprach: „Die Gefühle des Vaters sind dieselben, wie alt sein Kind auch sein mag.„

Man hat neuerlich in Oporto Leichenwagen eingeführt und dadurch einem großen Bedürfnisse abgeholfen, da alle Friedhöfe in den äußern Stadttheilen liegen. Die Beisetzung der Todten in Kirchen ist im ganzen Lande verboten. Bei den Armen ist das Begräbniß ihrer Kinder eine wichtige Angelegenheit und sie scheuen kein Opfer, um die kleinen Leichen auf's schönste auszuschmücken. So begegnet man nicht selten einer Frau mit einem kleinen offenen Sarg auf dem Kopfe, worin ein Kind in Seide und Flitterstaat und mit lebensfrisch gemalten Wangen liegt. Die Idee, der man hierbei folgt, ist ansprechend; denn das Kind erscheint der Muttter bei dem letzten Blick, womit sie auf immer von ihm Abschied nimmt, in all seiner Schönheit und sie gedenkt seiner als eines lieblichen Engels, der hinüber schwebt in das Reich der Seligkeit.

Die unangenehmste und wie mir scheint abgeschmackteste Sitte nach dem Ableben eines Familiengliedes ist das sogenannte „Pesemo," der Beileidsbesuch der nächsten Verwandten. Bei seinem Eintritt in's Haus findet der Besucher Flur und Gang nur düster erleuchtet und einem Diener folgend, gelangt er in ein schwarz verhangenes Zimmer, wo nur eine einzige kleine Kerze brennt. Er tappt nach der Stelle, wo seiner Meinung nach die Eigenthümer des Hauses sitzen, verbeugt sich und nachdem er einige passende Worte gesprochen und jene sich erhoben und die Verbeugung erwiedert haben, zieht er sich zurück, um auf den an den Wänden angebrachten Sitzen unter den übrigen Gästen Platz zu nehmen, mit welchen er flüsternd sich unterhalten darf. Hier muß er bleiben, bis neue Gäste kommen, wo er aufstehen und mit einer Verbeugung sich entfernen kann. Für mich sind diese Besuche stets die stärksten Prüfungen meiner Höflichkeit gewesen und ich sollte meinen, es müßte für Leute, deren Gefühle durch den Verlust eines nahen Verwandten erschüttert sind, im höchsten Grade lästig sein, drei Abende lang so zur Schau zu sitzen. Die Sitte entstand allmälig aus dem Besuch der vertrautesten Freunde, welche kamen, um die Bekümmerten zu trösten; jetzt aber hält man alle Leute für verbunden, selbst die gewöhnlichsten Bekannten zu empfangen. Es ist Brauch geworden, zu Leichenbegängnissen Einladungskarten herumzuschicken, und Zuschriften dieser Art sind in

der That merkwürdig genug. Ein Papier mit einem breiten schwarzen Rande und einem Grab als Vignette verkündigt uns, daß, nachdem es dem Himmel gefallen, den hochberühmten Senhor Jozé Antonio Teixera Pinto Alvarenja d'Aziverdo in Gnaden zu sich zu nehmen, dessen Witwe von uns verlangt, wir möchten unser Bestes thun, sein Andenken zu ehren, und seine Leiche zum Grabe begleiten. Diese Einladungen werden häufig von den Leichenbesorgern und zwar nach Verzeichnissen erlassen, die sie noch von früheren Gelegenheiten besitzen, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, ob dieser oder jener Eingeladene mit der Familie des Verstorbenen irgend bekannt sei. Natürlich hat man dann nicht nöthig, die Aufforderung zu beachten.

Ein Verwandter von mir, der in diesem Bezirk den Oberbefehl hatte, wurde einst gebeten, den Schlüssel zum Sarge einer angesehenen Person an sich zu nehmen und ihn der Witwe zu überbringen; einer seiner Offiziere aber, der sich, von Neugier getrieben, dem Sarge näherte, nachdem er verschlossen war, entdeckte bei genauer Untersuchung, daß er keine Gewinde hatte. Natürlich sprach er nachher von diesem Umstande. „O!" — entgegnete einer der Anwesenden lachend — „es versteht sich von selbst, daß es dem Küster nicht einfällt, die schönen Kleider der Leiche und ihren prächtigen Sarg der Erde zu übergeben, die Kleider wird er für einen guten Preis verkaufen, denn es kann sich damit noch einer unserer städtischen Dandys heraus-

putzen, und der Sarg wird wahrscheinlich noch die Ueberreste von funfzig andern vornehmen Leuten aufnehmen.“

Die Portugiesen bekümmern sich nach dem Tode ihrer Freunde nur wenig um den Körper; nachdem die Leichenfeierlichkeiten vorüber sind, haben sie ihre Pflicht gethan und man übergiebt den Todten jenem Erzverschlinger von Königen und Bettlern, dem hungrigen Wurm. Nur der Seele — der „Alma“ — gelten ihre Stoßgebete und sie beten und opfern Summen für Messen, um sie aus dem Fegefeuer zu befreien. Diese Idee oder dieses Gefühl ist, meiner Wahrnehmung nach, bei den südlichern Völkern Europa's allgemeiner als in kälteren Zonen und sie ist unläugbar philosphischer als jene, welche die Menschen veranlaßt, mit Liebe an den modernden Ueberresten ihrer Freunde zu hangen. Die Indianer Nord-Amerika's begraben die Geräthschaften, die nach ihrer Meinung in den glücklichen Jagdgebieten nöthig sind; die alten Irländer legten dem Krieger die Waffen zur Seite, die Skandinavier thaten dasselbe; die Sachsen errichteten dem Todten, der, wie sie vest überzeugt waren, häufig in seinem irdischen Körper erschien, großartige Monumente — und die Russen, Schweden, Dänen, Deutschen und Engländer sprechen selbst heute noch mehr von dem Leib der Verstorbenen als von ihrem Geist. Wir sprechen von unsern geschiedenen Freunden, die Portugiesen aber immer von den Seelen der Todten. Sie rufen bei ihren Versicherungen die „Alma“

des Verstorbenen an. Ein Freund erzählte mir einst, daß sich bei einem Pesemo die Frau vom Hause erhoben und indem sie ein Glas Wein an ihre Lippen gesetzt, mit feierlicher Stimme gesprochen habe: „Trinken wir auf die Seele meines verstorbenen Bruders!“ Die Wirkung dieser Worte läßt sich besser denken als beschreiben.

Die unzähligen Bilder, von Flammen umgebene Leiber darstellend, die man über allen Altären am Wege und über allen Geldbüchsen am Eingange der Kirchen findet, könnten zu einer entgegengesetzten Meinung führen, ständen nicht die Wote darüber: „Spendet zu Messen für die Seelen im Fegefeuer!“ Dieser Glaube an's Fegefeuer ist aus begreiflichen Gründen dem Volke tiefer eingeprägt als irgend ein anderer und ich habe viele kennen gelernt, die zu allen übrigen Artikeln ihres Glaubens wenig Vertrauen hatten, aber an diesem mit voller Ueberzeugung hingen.

Indem ich vom Fegefeuer rede, fällt mir eine portugiesische Geschichte ein, die von den, ihrer drolligen Anekdoten wegen berühmten Bernhardinern herstammen soll. Ein gewisser Mann, der sich der Seeräuberei und anderer strafbarer Handlungen schuldig gemacht und hierdurch ein ungeheures Vermögen gewonnen hatte, hörte in seiner letzten Krankheit von seinem Beichtvater, einem der Bernhardiner, daß er entweder sein Vermögen ihrem Kloster vermachen oder eine unendlich lange Zeit im Fegefeuer schmachten müßte. Die Wahl mochte für den Unglücklichen

nichts weniger als angenehm sein, aber ehe er auf den uneigennützigen Vorschlag des Klosterbruders einging, benutzte er die erste Gelegenheit, seinem Sohne zu eröffnen, was er thun wolle und daß ihm nichts anderes übrig bleibe, als entweder seine Kinder hilflos zurückzulassen oder lange Zeit an den Ort der Qual gebannt zu sein. „Bedenke, mein Sohn," erwiderte er auf dessen Einwendungen, „welche Martern mich in den brennenden Flammen erwarten, bedenke, unter welchem verruchten Gesindel ich tausend und aber tausend Jahre zubringen muß, wenn ich nicht für eine hinlängliche Anzahl Messen zahle." — „Und bedenke auch Du, mein Vater, welche Armuth und welches Elend mich und Deine andern theuern Kinder erwartet, wenn Du Dein Vermögen jenen faulen Mönchen gibst," entgegnete der zärtliche Sohn und drückte liebevoll die Hand seines sterbenden Vaters. „Bedenke das, mein theurer Vater. Und was ist es auch am Ende — gewiß wirst Du Dich bald daran gewöhnt haben!" — Als der Mönch wieder kam, war der alte Pirat aus der Welt gegangen und sein Sohn hat sich immer als ein musterhafter Mensch gezeigt und galt für einen der reichsten Männer des Ortes.

Ich habe einen Gebrauch zu erwähnen vergessen, der, wie ich denke, das Ende eines Kranken von einigermaßen zarten Nerven sehr beschleunigen muß. Sobald man glaubt, daß ein Kranker seiner Auflösung nahe sei, sendet man nach dem Ortsgeistlichen und dieser eilt — wäre es auch

mitten in der Nacht — in seine Kirche, legt seine Gewänder an, nimmt das Behältniß, worin die Hostie, der Wein und das Oel enthalten sind, und macht sich auf den Weg. Vier Männer tragen einen Himmel über seinem Haupte, mehre andere folgen mit Kerzen und einer geht klingelnd voran, um das Nahen der Hostie zu verkünden, während eine Anzahl Chorsänger ihn singend begleiten. Wenn das Sinnbild des heiligen Geheimnisses erscheint, beeilen sich alle, ihm ihre Ehrfurcht zu bezeigen. Die Frauen verlassen den heitern Tanz und eilen auf den Balkon, um niederzuknien, die Männer erheben sich von der Tafel, die Diener öffnen die Hausthüren, um hinauszuschauen, der Lastträger setzt seine Bürde ab und fällt nieder und der Reiter steigt vom Sattel und verbeugt sich mit entblößtem Haupte — so lange die Kerzen sichtbar sind; und man würde jeden, der sich weigerte, dieß zu thun, für den gottlosesten Menschen halten. Er würde früher gesteinigt worden sein, obgleich er heutiges Tages vielleicht mit einer Drohung und einem Strom von Schmähungen davon kommt. Vor dem Hause des Sterbenden angelangt, theilt sich der Zug, indem der Priester mit seinen unmittelbaren Begleitern mit geräuschvollem Gepränge hineingeht, die übrigen aber laut singend vor der Thür stehen bleiben. Der Kranke empfängt hierauf das Abendmahl und die letzte Oelung nach dem Gebrauch der katholischen Kirche und indem der Priester und sein Geleite sich

entfernen, bleibt es jenem überlassen, zu sterben oder wieder gesund zu werden.

Ich bin stets vom Pferde gestiegen und habe meinen Hut abgenommen, sobald ich unausweichbar der Procession der Hostie begegnete, zuweilen allerdings mit einem Gefühle, das nichts weniger als eine Verehrung war. Einige Erwägung jedoch wird jeden Unbefangenen zu der Ueberzeugung führen, daß das, was bei der umstehenden Menge als plumper Götzendienst erscheint, in Wahrheit nicht dergleichen ist, auf keinen Fall wenigstens bei den gebildeten Leuten. Der Glaube an die Wandelung ist bei ihnen eine unantastbare Wahrheit und sie knien nieder, weil nach ihrer Ueberzeugung Christi wirklicher Leib und wirkliches Blut an ihnen vorüber getragen wird. Die Leute von geringerem Stande — eben keine großen Grübler über die Satzungen ihres Glaubens — beugen ihre Knie und sprechen die gehörigen Gebete, aus dem einfachen Grunde, weil es ihnen von frühester Kindheit an so gelehrt worden ist, so daß man sie jedenfalls nicht verdammen kann.

V.

Ein Ausflug ins Innere. Pferde und Maulesel. Macadamisirte Wege. Mädchen auf Bäumen. Alte Kirche in Sobrão. Dorf und Mineralwässer von Vizella. Römische Bäder. Guimaraens.

Ich glaube, ich habe vor der Hand genug von Oporto gesprochen und will nun einen kurzen Ausflug in das Innere des Landes unternehmen, ehe ich meine Schilderungen jener berühmten und interessanten Stadt beendige.

Es war an einem schönen Augustmorgen des Jahres 1844, als ich in Gesellschaft von sechs Freunden, alle auf kräftigen und lebendigen Pferden, die Stadt verließ, um eine Reise durch die reizende und fruchtbare Provinz Minho zu machen. Das Maulthier, das unser Gepäck trug, wurde auf der geraden Straße nach Guimaraens, wo wir unser erstes Nachtquartier nehmen wollten, vorausgeschickt, während wir rechts abschweiften, um die altberühmten Bäder von Vizella zu besuchen.

Wir hatten uns nicht entschließen können, zu Fortschaffung unsrer eignen werthen Personen den trägen und

schwerfälligen Maulesel zu benutzen, denn so zuverlässig dieses wahrhaft scharfsinnige und philosophische Thier beim Erklettern und Hinabsteigen rauher und abhängiger Gebirge auch sein mag, so stellt es doch die Laune des Reisenden auf eine zu harte Probe, wenn eine Waldblöße oder eine sanfte Fläche vor ihm liegt; und dergleichen gibt es selbst in den gebirgigsten Theilen, so wenig der Fremde es auch vermuthen mag. Ich habe daher auf meinen Reisen in Portugal stets das Pferd seinem scharfsinnigen Vetter vorgezogen, entweder ein eingeborenes, oder noch besser, einen kleinen starken irländischen Hengst, der sich schon etwas acclimatisirt und das gehackte Stroh und den Mais kauen gelernt hat, das in der Regel sein einziges Futter bildet. Allerdings legt das Maulthier in einem Tage immer dieselbe Strecke zurück, wie ein Pferd, und im Verlauf der Reise vielleicht noch mehr; aber dann ist der unglückliche Reiter verurtheilt, von Aufgang bis Untergang der Sonne einen gleichförmigen Trab ohne die mindeste Abwechselung zu ertragen. Von der einzigen Veränderung des Schrittes, die er erwarten darf, bewahre ihn sein Schutzheiliger, denn der Ausgang ist, daß ihn sein „macho“ — sanft oder unsanft — über den Kopf wirft und das Thier nicht eher wieder aufsteht, als bis es sich das Vergnügen gemacht, Sattel, Halfter und alles übrige Zeug in Schmutz oder Staube zu wälzen, je nach dem Wetter oder dem Platze, den es zu seinem Kunststücke sich ausgewählt hat.

Das Maulthier ist ganz eigentlich dazu bestimmt, die erhabenen Personen ehrwürdiger Priester oder ruhiger Kaufleute zu tragen, welchen es gleichgiltig ist, wie lange sie auf dem Wege zum Himmel oder zum Reichthum kleppern. Ich für meinen Theil wähle mir den lustigen Galopp auf dem weichen Rasen, den belebenden Trab auf hartem Wege, oder den vesten Schritt, während ich die Schönheiten bewundere, womit die Natur die Oberfläche unsrer Erde so freigebig bestreut hat. Und welcher Mensch genießt am Ende das glücklichste Alter, er, der auf dem Rücken eines Maulesels durchs Leben gekleppert ist, um Gold zu erlangen, das er nicht genießen kann, oder jener, der auf die heiteren Scenen seiner Jugend zurückschaut, als er über die Pampas Südamerikas oder über die Steppen der Tatarei galoppirte, die schwindeligen Höhen der Alpen erstieg oder dahinglitt über des Oceans wallenden Busen? Gebt mir den Rückblick des letzteren — die Genüsse eines Reiselebens.

Die ganze Gesellschaft war meiner Meinung, und so hatten wir Pferde gewählt. Unser Führer, der uns versicherte, uns den Weg zu zeigen, blieb auf seinem Maulthiere weit hinter uns zurück und holte uns nicht eher wieder ein, als bis wir Halt machten, um unsere Pferde und uns selbst zu erquicken.

Die Sonnenstrahlen waren brennend, aber wir waren guter Dinge, denn wir hatten uns in unseren leichten wei=

ßen Röcken, unseren breitrandigen dicken Strohhüten und großen gelben Stiefeln eine höchst luftige und zweckmäßige Tracht erwählt, und überdies fanden wir bei der Reinheit der Luft die Hitze nicht eben allzu drückend. Einige der weiseren von uns rissen sich Zweige von einem Kastanienbaum, um den Hals ihrer Pferde gegen die Fliegen zu schützen, wie sie es von einem Bauer gesehen hatten, der mit einem großen laubigen Dache über seinem Kopfe, das die Stelle eines Sonnenschirms vertrat, an uns vorüberzog.

Doch beginnen wir unsere Reise. Nachdem wir die holperig gepflasterten Straßen der Stadt verlassen hatten, gelangten wir, uns östlich wendend, auf die neu erbaute, breite macadamisirte Straße nach Guimaraens, und nur wer diesen Weg in seinem früheren steinigen und rauhen Zustande gekannt hat, kann sich einen Begriff machen, mit welchem Vergnügen wir ihn in seiner gegenwärtigen Veredlung begrüßten. Die Pferde schienen unsre Gedanken zu errathen und ohne auf Peitsche oder Sporen zu warten, galoppirten sie lustig hinaus, bis wir rechts ablenkend den Weg nach Vizella einschlugen.

„Ach," rief ich, „ich habe jetzt veste Hoffnung auf Portugals Wiedergeburt!" — Auf beiden Seiten waren grüne und fruchtbare Felder mit reifendem Mais; zur Linken lag ein sanftes, wellenförmiges Gelände mit einem zackigen Bergrücken, auf welchem im Jahre 1833 miguelistische Verschanzungen aufgeworfen waren und ich die letzten

Ueberreste von Dom Miguel's Heer, ehe sie gänzlich zerstreut wurden, aufgestellt sah. Es war ein trauriger Tag; sie stiegen, wahnsinnig genug, in die Ebene hinab und wurden von Dom Pedro's Leuten angegriffen; ein tapfrer constitutioneller Offizier, der Oberst Pacheco, fand hierbei seinen Tod, aber die königliche Sache war verloren. Wir kamen an einem Landhause vorüber, wo, wie ich glaube, der Prinz kurze Zeit sein Hauptquartier hatte.

Zu unsrer Rechten dehnten sich die scheinbar öden Rücken der Valongo-Berge aus, deren Inneres jedoch reiche Vorräthe von Mineralien birgt, worunter Kohle und Antimonium nicht die geringsten sind, während auf ihrer Oberfläche noch immer Gold gefunden wird, und die Bäche, die von ihnen herabfließen, treiben die Mühlen und bewässern die Felder der getreidereichen Thäler.

Wir ritten jetzt unter hohen Thalwänden und die kleinen Bäume und Büsche, womit sie gekrönt waren, schützten uns wie eine Laube gegen die Sonnenstrahlen. Einige schlechte Stellen ausgenommen, die während der Winterregen als Rinnsale gedient hatten, bot der Weg keine Hindernisse dar und wir hielten unsere erste Rast in dem kleinen Dorfe Alfena, wo wir frühstückten und unseren Pferden nach dem lebhaften Morgenritt einige Ruhe gönnten.

Als wir wieder auf dem Wege waren, begegnete uns ein Dutzend Männer mit Trommeln, Pfeifen und anderen musikalischen Instrumenten. „Wohin, meine Freunde?“

fragte ich. „Wir wollen heute Abend auf einer Festa in Ramalhão, auf der anderen Seite von Oporto, Musik machen und haben diesen Morgen schon einen Weg von drei Meilen zurückgelegt. Wir sind wandernde Musikanten. Adeos, Senhor!“

Ei, hier tragen die Bäume kleine Mädchen! rief einer von uns, als wir durch einen Fichtenhain ritten, und indem ich zum Gipfel einer der höchsten Fichten empor blickte, deren schlanker Stamm ohne alle Aeste war, sah ich wirklich, wie sich ein kleines Mädchen auf einem dünnen Zweige schaukelte und mit ihrem Beile die Spitzen abschlug, die sie erreichen konnte. Dasselbe Geschäft verrichteten noch mehre andere Mädchen auf verschiednen Bäumen. Aber wie waren sie hinauf gekommen? Denn die Stämme hatten auch nicht ein Aststummel, auf welchen ihre kleinen Füße sich hätten stützen können. Ich machte einige Jahre früher mit einem Freunde einen Ausflug zu Pferde in Oporto's Umgegend, als wir auf dem Wege zu einem Fichtenwald von einem kleinen sehr hübschen Mädchen, mit einem Beil und einem Bündel, begleitet wurden. Wir verloren sie auf eine Minute aus dem Gesicht und sahen dann eine Gestalt, oberhalb in weiblicher Tracht, aber in männlicher Unterkleidung, zum Vorschein kommen, die einen breiten Gurt um den Stamm einer Fichte und zu gleicher Zeit um ihren Leib schlingend allmälig emporstieg, indem sie den Gürtel mit den Händen höher schob und ihre nackten Füße an den

Stamm drückte. Es war unsre schöne Freundin, die bald einen luftigen Zweig erreicht hatte und nun den Boden mit ihren grünen Siegeszeichen bestreute. Man braucht die jungen Schößlinge der Tanne als Streu für die Ochsen und später als Dünger.

Unser Weg erhob sich allmälig und führte uns auf den Gipfel hoher Berge, wo wir hinter uns das blaue Meer, reiche üppige Thäler und kleine fichtenbewaldete Hügel liegen sahen; die Stadt und der Douro waren im Sommernebel verschwunden, während im Osten und in jeder anderen Richtung Hügel über Hügel, Gebirge über Gebirge in endloser Reihenfolge sich erhoben und endlich in dem Hochblau des reinen Himmels verschwammen. Diese Höhen verlassend, zogen wir durch ein fruchtbares Thal bis zu einem Dörfchen mit einem neuen kleinen Wirthshaus, das ganz im Baustyl aus der Zeit der Königin Elisabeth erbaut war, obgleich der Erbauer ohne Zweifel nie von einem solchen Styl gehört hatte. Aus dem oberen Stockwerk führte eine Brücke von Eichenholz, unter welcher wir durchritten, nach dem jenseitigen Berge, und auf dem Gipfel dieses Berges oder felsigen grünen Erdwalls, wie man ihn passender nennen konnte, war eine von ehrwürdigen Bäumen umgebene Plattform, in deren Mitte ein niedriges alterthümliches Kirchlein stand. Das Innere des Gebäudes, das höchstens zwanzig Menschen fassen konnte, ließen wir unergründet; aber in seiner fast eben so großen

Vorhalle sahen wir eine runde steinerne Kanzel und rauhe steinerne Bänke auf jeder Seite der Plattform, während an verschiedenen Punkten allerlei Crucifixe angebracht waren. Das Bildwerk jedoch, womit das ganze Gebäude verziert war, hatte die Zeit gefärbt und verunstaltet. Hier also predigte wahrscheinlich in den frühesten Tagen des lusitanischen Reiches oder selbst noch vor Roderich's Zeit der greise Priester von den Geheimnissen unsrer heiligen Religion, während seine Heerde lauschend unter dem Schatten des dichten Laubwerks saß, oder vor den Sinnbildern der Leiden ihres Erlösers kniete. Damals hatte Roms prächtiges Gepränge noch nicht die Gemüther der Menschen von den einfachen Wahrheiten des Christenthums abgelenkt — oder man hätte, so glaube ich, nie diese ländliche Kirche gebaut. Der Name des Dorfes ist Sobrão. Indem wir es verließen, führte uns eine leichte Steinbrücke über ein klares Flüßchen und wir ritten weiter im Thale hin.

„Diese Pferde haben zuweilen eine eigene Neigung, sich im Wasser zu wälzen," sprach einer von unsrer Gesellschaft, ein munterer Irländer, als wir einen schlammigen Bach passirten — „seht Euch vor, meine Freunde." Aber kaum waren die Worte über seine Lippen, als sein eigenes Pferd sich niederwarf. Glücklicherweise gelang es ihm, sich loszumachen und das Ufer zu erklettern, sein Thier aber wälzte sich mit allem Sattelzeug behaglich im Wasser und ließ sich weder durch Prügel noch durch Zerren

am Zügel zur Vernunft bringen. Die Scene war zu komisch und wir belachten sie herzlich. „Ei, O'Shaughnessy, Dein Pferd ist so schlecht wie ein Maulesel!“ riefen wir. „Die Bestie, wahrscheinlich gehörte seine Mutter zu der Raçe!“ erwiderte er und ließ seine Reitpeitsche auf dem Thiere tanzen. „O es war Dein eigener Fehler,“ sprach ein anderer; „warum sporntest Du es nicht.“ — „O, wie konnte ich denken, daß mein eigenes Pferd sich wälzen würde?“ Diese naive Antwort erregte ein allgemeines Gelächter. Doch nachdem es dem Pferde beliebt hatte, sein Bad zu beendigen, war der Sattel in der warmen Sonne bald wieder abgetrocknet und einige Minuten nachher verfolgten wir wieder unseren Weg.

Wir erstiegen nun den Gipfel der höchsten Berge, die wir seither erreicht hatten, und ritten einige Stunden auf einem fast ebenen Wege von weichem Sand. Die Luft auf diesen Höhen war rein und kühl, wie an einem Frühlingsmorgen und die Gegend auf beiden Seiten wild und lieblich. Ueberall auf den Felsen lagen runde, dunkle Granitblöcke, wie die zerschellten Schädel eines Riesengeschlechts, das hier in furchtbarem Kampfe gefallen sei. Keine sterbliche Hand hatte sie hierher geschafft und so stammten sie ohne Zweifel aus der Sündflut, obgleich es uns scheinen wollte, als müßten die Wogen sie Jahrhunderte lang umspült haben, ehe sie ihnen ihre jetzige Gestalt geben konnten.

Auf einem der höchsten Punkte des Berges stand an unserm Wege ein plumpes steinernes Kreuz, von einem Haufen kleiner Steine umgeben. „Wer ist hier ermordet worden?“ fragte ich unseren Führer, der wunderbarer Weise bei uns war; denn es ist Sitte, an der Stelle, wo ein Mord begangen ist, ein Kreuz aufzurichten, damit jeder Vorüberziehende ein Gebet für die Seele des Opfers spreche. „Hier ist Niemand ermordet worden, Senhor; sondern es wurde hier ein „Almocreve“ vom Blitz erschlagen; und Jeder, der vorübergeht, hält es für seine Pflicht, einen Stein hinzuwerfen, damit er die bösen Geister verscheuche.“ — Die „Almocreves“ sind jene Maulthiertreiber, die mit ihrer Ladung nach allen Theilen der Halbinsel ziehen. „Nun, Silvestre, warum wirfst Du denn nicht auch einen Stein dazu, um den Teufel in höflicher Entfernung zu halten?“ fragten wir. Er verzog seine schönen Züge zu einer verächtlichen Miene und zuckte die Achsel. „Orra, Senhor, wer kümmert sich um den Teufel? Teufel und Heilige sind von einem Gelichter — eine Bande von Betrügern und Dieben.“ — „Hoho, Senhor Silvestre, ich fürchte, Du bist ein schlechter Kerl! Hat die französische Schule des Unglaubens ihre Apostel ausgesandt, um den „Arrieiros“ und Maulthiertreibern ihre Lehren zu predigen?“ dachte ich, und fügte hinzu: „Ich hoffe, Deine Meinungen sind nicht sehr verbreitet, Sil-

vestre.“ — „Es gibt mehr Narren als Weise in der Welt,“ war die philosophische Antwort.

Dieser Silvestre, unserer „Arrieiro“, war ein alter Bekannter, der mit einem meiner Verwandten, welcher kaum ein Wort Portugiesisch sprach, eine lange Reise gemacht und sich als ein musterhaft aufmerksamer und ehrlicher Begleiter bewährt hatte. Er war ein hübscher, kräftiger Jüngling von Mittelgröße und ungewöhnlich bescheidenem Benehmen. Mit Ausnahme seines breitrandigen schwarzen Filzhutes und seiner rothen Leibbinde, hatte seine Kleidung in Schnitt und Sauberkeit etwas Seemännisches. Er hatte als Knappe einiger englischer Fidalgos besondere Aufmerksamkeit darauf verwendet und ritt mit zwei Sattelranzen, worin sich verschiedene Flaschen und kalte Küche befanden, ganz stolz auf seinem Maulthiere. Trotz seinem lockeren Glauben bewies er sich als ein vollkommen zuverlässiger Bursche, obgleich er in seinem Berufe nicht eben viel Kopf zeigte.

Man spricht immer von Portugals brennendem Klima und wir waren hier an einem der heißesten Augusttage viele Stunden unterwegs und athmeten entzückt die erquickende Luft. In den Thälern allerdings war es heiß genug, aber dies belästigte uns nicht, da die Luft der höheren Gegenden unsere Nerven gestärkt hatte, und eben so wenig war unseren Pferden die geringste Erschöpfung anzumerken.

Wir ritten jetzt wieder bergab und zogen durch eines der fruchtbarsten Thäler, die ich je gesehen habe. Es war buchstäblich mit Obstgärten angefüllt und enthielt mächtige Kirschbäume, während die Rebe mit den reifen schweren Trauben in dicken Gewinden von den Bäumen herabfiel, die am Wege standen, so daß wir, um nicht in ihren Schlingen gefangen zu werden, uns tief auf den Hals unserer Pferde beugen mußten. Ich hatte noch nie ein so üppiges Wachsthum gesehen, und es wäre unmöglich, die ungeheure Fülle riesenhafter Bäume, Sträucher und Pflanzen aufzuzählen, welche buchstäblich die benachbarten Berge vor unseren Blicken verbargen. Es war ein vollkommenes Eden, wie die ganze Provinz.

Eine plötzliche Wendung des Weges brachte uns auf eine hohe einbogige Brücke, die über ein glänzendes Flüßchen führte, und auf beiden Seiten stiegen hohe mit Bäumen, Landhäusern und Hütten bekleidete Ufer empor.

„Das Thal von Ems im Kleinen!“ rief ich. „Aber noch lieblicher als Ems!“ — Die in allen Richtungen auf den schroffen Höhen hangenden Hütten waren meist nach Schweizerart erbaut, d. h. sie hatten breite Dachtraufen und große Balkone, zu welchen Treppen emporführten. Ich hatte ein Thal, wie dieses, in Portugal weder gesehen noch vermuthet, und schloß sogleich ganz richtig, es müßte das durch seine Mineralwässer berühmte Vizella sein. Etwas weiter hin öffnete sich vor uns ein

weiter Raum, eingefaßt von netten reinlichen Häusern verschiedener Größe und öffentlichen Gärten mit schönen Bäumen, vielen Gängen und Bänken. Wir ritten längs den Gärten und einer Reihe seltsam gestalteter Häuser, die, wie wir hörten, Bäder waren, um die Praça und gelangten zu dem „Estalagem“, dem Gasthaus, auf dessen Außenseite eine hölzerne Treppe nach einer breiten Veranda und dem oberen Stockwerk führte, und nachdem wir den Staub von Hüten und Kleidern geschüttelt und uns an dem Inhalt unsrer Sattelranzen etwas erquickt hatten, gingen wir aus, um die Bäder zu sehen.

Es muß bemerkt werden, daß die Römer mit den vorzüglichen Heilkräften der Schwefelwässer von Vizella wohlbekannt waren und hier eine große Badeanstalt errichteten; die gothischen Barbarenhorden aber, die von jenen Eigenschaften keinen Begriff hatten, ließen die Bäder in Verfall gerathen, bis sie allmälig sich ausfüllten und der Welt verloren gingen. Vor ungefähr funfzig Jahren entdeckte ein Bauer beim Graben ein vollständig erhaltenes Bad mit prächtigem Täfelwerk. Seitdem sind gegen zwanzig vollkommen erhaltene Bäder von verschiedener Gestalt und Größe aufgefunden worden, und nachdem man Häuser darüber erbaut hat, leisten sie heute dieselben Dienste, wie in alten Tagen den Römern. Ohne Zweifel liegen viele andere Bäder noch unentdeckt, denn die üppigen Römer pflegten in dieser Beziehung sehr reichlich für ihre Bedürf-

nisse zu sorgen. Wie reich und glänzend mögen die Gebäude gewesen sein, die darüber sich erhoben, und wie reizend das Thal mit seinen Marmortempeln und Altären für die verschiedenen Gottheiten dieser Heilquellen! Die Regierung hat die Häuser wieder aufbauen lassen und den Gebrauch der Bäder freigegeben, ohne die mindeste Vergütung dafür zu beanspruchen.

Der Aufseher der Bäder bot sich uns als Führer an und wir besuchten zunächst ein kleines viereckiges Bad für eine Person. Der Wärmestand war 91° Fahrenheit, nach Angabe unseres Führers der geringste. Ich kostete das Wasser, das aus der Rinne tröpfelte, und fand es lauwarm, aber nur unbedeutend mit Schwefel gesättigt. Außer diesem gab es noch mehre andere Bäder von gleicher Größe und nur wenig abweichenden Wärmegraden. An der Thür eines jeden war der Mond in seinen verschiedenen Gestalten gemalt, wie wir hörten, zur Bezeichnung der Mondzeit, in welcher jedes Bad entdeckt wurde, sowie auch zur Unterscheidung eines von dem anderen. Einige waren auch nach der Sonne und den Sternen benannt. Wir traten nun in ein großes rundes Bad, dessen Boden und Wände getäfelt waren und das man ungefähr vor drei Jahren entdeckte. Es hat 96° F. Der Mann, von welchem wir es besetzt fanden, schien durch unseren Eintritt nicht im mindesten gestört zu werden, sondern schilderte uns, in der Mitte schwimmend, ruhig seine Empfindungen,

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

während wir fragend um ihn her standen. Ein anderes im Halbkreis erbautes Bad, das noch merkwürdig gut erhalten war, hatte ebenfalls 96°.

Es ist bemerkenswerth, daß das Wasser Winter und Sommer seinen Wärmestand behält und auch hinsichtlich seiner Menge keiner Veränderung unterworfen ist.

An verschiedenen Thüren, wo wir anpochten, erhielten wir die Antwort: „Von Frauen besetzt!“ — und wir gingen weiter; wo aber Männer waren, ließ sich unser Führer nicht abweisen, und die Kranken schienen ohne Ausnahme an solche Besuche gewöhnt zu sein.

Man hält die Zeit vor Sonnenaufgang für die geeignetste zum Baden, und weil dann der Bademeister das Recht hat, alle zurückzuweisen, die ihn nicht bezahlen wollen, und die Bäder um diese Zeit gesäubert sind, so benutzen die Reicheren die Gelegenheit, allein zu baden. Ohne diese Einrichtung wäre es anständigen Leuten gar nicht möglich, die Wohlthaten dieser Wässer zu genießen.

Wir kamen jetzt zu einem Gebäude, das alle übrigen an Größe übertraf, und bei unserem Eintritt fanden wir ein Bad, dreißig Fuß lang, fünfundzwanzig Fuß breit und ungefähr fünf Fuß tief, mit einem Wärmestand von 100°. Es kann auf einmal fünfzig Personen fassen und bei unsrem Besuch waren eben mehre beschäftigt, nach ihrer Waschung sich abzureiben. Man hätte die mit weißen Hemden bekleideten Gestalten in der Ferne und in dem un-

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

bestimmten Dämmerlicht für die Geister der alten Römer halten können, die achtzehn Jahrhunderte früher hier gebadet hatten. Das Wasser steigt in diese Bäder fast unmittelbar unter ihnen aus der Erde und fließt nach seiner Benutzung durch unterirdische Röhren in einen benachbarten Sumpf.

Neben diesem großen Bade war ein kleineres, in welches das Wasser empor gepumpt wurde, und obgleich die Thüre offen stand, war doch der Schwefelgeruch und die feuchte Hitze fast unerträglich. Dies war das heißeste Badewasser und hatte 120 Wärmegrade. Ich steckte meine Hand hinein und fand es gerade so heiß, als ich es vertragen konnte.

Dieses Badedorf liegt an dem einen Ende und auf der Außenseite der Gärten, die wir jetzt betraten und in deren Mitte ein kleines rundes Bad mit gewölbtem Dache steht. Wir wandelten durch die schattigen Gänge und kamen an eine halbkreisförmige, mit Sitzen versehene Mauer, aus deren Mitte ein dampfender Quell hervorsprudelte. Sie gleicht vollkommen jenen öffentlichen Ruheplätzen auf mehren hohen Punkten Pompeji's. — „Das ist die heiße Trinkquelle, Senhor," sprach der Aufseher, „und man rühmt ihre wunderbare Heilkraft." Einer von uns, der begierig war, die kostbare Flüssigkeit zu kosten, bückte sich und that einen mächtigen Schluck, aber sein verzerrtes Gesicht verrieth uns sogleich, daß er seine Ungeduld bereute.

„Gesottene faule Eier und Schwefel, bei allem was gräßlich ist!“ rief er, sobald er wieder sprechen konnte. Doch trotz der Warnung meines Freundes kostete auch ich von dem Gesundbrunnen. Er hatte 120° und sein Geschmack war allerdings nicht der angenehmste. An dem einen Ende dieses Quells, der ungefähr vor funfzig Jahren entdeckt wurde, steht ein Obelisk aus späterer Zeit.

Nachdem wir in den Bädern die Runde gemacht, setzten wir uns auf einige Bänke in den Gärten. Die Wege, die mit hohem Buchsbaum eingefaßt, einander in rechten Winkeln durchschnitten, waren gut erhalten und die Beete üppig mit anmuthigen Trauerweiden, Kastanien, Maulbeerfeigen, Akazien und vielen anderen Bäumen bewachsen, während in der Mitte der Stelle, wo wir saßen, ein Springbrunnen sein kühles Wasser in ein steinernes Becken sprudelte. Ueber den Bäumen erhob sich eine Reihe hübscher schweizerartiger Häuser mit breiten Verandas und tiefen Dachtraufen, und über diesen wieder stiegen die steilen Wände des Thales empor, aus deren üppigem Grün hier und da ein nackter Felsen hervorschaute, um den Reiz der Landschaft zu heben. „Ja, das ist schöner als Ems!“ rief ich. Aber um es ihm gleich zu machen, fehlt es trotzdem noch an einer gewissen Vollendung — an gangbaren Wegen, die sich gemächlich an den steilen Bergen hinan winden, an großen Gasthöfen und rollenden Equipagen, an Musikbanden und fröhlicher Gesellschaft.

Aber es war keine Badezeit und deshalb ziemlich einsam. Die Monate Julius und September hält man für die günstigsten, und es fehlt dann nicht an Gesellschaft, noch an Musikbanden. Doch würde es schwer sein, eine modische Equipage aufzufinden, obgleich ich nicht zweifle, daß es nicht mehr daran mangeln wird, wenn die Straße von Oporto nach Guimaraens vollendet ist; denn zwischen dem letzteren Orte und Vizella fanden wir einen schönen breiten Weg.

Während wir hier an diesem stillen lieblichen Plätzchen saßen, kroch ein Haufen lahmer und verkrüppelter Bettler heran, die sich alle um diesen Teich Bethesda versammelten. Mit einigen Kupfermünzen erkauften wir uns einen Strom von Segenswünschen.

Der Bademeister brachte uns jetzt die Nachricht, daß das große runde Bad geleert sei und wir es in Augenschein nehmen könnten. Wir stiegen hinab und fanden die Mosaik am Boden stellenweise noch so schön, als wäre sie erst verfertigt, anderwärts aber war sie kläglich herausgebrochen und unser Führer schien keinen sonderlichen Werth darauf zu legen, denn er löste mehre Stücke und beschenkte uns damit.

Sobald gute Wege hergestellt sind, wird Vizella durch seine reizende Lage und durch die unschätzbaren Heilkräfte seiner Wässer zahlreiche Gäste anlocken und diese werden

Gasthöfe und die anderen Bequemlichkeiten und Belustigungen deutscher und englischer Bäder hervorrufen.

Nachdem unsere Pferde hinlänglich gerastet und wir selber alles gesehen hatten, was unser Führer uns zu zeigen wußte, machten wir uns wieder auf den Weg.

Auf der ganzen Strecke nach Guimaraens schaut das Auge nur Liebliches, und ich würde nicht fertig werden, wollte ich von den überhangenden, mit ihren röthlichen Früchten beladenen Reben sprechen, weil jeder Weg damit eingefaßt war. Die Häuser, an welchen wir vorüber ritten, waren alle mit weit über die Mauern hinauslaufenden Dächern, mit Verandas und steinernen Fenstersimsen versehen, auf welchen Töpfe mit Blumen standen. Ueberhaupt hatten alle Hütten ein freundlicheres und behaglicheres Ansehn, als mir seither in anderen Theilen des Landes vorgekommen war.

Schon fing es an zu dunkeln, als wir die breite Straße, die unmittelbar in den Mittelpunkt der Stadt Guimaraens führte, verließen und eine durchschnittliche Richtung nehmend uns rechts wendeten. Wir ritten durch mehre schlechte Vorstädte und an verschiedenen Kirchen vorüber und erreichten endlich unser ersehntes „Estalagem d'Oliveira." Der Eingang war nicht eben viel versprechend, aber wir fanden in dem oberen Stockwerk sehr bequeme und gute Zimmer mit der Aussicht auf den gothischen Thurm und den reich verzierten Eingang der Kathedrale, vor welcher

ein kleiner gothischer Schrein und ein sorgfältig eingefaßter Baum stehen, der schon seit Gründung der Stadt vorhanden sein soll. Zu unsrer Linken lag das Rathhaus, ein sehr altes, von Bogen getragenes Gebäude, und die anderen Seiten des Platzes waren mit Wohnhäusern besetzt.

Einige von uns gingen aus, um sich bis zum Abendessen in der Stadt umzusehen; da es aber bereits finster geworden war, fanden sie ihr Unternehmen sehr schwierig. Als Beweis, daß Guimaraens zur civilisirten Welt gehörte, entdeckten sie ein Billard. Der Hunger trieb sie jedoch bald wieder nach Hause.

Wir saßen alle bei einer trefflichen Mahlzeit, der wir volle Gerechtigkeit widerfahren ließen, und freuten uns auf die Erquickung einer ruhigen Nacht, als einer bemerkte, es sei der Vorabend eines Festes, ich weiß nicht, ob des Schutzheiligen der Kathedrale oder der Stadt. O, dann wird die ganze Schönheit von Guimaraens auf den Beinen sein?" rief ein anderer. „Wir wollen deshalb zeitig zu Bett gehen und früh wieder aufstehen, um die Messe zu hören und die schönen Andächtigen zu sehen," rieth ein dritter. Aber er hatte kaum gesprochen, als mit einmal all' die mächtigen Glocken der in diesem Augenblick nur zu nahen Kathedrale ihre dröhnenden Stimmen erhoben und alle übrigen Glocken der Stadt sogleich in das betäubende Geläute mit einstimmten. Zu gleicher Zeit wurden alle Fenster auf dem Platze erleuchtet. Dicht vor unseren

Augen stieg eine Rakete in die Luft; aus den Fenstern des Thurmes brachen Flammen hervor und die ganze Plattform war ein Feuerklumpen, in welchem sich dunkle Gestalten bewegten. Dann stieg ein Strauß Raketen empor und fiel als feuriger Regen wieder herunter. Man konnte sich schwer überreden, daß der Thurm nicht wirklich in Flammen stehe. Das Emporsteigen dieser Raketen begleitete das Getöse einiger zwanzig Trommeln, von den ungeschicktesten Händen geschlagen, und die Glockenläuter arbeiteten mit verdoppelter Anstrengung. „Hoffentlich dauert das nicht die ganze Nacht," rief ich verzweifelnd. — „Verlaß Dich darauf; die Leute sind hier entsetzlich fromm. An ihren Werken sollt ihr sie erkennen," erwiderte ein Freund. — „An ihren Feuerwerken meinst Du," bemerkte ein anderer. Welch ein furchtbares Getöse! Glocken, Trommeln und Raketen — welcher Wirrwarr! Die Stadt muß in Flammen stehen! In die Hölle mit diesen Frommen! Die Raketen steigen und der Lärm der Glocken und Trommeln wird noch toller. „Gott sei Dank, die Arme der Glockenläuter müssen endlich ermatten," bemerkte einer. „O, gib diesen Trost nur auf, mein Freund," entgegnete ein anderer; „die Glockenläuter und Trommler haben ihre Relais; denn Jeder, der die Glocken zieht und diese Trommeln schlägt, erhält Dispensation für so und so viel Sünden." — „Schauderhaft! Dann kann es wenigstens mit den Raketen nicht ewig dauern, das ist ein Trost." — Wir mußten förmlich

schreien, wenn wir uns verstehen wollten. „Ich will es versuchen, zu schlafen. Ein Seekadet schlief in der Schlacht bei Navarin, und ich glaube nicht, daß dies ein ärgerer Lärm ist," sprach der schläfrigste von uns mit einem hoffnungslosen Gähnen. In diesem Augenblick erreichte das Gewirr der schlafscheuchenden Töne seinen höchsten Gipfel, aber mit welcher Freude bemerkten wir, daß dies die letzte Anstrengung war. Plötzlich hörten die Feuer zu brennen, die Trommeln zu rasseln und die Raketen zu zischen auf; die Lichter in den Fenstern verschwanden, die Menschen gingen nach Hause und in zehn Minuten war bis auf das Geschrei einer schwärmenden Katze oder das Gebell eines hungrigen Hundes jeder Ton verstummt. Wir dankten dem Himmel und warfen uns auf unser Lager, wo wir nach dem überstandenen Lärm einen um so vesteren Schlummer fanden.

VI.

Die Kathedrale von Guimaraens. Ein Mißverständniß. Merkwürdige Sage von einem Baume. Großartige Ansicht der Stadt und der Vorstädte. Die Veste. Ihre Geschichte. Alte Kapelle. Die Schätze der heiligen Jungfrau. Aufbruch. Die Bäder bei Teipas. Braga.

Wir waren bei guter Zeit wieder munter, denn es stand uns ein langes Tagewerk bevor, und überdieß sind die ersten Stunden eines Sommermorgens in einem heißen Klima immer unschätzbar. Ich und mein Bruder waren zuerst auf den Beinen und wie man sich denken kann, nahmen wir unsern Weg nach der Kathedrale, nicht aber um die Gesichter der schönen Andächtigen zu sehen, die in ihre Gebete vertieft, keinen Blick für die vorübergehenden Fremden hatten.

Das ganze Innere der Kathedrale ist in modischem Geschmack erneuert, da man es aber mit jener in Portugal so sehr gebräuchlichen Malerei und Vergoldung verschont hat, so ist es eines der einfachsten Gebäude, die ich gesehen

habe. Rechts vom Hochaltar bemerkte ich einen Schrein von ciselirtem Silber, der den scharfen Augen und räuberischen Händen der Franzosen durch irgend ein Wunder entgangen ist.

Wir gingen dann in die Sakristei, aber es war niemand zu finden, der uns ihre Schätze zeigen konnte. Diese Schätze hießen „Os thesouros de Nossa Senhora," die Schätze der heiligen Jungfrau. Eine junge Dame aus meiner Bekanntschaft, die vor einigen Jahren in Guimaraens war, beging in dieser Beziehung einen eignen, aber auch sehr natürlichen Irrthum. Bei ihrer Ankunft sagte ihr das Stubenmädchen des Gasthauses, daß unter den Merkwürdigkeiten ihrer Vaterstadt sich besonders „Os thesouros de Nossa Senhora" auszeichneten; aber die Fremde verstand „tesouras de Nossa Senhora," d. h. die Scheere unserer Frau. Als sie daher mit ihrer übrigen Begleitung die Sakristei besuchte und all die Schätze beschaut hatte, welche mehre ehrwürdige Priester, deren schöne runde Bäuche mit Fett wattirt waren, auf's gefälligste zeigten, fragte sie mit einiger Bedenklichkeit auch nach „der Scheere unserer Frau," denn sie glaubte, man wolle eine so kostbare Reliquie profanen Blicken nicht gern preisgeben. — „Was will die Dame sehen?" sprach einer der würdigen Priester, und hielt seine Seiten, während seine Wangen sich ausdehnten, seine Lippen sich kräuselten und sein Auge funkelte. „Die Scheere unserer

Frau," erwiderte die Fremde ruhig. „Die Scheere unserer Frau! Ha, ha, ha! Die Scheere unserer Frau! Ha, ha, ha!" wiederholten die Priester im Chor, und noch nie hörte man ein so heiliges Gelächter. Endlich erklärte der erste, der wieder zu Athem und Stimme kam, mit Thränen im Auge und von wiederholtem Lachen unterbrochen, daß ein so unschätzbares Kleinod, so glücklich es sie auch machen würde, nicht in ihrem Besitze wäre, daß sie „os thesouros de Nossa Senhora" bereits gezeigt, aber „suas tesouras" leider nicht aufzuweisen hätten. „Ha, ha, ha!" und alle lachten aufs neue. Wer die Kathedrale von Guimaraens besucht und ein herzliches Gelächter hören will, der frage nur nach der „Scheere unserer Frau."

Wir konnten vor der Hand diese Schätze nicht zu sehen bekommen, und gingen weiter, um das Aeußere der Kirche zu beschauen. Ihr Glockenthurm ist viereckig mit schön gearbeiteten feinen Säulen an den äußeren Ecken, und die Fenster, so wie eine gewölbte Halle des Erdgeschosses, in welche sie sehen lassen, sind im reinsten, geschmackvollsten gothischen Styl erbaut. Der Haupteingang und ein darüber befindliches großes Fenster sind treffliche Bildwerke gothischer Baukunst, aber leider hat man an dem einen Ende des Gebäudes, das in Verfall gerathen war, eine ionische Säule angeflickt. Wie der Erbauer dieser Säule einen solchen Schnitzer gegen die Baukunst begehen konnte, ist mir

unbegreiflich, noch stumpfer und geschmackloser aber war die ganze Schaar ehrwürdiger Pfründner, die ihre schöne Kathedrale durch eine so barbarische Neuerung entstellen ließen.

Auf der rechten Seite des Haupteinganges befand sich eine Inschrift in neuem und altem Portugiesisch. Die neuere schrieb ich ab, bei der ältern aber, deren Tafel mit den portugiesischen Wappen in kleinen Schilden umgeben war, verlor ich die Geduld, ehe ich die erste Zeile beendigt hatte. Ihr Inhalt war ungefähr folgender:

„Im Jahre eintausend dreihundert und fünfundachtzig am sechsten Tage des Monats Mai wurde dieses Werk auf Befehl Don João des Ersten, des Königs dieses Reiches Portugal und Sohnes des edeln Königs Don Pedro von Portugal angefangen. König Don João war in einen Kampf mit dem König Don João von Kastilien verwickelt und zu Ehren des Sieges, den er über ihn erfocht, und welchen er der heiligen Maria zu verdanken hatte, ließ er dieses Werk errichten.“

Dem Haupteingange fast unmittelbar gegenüber steht der gothische Schrein oder Tempel, dessen ich bereits gedacht habe. Er besteht aus vier spitzen Bogen mit einem Kuppeldache und in der Mitte erhebt sich ein kunstreich ausgehauenes Kreuz.

Ich hatte die hochgespitzten Bogen und massiven Pfeiler zur Genüge betrachtet und richtete nun, mich umwendend,

meinen Blick auf jenen, von allen Einwohnern so hoch verehrten Baum, der dicht daneben, von einem eisernen Geländer umgeben, auf einer grünen Erhöhung steht, als mein Staunen über diese sorgfältige Verwahrung durch eine leise zitternde Stimme, die um ein Almosen bat, unterbrochen wurde. Ich nahm eine kleine Silbermünze aus meiner Tasche und legte sie in die welke, dürre Hand, die ich nach mir ausgestreckt sah. „Mögen Gott und die heilige Jungfrau und alle Heiligen Euch vor Kummer schützen, mein junger Fidalgo!" sprach die Stimme, welche einem greisen Weibe gehörte, das ihren gebeugten und hinfälligen Körper mit einem langen Stabe unterstützte, aber nicht durch schmutzige und zerlumpte Kleider Mitleid zu erwecken suchte. Ihr Anzug war im Gegentheil, obgleich an vielen Stellen geflickt, so nett und reinlich, als es ihre Umstände erlauben mochten, und nach der Regelmäßigkeit ihrer magern pergamentartigen Züge und den großen jetzt tiefliegenden trüben Augen zu urtheilen war sie in ihrer Jugend ohne Zweifel eine Schönheit gewesen, lieblich wie die Lilie des Thales, die in der Brust des stolzen Mannes die feurigste Liebe erweckte.

„Ihr schaut mit neugierigem Blick nach jenem kleinen Baum, Senhor, ohne vielleicht die Geschichte seines heiligen Ursprungs zu kennen?" hob sie wieder an.

Ich gestand meine Unkenntniß und bat die Alte, mich zu belehren, wenn sie es vermöchte. — „Das kann ich,"

erwiderte sie „und will gern dadurch zu vergelten suchen, was Ihr an einer armen verlassenen Frau gethan habt.“ — „Ich bin sehr gespannt, liebe Alte,“ rief ich; „bitte, beginnt.“ — Sogleich, Senhor, sogleich.“ — Und sie erzählte mir folgende Sage.

Vor vielen hundert Jahren lebte in dieser Provinz ein Mann, Namens Wamba. Er war berühmt wegen seiner außerordentlichen Frömmigkeit, wegen seines Muthes und seiner Gelehrsamkeit; denn wenn er auch nicht zu schreiben verstand, wie die gelehrten Geistlichen in den Klöstern, so konnte er doch lesen und so hatte sich sein Ruf auf der ganzen Halbinsel verbreitet. Der frühere König des Landes war gestorben und das Volk befand sich in Verlegenheit, wen es zu seinem Nachfolger wählen sollte. In dieser Noth richtete es seinen Blick auf Wamba. Damals war die Stelle, wo wir jetzt stehen, ein freier Platz in einem schönen Walde, wo sich die benachbarten Eigenthümer zu versammeln pflegten, um ihr Vieh oder Korn gegen andere Bedürfnisse einzutauschen. Eines Tages war die Volksversammlung auf dieser Stelle größer als gewöhnlich und als die Ersten darunter wieder die Wahl eines Königs zur Sprache brachten, gelangte man endlich allgemein zu dem Urtheil, daß niemand dieses Amtes würdiger sei als Wamba. Er war noch nicht angelangt, aber kaum hatte man ihn einstimmig erwählt, als er, ein paar ungemein schöne Ochsen mit einem langen Stabe

vor sich her treibend, dem Platze sich näherte; er trieb sie unter die Menge und bot sie als Tauschmittel gegen Korn, Wein und Oel aus, das er einigen frommen Mönchen zum Geschenk machen wollte, als er zu seinem Erstaunen vom Volke als König begrüßt wurde.

Wamba war ein frommer Mann und machte nicht viel Wesens von seinen Tugenden und Kenntnissen, er nahm daher seinen Hut ab und bat seine Freunde, ihn nicht zum Gelächter zu machen und sich zu ihrem Scherz einen andern Gegenstand auszuwählen. Aber sie erklärten einmüthig, es sei ferne von ihnen, des guten Wamba zu spotten, sie hätten es im Leben noch nicht ernsthafter gemeint, und drangen in ihn, die königliche Würde anzunehmen. „Es kann nicht sein!" rief er. „Ich tauge nicht zu einem so hohen Amte. Der Himmel hat mich zu dem ruhigen Leben eines bescheidenen Lavradors bestimmt und dabei werd' ich bleiben, so Gott will. Vielen Dank, meine Freunde, für Eure gute Meinung, die mich stolz genug macht; aber lenkt Eure Wahl auf einen würdigern Mann." — „Keiner ist würdiger als Wamba!" rief das Volk und die Ersten traten auf's Neue zu ihm und flehten, er möchte sich nicht länger weigern, die königliche Krone anzunehmen. Nun war Wamba trotz seiner Frömmigkeit etwas heftigen Gemüths, wie oft die besten von uns, wenn sie versucht werden, und es lag ihm daran, seine Ochsen los zu werden und wieder heimwärts zu seinem Weibe zu ziehen.

„Es ist genug, meine Freunde! rief er daher ungeduldig, als er sich so unerwartet aufgehalten sah. „Ich bitte Euch, treibt keinen Spott mit mir. Ich muß nach Hause!“ Doch als er es versuchte, die kleine Anhöhe, wo er stand, zu verlassen, umdrängte ihn das Volk noch dichter und suchte ihn an seinem Kleide zurückzuhalten. „Das ist Thorheit, meine Freunde!“ rief er und stieß vor Aerger seinen langen Stachelstock tief in die Erde. „Wenn mein Stock, den ich vor zwanzig Jahren mir abgeschnitten habe, wieder zu grünen anfängt, dann werde ich, will's der Himmel, Euer König werden oder was Ihr sonst aus mir machen wollt; bis dahin aber, das schwöre ich bei den vier Evangelisten und bei dem heiligen Evangelium, soll es mir nicht in den Sinn kommen, einen so großen Thoren aus mir zu machen.“ Diese Worte überzeugten das Volk, daß es sich bitter getäuscht hatte, denn es wußte nur zu gut, daß ihn keine irdische Macht vermögen würde, einen so schweren Eid zu brechen. Es zog betrübt nach Hause und der bescheidene Wamba war eben im Begriff seine Ochsen loszuschlagen, als die Leute, die noch um den kleinen Hügel standen, wo er seinen Stab in die Erde gestoßen hatte, in ein lautes Geschrei der Verwunderung ausbrachen. Man stürzte nach der Stelle und wie groß war das Erstaunen, als man sah, daß aus dem trockenen, eisenbeschlagenen Stabe, der wenige Minuten vorher in die Erde gefahren war, nach allen Richtungen grüne Blätter sproßten.

Wamba eilte herbei und seine erste Handlung war ein Versuch, den Stab aus dem Boden zu ziehen, denn er hielt es für ein Werk der Zauberei; aber er wendete vergebens all seine Kräfte auf — der Stab hatte zu veste Wurzel geschlagen — ein Sinnbild der portugiesischen Monarchie. Von seinen Gefühlen und einem frommen Erstaunen überwältigt, fiel er auf seine Knie und flehte, es möchte ihm Kraft von oben kommen, damit er die schwere und ehrenvolle Aufgabe lösen könnte, zu welcher, wie er jetzt deutlich erkannte, der Himmel ihn ausdrücklich auserlesen hatte. Das Volk, das bei dem Anblick dieses Wunders auf die Knie gesunken war, erhob sich nun und begrüßte ihn mit lautem Jubel als seinen König, und er weigerte sich nicht länger, die königliche Krone anzunehmen. Es wurde augenblicklich der Beschluß gefaßt, ihm in der Nähe der Stelle, wo der Himmel selbst ihm diese Würde verliehen hatte, einen Palast zur erbauen und dieser war das erste Haus von Guimaraens, das seitdem ein so wichtiger Ort geworden ist. Er regierte lange und glücklich und das Volk war dankbar für die Wohlthat, die der Himmel ihm verliehen hatte. Der Baum ist von den folgenden Geschlechtern stets mit frommer Sorgfalt gepflegt worden, hat aber nie an Größe gewonnen oder verloren; er ist der erste, der im Frühling Blätter treibt, und der letzte, der im Herbste sie verliert — eine lebendige Offenbarung von der Wahrheit der Wunder.

„Adeos, Senhor“, fügte die Alte hinzu, als sie ihre Erzählung beendigt hatte. „Ich muß nun gehen, denn es erwartet mich zu Hause ein krankes Enkelkind, dem ich für Eure freundliche Gabe eine kleine Erquickung kaufen will.“

Nachdem wir die Kathedrale durchaus besichtigt hatten, schlenderten wir nach einem freien Platze, der Praça da Feira, an deren einem Ende sich eine höchst liebliche Aussicht öffnete. Ueber einen kleinen Fluß, an dessen Ufern mehre große und anmuthige Trauerweiden standen, führte eine Brücke mit umlaubten Bildsäulen an jedem Ende, zu einer geschmackvollen Kirche, zu deren Rechten ein Olivenhain und weiter hin auf einer hohen Terrasse der Palast des Barons de Villa Pouça lag, während darüber hinaus eine Reihe reich bekleideter mit Quintas, Hütten und Klöstern bestreuter Berge sich erhob. Wir gingen über die Brücke und stiegen auf einer Treppe zu der breiten Terrasse jenes Palastes und die großartige Aussicht, die wir hier genossen, war für unsern Weg ein reichlicher Ersatz. Vor uns lag die Stadt mit Klöstern, Kirchen und Thürmen und von Gärten umgeben, während fruchtbare Felder mit eingestreuten reizenden Quintas, Hainen und Obstgärten, nach allen Seiten sich ausdehnten. In der Mitte stand auf einer felsigen Höhe Don Alfonso's Schloß mit seinen hohen viereckigen Thürmen und rings umher erhoben sich die grünen lachenden Berge, welche das Becken umschließen, worin

Guimaraens liegt. Wir saßen eine Weile auf den Bänken der Terrasse und ergötzten uns an der lieblichen Aussicht und der erquicklichen Morgenluft, als meine Gedanken durch eine Bemerkung meines Bruders, auf welchen die Luft ihren Einfluß geübt hatte, plötzlich aus aller romantischen Verbindung gerissen wurden. „Ich will doch sehen, ob die andern schon beim Frühstück sitzen," sagte er, und wenn ich vorher nicht an Hunger gedacht hatte, so war ich plötzlich heißhungrig.

Wir eilten in unser Gasthaus und fanden unsre übrige Reisegesellschaft eben beim ersten Angriff auf ein Gericht portugiesischer „Biftakes."

Auf meiner Morgenwanderung war mir in der Kirche am Ende der Brücke eine merkwürdige Erscheinung aufgestoßen, die mich überzeugte, daß nicht nur die menschlichen, sondern auch die thierischen Bewohner von Guimaraens sehr frommer Natur sind. Mein Bruder war Zeuge der Thatsache, aber ich habe fortwährend bedauert, daß nicht auch O'Shaughnessy und die übrigen dabei waren, um ebenfalls dafür zeugen zu können. Aus dem hellen Sonnenschein tretend, schien es mir auf den ersten Blick, als sei niemand in der Kirche, bis ich an einem Seitenaltar eine alte Frau in einer lumpigen Mantilha vor einem Heiligen beten sah. Außerdem war kein menschliches Wesen zu entdecken; als ich aber tiefer in die Kirche trat, bemerkte ich vor dem Hochaltar — mirabile dictu — zwei

kleine schwarze Ferkel in andächtiger Stellung — wie ein Vorbild für diejenigen, die hier hätten beten sollen! „Ein Wunder! ein Wunder!“ rief ich; aber die alte Frau war völlig taub und halb blind, und hatte überdies, in ihre Gebete vertieft, den Vorfall nicht bemerkt. Endlich erhob sie sich. Ich deutete auf die jugendlichen Beter und machte ihr begreiflich, daß sie gerechte Ansprüche auf Heiligsprechung hätten; aber die alte Sünderin mißverstand meine Worte und jagte, ohne Rücksicht auf die Heiligkeit der Stätte, die frommen kleinen Ferkel fluchend und scheltend aus der Kirche, und bat dann um einige „cinco reizinhos“, als hätte sie ein verdienstliches Werk gethan.

Es verdroß mich, daß meine Erzählung bei einigen meiner Freunde keinen vollen Glauben fand; selbst O'Shaughnessy, der als guter Katholik sie ohne Bedenken geglaubt haben würde, hätte sie ihm sein Beichtvater mitgetheilt, war zweifelsinnig und machte bemerklich, daß wahrscheinlich aus der Tasche eines Betenden ein paar Brodkrumen oder dergleichen auf die Altarstufen gefallen wären und die kleinen Ferkel herangelockt hätten.

Wir durften uns heute nicht der Ruhe hingeben und so verließen wir mit einem Führer, der uns die Merkwürdigkeiten zeigen sollte, aufs Neue unser Estalagem. Bei unsrer Wanderung durch die Straßen bemerkten wir, daß sie mit großen flachen Fliesensteinen gepflastert und selbst die kleinsten Häuser aus gut behauenen viereckigen Steinen

von bedeutender Größe erbaut und größtentheils mit breiten Balkonen versehen waren. Von einer langen Straße mit dem schönen Kloster von St. Clara und mehren großen Häusern wendeten wir uns rechts und gelangten, durch einen Olivenhain zu einer felsigen Höhe emporsteigend, vor die Thore des Palastes, den der kriegerische Alfonso Henriquez, Portugals erster König, erbaut haben soll. Er ist noch in gutem Zustande und ein Theil davon, den man natürlich ausgebessert hat, wird gelegentlich als Kaserne benutzt. Zur Linken steht die einst stolze Veste von Guimaraens, jetzt eine stattliche Ruine, die sich gegen ihren Untergang wehrt. Sie wurde von dem tapferen Grafen Henri von Besançon, König Alfonso's Vater, erbaut.

Dieser Graf Henri war ein französischer Ritter, der sich mit Theresia, der unehelichen Tochter des Königs Alfonso VI. von Kastilien, vermählte und für die Dienste, die er seinem Schwiegervater — dem berühmten Sieger von Toledo — gegen die Mauren geleistet, mit der Statthalterschaft von Portugal beliehen wurde. Vor dieser Zeit, dem Jahre 1095, war der Theil von Portugal, der sich nicht im Besitz der Mauren befand, Jahrhunderte lang von örtlichen, den Grafen von Galizien untergebenen Statthaltern beherrscht worden. Graf Henrique starb im Jahre 1112, und da sein Sohn Alfonso erst zwei Jahre zählte, übernahm während seiner Minderjährigkeit seine Mutter Theresia die Verwaltung des Landes. Donna

Theresia scheint eine Prinzessin von sehr grimmigem und kriegerischem Wesen, aber auch der sanfteren Leidenschaft der Liebe fähig gewesen zu sein, wenn man sonst dem Skandal mit einem gewissen Don Fernando Perez Glauben schenken darf. Jedenfalls lag ihr Sohn mit ihr im Kampfe und zwang sie, nachdem er ihr Heer unter den Mauern dieser Veste zerstreut hatte, in dem Schlosse Lanhozo, wovon ich später eine Geschichte zu erzählen habe, Zuflucht zu suchen. Er nahm sie, wie es scheint, gefangen, führte sie nach Guimaraens zurück und sperrte sie in einen hohen Thurm, mit einem einzigen, zwanzig Fuß vom Boden entfernten Eingang, damit sie nicht fernerhin durch ihren Wandel seinen Unterthanen Aergerniß gäbe.

Graf Alfonso legte sich nach seinem ewig denkwürdigen Siege über die Mauren in den Ebnen von Ourique, im Jahre 1140, die königliche Würde bei.

Ein gewundener Pfad zwischen rauhen Felsen und bröckelnden Mauern führte uns zu dem engen und stark verwahrten Thore der Veste. Die Mauern und Thürme sind äußerlich in ihrer ganzen Höhe noch unverfallen, im Innern aber hat die Zeit sich verderblicher gezeigt. Das Gebäude ist von länglicher Gestalt mit viereckigen Thürmen am Eingang, sowie an jeder Ecke und inmitten jeder Seite. In der Mitte erhebt sich der ungeheuer hohe und düstere Thurm, welcher der liederlichen Donna Theresia zum Gefängniß diente. Wie man sagt, hat ihn seit Jahrhunder-

ten kein menschlicher Fuß betreten. Wir kletterten über eine verfallene Mauer durch eine enge Pforte, und zu dem hohen Kerker emporschauend, entdeckten wir wirklich volle zwanzig Fuß über der Stelle, wo wir standen, ein kleines Fenster oder Pförtchen, während auf allen übrigen Seiten bis zu einer noch weit bedeutenderen Höhe gar keine Oeffnung zu sehen war. Wahrscheinlich war der Thurm dazu bestimmt gewesen, im Fall einer Erstürmung des äußeren Theils der Veste den Vertheidigern als letzte Zuflucht zu dienen, und in der guten alten Zeit vor der Erfindung des Schießpulvers konnte die Besatzung sich lange hier halten, bis ihre Freunde zu Hilfe kamen. Zu diesem Zwecke wurde er ohne Zweifel erbaut, nicht aber, wie der Aufseher der Veste uns belehrte, um die leidenschaftliche Donna Theresia zu umschließen.

In einem viereckigen Thurme mit vest vergitterten Fenstern werden zuweilen männliche Irren verwahrt und ein gegenüber liegender ist für weibliche bestimmt; gegenwärtig aber waren beide unbewohnt. Wir schauten in ein dunkles Gewölbe hinab, dessen Dach verfallen war, und seine Lage im Mittelpunkt, wie sein düstres Aussehen bestätigten die Behauptung, daß es einst das Verließ der Burg gewesen sei.

Die Aussicht von den Mauern war im höchsten Grad reizend. Unmittelbar unter uns lag Alfonso's Schloß; darüber hinaus die Stadt mit den Quintas des Baron Villa Pouca und Senhors Aruxelles, alles umgeben von

Feldern und Hainen mit eingestreuten freundlichen weißen Häusern; dann erhoben sich wieder schwellende Berge mit Bäumen und Büschen bedeckt, aus welchen das Kloster da Costa hervorschaute, bis endlich die kleine Penha-Kapelle auf einer zackigen Klippe über alles emporragte.

Der Aufseher führte uns einige Stufen hinab und wir gelangten an die Thüre eines kleinen, sehr alterthümlichen Kirchleins in dem an die Veste stoßenden Olivenhain. Ihr Inneres ist von rauh behauenem Stein und enthält nichts Merkwürdiges, außer einer gedruckten und eingerahmten Schrift, nach welcher der große König Alfonso Henriquez hier getauft wurde. Das Gebäude ist im Jahre 1795 erneuert worden und war übrigens die erste Kirche von Guimaraens.

Wir traten nun in den großen viereckigen Hofraum des Palastes und wollten in die verfallene Kirche dringen, deren kunstreiche Gitterfenster uns anlockten; aber der Mann, der den Schlüssel verwahrte, war unglücklicher Weise nirgend zu finden. Einen nicht geringen Theil des Schlosses hat man niedergerissen, um das Kapuzinerkloster zu erbauen, und es hat hierin das Schicksal vieler der schönsten gothischen und maurischen Ueberreste getheilt. Jetzt ist die Reihe an die Klöster gekommen; sie werden zerstört, oder in Wohnhäuser, Kasernen oder Ställe verwandelt.

Es muß in alten Tagen eines der schönsten Schlösser

gewesen sein, denn die Zimmer sind groß und hoch und die Fenster vom schönsten Verhältniß überschauen eine Gegend, die stets nur lieblich sein konnte. Auf beiden Ecken erheben sich Thürme mit Wendeltreppen, welche für das Alter dieses Theils des Gebäudes vollgültiges Zeugniß ablegen. Einige Gemächer hatten ungeheure Kamine, wie wir sie auch in der Veste bemerkt hatten, und sie beweisen, daß Graf Henrique, der große Krieger, auch auf häusliche Behaglichkeit hielt. Ueberhaupt sind in Portugal in allen Häusern aus sehr alter Zeit Kamine zu finden; den neueren fehlen sie, ohne daß ich den Grund kenne.

Nachdem wir unsere Neugier völlig befriedigt hatten, stiegen wir in die Ebene auf der anderen Seite der Burg hinab und gingen aus den alten Mauern, die wie jene von Oporto und fast allen Städten, die ich in Portugal gesehen habe, mit Zinnen versehen waren. Sie sind von bedeutender Ausdehnung und ein Theil davon umschließt das Kloster Santa Clara. Wir besuchten noch einmal den Garten des Barons de Villa Pouça und die Kirche der frommen Ferkel, worin sich O'Shaughnessy mit besondrer Ehrfurcht umschaute, obgleich er das Gegentheil behauptete, und wanderten dann durch mehre Straßen nach dem Hauptplatz der Stadt.

Hier gibt es zahlreiche Kaufläden von Messerschmiedarbeiten, um derentwillen Guimaraens in Portugal berühmt ist. Das Eisen kommt von auswärts über Oporto,

und nachdem es hier und in Braga bearbeitet worden, verbreitet es sich in der Gestalt von Messern, Spornen, Schlössern und Deißeln über das ganze Land. Was wir von dieser Art zu sehen bekamen, stand den englischen Erzeugnissen zwar nach, war aber gut gearbeitet und die Messerklingen hatten die gehörige Härte.

Meine Gefährten machten einige Einkäufe in diesen Waaren und ich selbst ergötzte mich einstweilen an dem Treiben der Menge auf dem Platze. In der Mitte befand sich ein zierlicher Springbrunnen, der sein klares Wasser über mehre pyramidenförmig übereinandergestellte Muschelbecken in ein großes rundes Bassin ergoß. Auf einem Stein in meiner Nähe saß ein hübsches junges Mädchen mit einem Korbe, und weil ihr Gesicht nicht unmittelbar mir zugewandt war, erquickte ich mich, wie ich glaubte, ohne von ihr bemerkt zu werden, an dem Anblick ihrer Schönheit, bis ein züchtiges Erröthen ihrer Wangen, ein Leuchten ihrer Augen und ein Lächeln um ihre Lippen mir verriethen, wie die kleine Schelmin von Anfang an recht gut bemerkt hatte, daß ein bewundernder Blick auf sie gerichtet war. Ich werde das liebliche Antlitz so bald nicht vergessen, so viel Schönes auch mein Auge in Portugal geschaut hat.

Ein steiler gewundener Weg zwischen englischen Hecken führte zu der überaus reizenden Quinta des Senhors Aruxelles hinauf, der eine Engländerin zur Gattin hat; da wir aber hörten, daß die Familie erst am vorigen Abend

von Oporto heimgekommen sei, kehrten wir sogleich wieder um. Vom Garten aus hat man eine liebliche Aussicht über das Thal von Guimaraens und die Vorderseite des Hauses mit einem Säulengang und einer großen kühlen Halle ist im höchsten Grad schön und geschmackvoll. Man kann die Herrin einer so anmuthigen Besitzung nur beneiden, ist sie auch weit entfernt von ihrer heimatlichen grünen Insel.

Wir kehrten nun in unser Gasthaus zurück und rüsteten uns eben zum Aufbruch, als unser Cicerone mit der Nachricht herein stürzte, wir könnten jetzt, wenn wir uns augenblicklich in die Kathedrale verfügten, die „Schätze der heiligen Jungfrau“ sehen. „Einen solchen erfreulichen Anblick wollen wir uns auf keinen Fall entgehen lassen,“ erwiderten wir und folgten unsrem Führer in die Sakristei, wo uns zwei würdige Priester mit einer höflichen Verbeugung empfingen und einen Schrank mit vielen goldnen und silbernen Geräthschaften öffneten. Das merkwürdigste darunter war ein vergoldeter und prächtig ciselirter silberner Schrein, welcher dem König Johann von Kastilien als Reiseschrein diente und in seinem Zelte aufgestellt wurde, aber auf dem für Portugal so ruhmvollen Schlachtfelde von Algebarrota, im Jahre 1403 in die Hände des tapferen Königs von Portugal, João des Ersten, fiel. Man zeigte uns auch den Rock, den Dom João an diesem blutigen Tage getragen haben soll — ein dick wattirtes seidenes Wamms. Außerdem erinnere ich mich, noch einen

anderen silbernen Schrein von sehr schöner Arbeit, mehre Becher, Kreuze und eine silberne Statue des durch Pfeile getödteten heiligen Sebastians gesehen zu haben; aber das kostbarste von all diesen Schätzen ist eine Krone von lauterem Golde, welche bei großen Festen, wie heute, „Nossa Senhora" auf dem Haupte trägt. Wir sahen sie bei unserem Eintritt in königlicher Würde neben dem Hochaltare stehen. Als wir diese und andere Schätze gesehen hatten, fragten wir natürlich auch nach der Scheere unsrer Frau. Der Mund des ernsten und höflichen Geistlichen, der unser Ausleger war, verzog sich zu einem Lächeln, als plötzlich ein langer Zug ehrwürdiger Chorherren, die eben das Hochamt beendigt hatten, in den prächtigen Gewändern ihres Ordens in die Sakristei trat. Augenblicklich war jenes Lächeln aus dem Gesicht unseres Freundes verschwunden, die Pforten des Schatzhauses wurden geschlossen, und indem die Priester anfingen, sich zu entkleiden, verbeugten wir uns und wurden mit Verbeugungen hinausbefördert.

In unser Gasthaus zurückgekehrt, schnürten wir unser Gepäck, ließen es nach Braga vorausgehen und wir selbst bestiegen bald nachher unsere Pferde, um in gleicher Richtung nachzufolgen.

Es gibt wenig Städte in Portugal, die schöner gelegen oder von einem fruchtbarern Gelände umgeben wären als Guimaraens. In den benachbarten Obstgärten wachsen jene köstlichen Pflaumen, die getrocknet, von den Nonnen in

kleine runde Büchsen gelegt und mit Blumen von Silber und Seide verziert werden. Sie sind unter dem Namen Guimaraens-Pflaumen wohl bekannt. Mir fiel in der ganzen Stadt besonders die große Anzahl hübscher, größtentheils steinerner Kreuze auf, schlanke spiralförmige Stämme mit nur kleinen Kreuzstücken an der Spitze, sowie auch die vielen Schreine, deren Bauart und Verzierung aber keineswegs gleiche Bewunderung verdienten. Ohne Zweifel hat Guimaraens noch viele andere merkwürdige Dinge, die wir nicht zu sehen bekamen, besonders verschiedene Reliquien von vorzüglicher Heiligkeit, die aber nur den andächtigen Augen der Rechtgläubigen gezeigt werden.

Wir verließen Guimaraens durch ein düsteres ehrwürdiges Thor der Altstadt, an welchem die Zeit nur wenig sich vergriffen hatte, und wir konnten uns in diesem Augenblick für ritterliche Krieger des tapferen Alfonso Henriquez halten, hätten uns nicht unsre weißen Jacken und Strohhüte an die verweichlichte Gegenwart erinnert.

Ich würde kein Ende finden, wollte ich die reizenden Naturgemälde schildern, an welchen wir vorüberzogen — auf beiden Seiten fruchtbare Thäler und lachende Berge, reiche Obstgärten und üppige Felder und jede Hecke von schlanken Reben überhangen, deren saftige Früchte wir im Vorbeireiten nach Herzenslust pflücken und genießen konnten. Das ist die fruchtbare Provinz Minho — die glänzende Perle in Lusitaniens schönem Lande. Allerdings sind

auch rauhe und steile Gebirge eingewebt, aber sie sind bis hoch hinauf mit Kornfeldern und Weinbergen bedeckt und auf den Gipfeln weiden Heerden von Schafen oder Ziegen. Wenn die guten Wege allmälig eine größere Ausdehnung erlangen und es den Landleuten dadurch möglich gemacht wird, ihre Erzeugnisse mit geringeren Kosten auf den Markt zu bringen, so wird bald kein Stückchen Land mehr unbenutzt bleiben und diese Provinz im Verhältniß ihrer Größe eine der reichsten der Welt werden, wie sie jetzt die reichste von Portugal ist.

Anderthalb Legoas von Guimaraens erreichten wir auf einem guten Wege das Dorf Taipas, wo wir vor einem kleinen Wirthshaus abstiegen und nach den benachbarten Bädern gingen. Die Häuser haben ein nettes und freundliches Ansehn, in Bezug auf seine Lage aber kann sich dieser Ort mit Vizella nicht messen.

In der Nähe der Quellen, zu welchen uns der Weg durch einen lieblichen Olivenhain führte, wo wir mehre Familien im Schatten vor ihren Häusern sitzen sahen, fiel uns ein Landhaus des Baron de Villa Pouça in die Augen und an einer über einen Quell sich erhebenden Mauer bemerkten wir eine portugiesische Inschrift, nach welcher König João I. von Portugal, dem Tode nahe, hier seine Gesundheit wieder gewann.

Etwas weiter hin stießen wir auf ein niedriges Steingebäude mit einer Arkade und Sitzen auf der Vorderseite,

an dessen Thüren die Wärmegrade der darin befindlichen Bäder bemerkt waren. Die Temperatur der Wässer wechselt nur zwischen 90 bis $92\frac{1}{2}$° und sie enthalten überdies nicht so viel Schwefel in Auflösung wie die von Vizella. Auch diese Bäder wurden, wie eine Inschrift sagt, von den Römern erbaut. Diejenigen, über welche man bereits Gebäude aufgeführt hat, acht an Zahl, sind klein, viereckig und von unbedeutender Tiefe. In ihrer Nähe hat man neuerlich Nachgrabungen veranstaltet und eine bedeutende Anzahl neue von verschiedener Gestalt entdeckt, die mit Kanälen zum Zulauf und Abfluß des Wassers versehen sind, und ihrer Lage und Einrichtung nach zu urtheilen, einst offenbar von einem einzigen großen Gebäude eingeschlossen wurden. Ich will hoffen, daß es durch ein anderes in gleichem Style ersetzt werde.

Die Wässer von Taipas sind, wie ich glaube, für Hautkrankheiten und rheumatische Uebel eben so wirksam, als die von Vizella, und die Luft ist hier, in Folge der weniger eingeschlossenen Lage, kühler nnd reiner; aber dennoch wird der letztere Ort seiner unvergleichlich schöneren Umgebung wegen von vielen Leuten vorgezogen.

Während ich auf einem Sitz unter der Arkade mich abkühlte, beobachtete ich die Gruppen von Männern und Frauen, die auf Einlaß in die verschiedenen ihnen empfohlenen Bäder warteten, die jetzt noch von anderen besetzt waren. Auch sie sind, wie die Heilquellen von Vizella,

zur öffentlichen Benutzung bestimmt und in gewissen Jahreszeiten sehr zahlreich besucht. Auf dem Rückwege zum Estalagem sahen wir auf einem nahen Felde einen großen Steinblock liegen, der auf zwei Seiten viereckig zugehauen, auf den übrigen aber in seinem natürlichen rohen Zustande gelassen war. Es war eine jener ungeheuren Granitmassen, die man zuweilen selbst auf ebenem Boden findet, wohin eine große Ueberschwemmung oder eine mächtige Erderschütterung von weither sie verschlagen hat. Auf der einen Seite lasen wir folgende lateinische Inschrift:

IMP. CAES. NERVAI.
TRAIANUS. AU. GER. DAC.
PONT. MAX. TRIB. POI. VV.
IMP. IIII. COSU. P. C. P.

Auf der anderen Seite befand sich noch eine andere längere Inschrift, aber ich hatte nicht Zeit genug, sie abzuschreiben.

Als wir wieder an unser kleines Gasthaus kamen, wo wir, während unsere Pferde gesattelt wurden, einen Imbiß nehmen wollten, knüpfte ich mit drei allerliebsten Mädchen, die auf den Stufen unter der Veranda eines benachbarten Hauses saßen, ein Gespräch an. Sie wußten, daß wir uns einander wahrscheinlich nimmer wieder sahen, aber dennoch boten sie all' ihre Reize auf, um zu gefallen, oder sie ließen vielmehr ihrer natürlichen Anmuth freies Spiel.

Ihr herzliches Gelächter, ihre naiven Antworten und die liebenswürdige Artigkeit, womit sie sich erhoben und uns Lebewohl sagten, werden meinem Gedächtniß treu bleiben — und dennoch waren sie nicht viel mehr als Bauermädchen.

Nachdem wir, eine schöne Aussicht hinter uns, eine Strecke geritten waren, führte uns das schlechteste Stück Weges, das uns bis jetzt aufgestoßen war, zu einem steilen und rauhen Gebirge empor, aber die reine und kühle Luft, die von den felsigen Gipfeln wehte, erfrischte unsere Körper und stärkte uns für noch viel größere Beschwerden, als wir zu überwinden hatten. Dem Gipfel uns nähernd, erblickten wir ein Kloster, das, wie ich glaube, niemals bewohnt war, und auf einer Terrasse vor einer kleinen Kapelle lehnten sich mehre Soldaten in sorgloser Behaglichkeit über die Brustwehr. Wir entdeckten außerdem noch ein Wachthaus und ein anderes Gebäude, wie die Casa di Ricovero auf den Alpenpässen Italiens.

„Warum liegen hier Soldaten?“ fragte ich Silvestre.

„Weil dieses Gebirge als der Sammelplatz von Spitzbuben, Landstreichern, Miguelisten, Mönchen und dergleichen „Canalha“ berüchtigt ist, die jedem ehrlichen Manne die Kehle abschneiden würden, wenn die Wache nicht da wäre.“ — „So sind wir also, da wir ohne Zweifel zu den ehrlichen Leuten gehören, dieser Wache großen Dank schuldig,“ erwiderte ich, indem Silvestre's

entsetzlicher Bericht mich lachen machte. Meine Freunde in Braga wußten mir besseren Aufschluß zu geben.

Alle Maulthiertreiber finden Vergnügen daran, eigenthümlich rauhen Punkten einen üblen Charakter beizulegen, weil die meisten Leute mehr aus Furcht vor Räubern als wegen der schlechten Beschaffenheit des Weges sich veranlaßt fühlen, sie bei Tage zu passiren. Man gebe einem Orte oder einem Hunde einen schlechten Namen und er wird ihn schwer wieder los werden. Ich für meinen Theil fürchte mich auf einem einsamen Wege bei Nacht weniger vor Räubern als bei Tage, denn ich glaube, Räuber gehen schlafen wie andere Leute und werden nie bei Nacht Jemand anzutreffen hoffen, der des Beraubens werth wäre.

Als wir die Spitze des Berges erreichten, hielten wir alle überrascht von dem großartigen Anblick, der vor uns sich aufthat, gleichzeitig unsere Pferde an. Wir kamen auf unsrer Höhe uns vor wie Halbgötter, die von ihren schwimmenden Wolken hinab schauen auf die lachende Welt. Unter uns lag ein herrliches Thal, das wiederum viele andere fruchtbare Thäler und waldbedeckte Berge umschloß, und in der Mitte prangte, ein Juwel in reicher Fassung, B r a g a selbst mit seinen alten Thürmen, Kirchen, Klöstern und weit verzweigten Vorstädten. Jenseits erhoben sich wieder Gebirge über Gebirge und verschwammen endlich in dem blauen Sommerhimmel. Auf dem Gipfel eines Berges zu unsrer Rechten erblickten wir den

weitberühmten Schrein „Nosso Senhor do Monte" oder den „Bom Jesus" mit seinen vielen hundert Stufen, die aus dem Thale emporführen, und zur Linken schweiften unsre Blicke weit über Berge und Thäler bis auf den mächtigen, im Sonnenlicht funkelnden Ocean.

VII.

Ankunft in Braga. Frauen und Fenstergitter. Der Campo da Santa Anna. Besuche. Die Casa das Insias. Eine Wanderung durch die Stadt. Straßenscheu der Frauen. Braga als erzbischöflicher Sitz. Ein Familienball.

„Vorwärts, vorwärts!" riefen die weniger romantischen unserer Reisegesellschaft, um die übrigen aus der Entzückung zu erwecken, worein die Schönheit des Anblicks sie versetzt hatte, und so rührten wir uns, die Enthusiasten sowohl, als diejenigen, für welche eine schöne Gegend nur eine Vereinigung von vielen Bäumen, eben so viel Wasser und Felsen war, und galoppirten, trabten und glitten hinab in das Zauberland zu unseren Füßen. Wir gelangten bald in eines der langen spinnenartigen Beine, die von Braga's Körper sich ausstrecken; denn ich will hier erwähnen, daß die Einwohner die Stadt ihrer Gestalt wegen mit diesem Thiere vergleichen; und wir hatten nun gute Gründe, die Zügel anzuziehen und langsamer zu reiten, nicht bloß, weil ein mäßiger Schritt un=

serem gesetzten Charakter angemessen war, sondern auch, weil hinter den vergitterten Fenstern auf beiden Seiten der Straße manches schöne Augenpaar hervorleuchtete, in dessen Glanz wir uns, wenn auch nur auf einen Augenblick, sonnen wollten. In alltäglicher Sprache, ich habe nie in irgend einer Stadt so viele hübsche Mädchen aus den Fenstern schauen sehen, als auf unsrem Ritt durch Braga's Straßen. Auch sind die Fenster nicht von der gewöhnlichen Art, die das glänzende Licht des Tages oder die starrenden Blicke der dreisten Menge ungehindert eindringen lassen, sondern orientalische Gitter, die sich öffnen wie Pfortgaten eines Schiffes, lassen nur so viel von der Gestalt erblicken, als die schöne Bewohnerin zeigen will.

Nun sind Braga's Frauen nicht bloß sehr schön, sondern fühlen auch als Christinnen und gute Katholikinnen zu viel Huld und Wohlwollen gegen die wackeren Ritter, welche durch die Straßen ziehen, als daß sie es über sich gewinnen könnten, die eifersüchtigen Fensterschirme völlig zu verschließen, und öffnen sie daher, gegen die Sitte ihrer orientalischen Schwestern, so weit, daß sie von ihren vorübergehenden Bewunderern ohne Mühe gesehen werden können. Diese Fenstergitter sind von verschiedener Gestalt und bald grün, bald dunkelroth angestrichen. Einige bedecken die ganze Vorderseite des Hauses, so daß es schwer zu bestimmen ist, wo die glänzenden Augen der gefangnen Schönheiten hervor schauen können, aber sie haben gewisse

Theile, die sich bei Gelegenheit öffnen, wahrscheinlich aber von den vorsichtigen Duennas während ihrer Abwesenheit verschlossen gehalten werden, damit ihre schönen Mündel nicht in Versuchung kommen, die Kraft ihrer Reize an den empfänglichen Herzen der Vorübergehenden zu versuchen. Andere Häuser haben nur Fenstergitter, die von unten geöffnet werden, und einige auch vergitterte Balkone, welche, mit regelmäßigen Reihen von Luken versehen, den Vorzug oder den Nachtheil haben, daß die Frauen, die mit ihrer Arbeit beschäftigt dahinter sitzen, alles sehen können, was auf der Straße vorgeht, ohne selbst gesehen zu werden.

Glücklicherweise war heute ein Feiertag und so bekamen wir denn natürlich eine Menge lieblicher Wesen zu sehen, die angethan mit ihrem schönsten Staate, ihre Reize nicht im Verborgenen blühen lassen wollten und daher die Gitter so weit als möglich geöffnet hatten. Der Schritt von sieben Rossen auf dem harten glatten Steinpflaster lockte ohne Zweifel viele an die Fenster, obgleich keiner von uns behaupten konnte, in seiner Erscheinung etwas besonders Anziehendes zu haben, ja wir mußten vielmehr befürchten, für eine sehr schmutzige und unfeine Art von Reisenden zu gelten. Aber noch waren wir nicht fünf Minuten durch die Straßen geritten, als wir Braga für einen sehr angenehmen Ort erklärten.

Am Ende der langen Straße uns rechts wendend, kamen wir auf eine fast eben so lange und zweimal so breite,

als die Sackville-Street in Dublin, die, wie alle Welt weiß, die breiteste auf den britischen Inseln ist. Aber ich will hiermit, ihre Breite ausgenommen, zwischen jener Straße der irländischen Hauptstadt und dem Campo da Santa Anna von Braga durchaus keinen Vergleich gemacht haben. Er ist in seiner Mitte ein wahres Staubmeer und er hat zwar eine ziemlich ansehnliche Kirche und verschiedene große Gebäude, aber auch sehr viele ganz kleine Häuser. Wenn er jedoch, wie es im Werke steht, durchaus gepflastert, auf beiden Seiten mit einer Baumreihe bepflanzt und in der Mitte mit Springbrunnen verziert ist, wird er, mit den Thürmen der alten Citadelle an dem einen Ende und einer Kirche am andern, ein ungemein schönes Ansehn gewinnen. Die breiten Randwege von regelmäßig viereckigen Steinen verdanken ihr Dasein leider der Zerstörung eines der alten Thürme der Stadt.

Unser Führer hielt vor einem großen alten Hause bei der Kirche und wir entdeckten bald, daß es das „Estalagem dos dous Amigos“ war. Wir wurden aufs gastfreundlichste von einem Manne begrüßt, der uns zu wissen that, daß er der „Moço do Estalagem“ d. h. der Kellner sei, Manoel heiße und in Abwesenheit des Herrn uns nebst verschiedenen anderen Gästen bedienen würde.

„Aber werden Sie im Stande sein, Senhor Manoel, die ungeduldigen Ansprüche von sieben Engländern zu be-

friedigen, die so schnell als möglich Braga's Merkwürdigkeiten sehen wollen?"

„Não tenha duvida — seien Sie außer Zweifel," war seine Antwort.

„Können Sie die Betten machen, Wasser herauftragen, unsre Stiefel putzen und den Tisch anrichten?"

„Seien Sie außer Zweifel," wiederholte er, und er war ein Mann von Wort.

Als ich mich angekleidet hatte, bat ich Manoel, mir Jemand zuzuweisen, der mich nach den Häusern der beiden Herren führen konnte, an welche ich Empfehlungsbriefe von meinen Freunden in Oporto hatte.

„Sie haben beide schon an diesem Morgen nach Ihnen gefragt, Senhor," erwiderte Manoel, „und Senhor João Borges hat mir aufgetragen, Ihnen zu sagen, daß er heute Abend in seinem Hause Gesellschaft hätte und Sie zu sehen hoffe."

Dies war für mich und meinen Bruder natürlich eine höchst willkommene Nachricht; wir machten uns mit unseren Briefen und von einem kleinen Mädchen geführt, sogleich auf den Weg, und erreichten nach einer etwas langen Wanderung durch die Stadt die Wohnung unseres Freundes.

Ich huldige nicht der amerikanischen Sitte, die Namen der Familien zu nennen, mit welchen ich bekannt zu sein das Vergnügen habe, oder was noch schlimmer ist, von

häuslichen Scenen zu reden; doch da ich nichts zu bekritteln, sondern nur zu loben habe, wird mir hoffentlich Verzeihung werden, wenn ich von dem angenehmen Abend spreche, den ich in der „Casa das Infias" verlebte. Uebrigens liegt mir auch daran, Portugal zu schildern, wie es wirklich ist, und nicht in die Fußtapfen anderer Reisenden zu treten, die mit befangenen Augen flüchtige Besuche machen und wenn sie nicht bei der Landung alle Bequemlichkeiten finden, woran sie gewöhnt sind, das Land für barbarisch und die Bewohner für Barbaren erklären.

Die „Casa das Infias", die am äußersten Rande der Stadt liegt, ist nach Art der meisten portugiesischen Landhäuser ein langes zweistockiges Gebäude, mit einem geräumigen, von Mauern umschlossenen Hofe auf der Vorderseite und Nebengebäuden zur Rechten und Linken. Eine doppelte Treppe erhebt sich zur Saalthüre des oberen Stockwerks, während ein gewölbter Thorweg unter den Treppen und unter dem Hause selbst in die Gärten führt. Wir traten durch das erste Thor, über welchem das in Granit gehauene Wappen der Familie prangte, in den Hofraum und stiegen die Treppe hinan. Ein Diener wies uns durch einen großen Saal, mit verschiedenen Gemächern auf beiden Seiten, in ein schönes Empfangzimmer, wo wir im nächsten Augenblick von dem Hausherrn mit jener einnehmenden Höflichkeit begrüßt wurden, in welcher kein Volk der Erde den vornehmen Portugiesen übertrifft. Unser Wirth

gehört zu einer der ältesten Familien des Landes und ist ein Fidalgo erster Klasse. Da er Oporto nur sehr selten besucht, hatte ich ihn vorher noch nie gesehen, obgleich meine Familie mit der seinigen seit Jahren bekannt war. Nachdem wir uns eine Weile unterhalten hatten, führte er uns in seine Gärten, deren schattige Gänge und dichte Lauben kaum einen Sonnenstrahl durchdringen ließen, während an anderen Stellen inmitten buntfarbiger Blumenbeete anmuthige Springbrunnen ihren funkelnden Regen aussprühten.

Er entschuldigte sich, daß er uns, weil er Gesellschaft erwarte, nicht durch die Stadt begleiten könnte, und entzückt über unsern neuen Freund und seine Gärten entfernten wir uns mit der Zusicherung, zu einer späteren Stunde wieder einzusprechen.

Es war glücklicher Weise noch hell genug, daß wir auf unserem Wege durch die Stadt die lieblichen Gesichter sehen konnten, die hinter jedem Gitter hervorschauten und hier zahlreicher und schöner waren, als jene, die bei unserer Ankunft unsere Bewunderung erregt hatten. Vielleicht waren die Straßen aristokratischer.

Ich erinnere mich fortwährend eines reizenden Kopfes mit langen bis auf den Schwanenhals herabfallenden Locken, der auf einen Augenblick am Fenster eines großen Palastes erschien und eben so schnell wieder verschwand. Dieser Palast, der nicht erbaut ist, schöne Bewohnerinnen zu bergen,

hat keine eifersüchtigen Gitterfenster; ich wollte er hätte dergleichen gehabt.

„Ah, Senhor," sprach unsere kleine Führerin mit wahrhaft weiblichem Scharfblick, „diesen Flügel des Palastes bewohnt der Baron de Casal und jene junge Dame war seine Tochter."

„Du bist ein liebes Mädchen," entgegneten wir, „und hier ist ein Geldstück für Deine Auskunft. Weißt Du nicht auch, ob das Fräulein heute Abend die Gesellschaft besuchen wird?"

„Sim, Senhor, gewiß; sie darf nirgend fehlen."

„Nun, liebes Kind, zeige uns, wo wir Handschuh zu kaufen bekommen; mit diesen Reithandschuhen kommen wir nicht durch. Wir hätten sollen unseren letzten Londoner Anzug mitbringen, der in Oporto so lange unbenutzt geblieben ist."

Der Handschuhhändler, bei welchem wir unser Bedürfniß befriedigten und der eine Art Commissionär eines ähnlichen Geschäfts in Oporto war, erzählte uns, daß er fast eben so viel bocklederne Handschuh verkaufe, als sein Handelsgenoß in Oporto, und wir fanden dies sehr wahrscheinlich, da uns viele sehr elegant gekleidete Reiter und Fußgänger begegnet waren.

Wir sahen auf den Straßen zwar Männer von allen Ständen, aber nur wenige Frauen, ausgenommen von der niedrigsten Klasse, und machten zu unserem Bedauern die

Erfahrung, daß es bei den Damen von Braga nicht Sitte ist, außer ihren Meßgängen viele Ausflüge zu machen. Sie geben jedoch diese häßliche Gewohnheit, im Hause zu sitzen, allmälig auf und werden ihr ganz entsagen, wann einige öffentliche Gärten vollendet sind, mit deren Anlegung man umgeht und wo man an Sommerabenden Musik geben will. Schon im vorigen Jahre spielte auf einem sehr anmuthigen Punkte der Stadt ein gutes Musikchor und bereits versammelten sich einige Familien als Zuhörer, als dieser Brauch aus irgend einem Grunde wieder eingestellt wurde.

Braga, als erzbischöflicher Sitz, war früher von Priestern und Mönchen überschwemmt, so daß sich Frauen nicht hinaus wagten und nach der Beschreibung eines meiner Freunde nie anders als mit gekreuzten Händen und mit niedergeschlagenen Augen erschienen. Man hörte nur Kirchenmusik und Tanz war ein so unbekanntes Vergnügen, daß keine junge Dame der Stadt diese Kunst verstand.

„Es gab nur Karten, nichts als Karten und Skandal aller Orten," bemerkte mein Freund. — „Und waren die Leute besser?" fügte er hinzu. „Gewiß nicht. Waren sie glücklicher? Auf keinen Fall. Es gab auf jeder Seite mehr Unfug und Gottlosigkeit und unendlich mehr Heuchelei. Gott sei Dank, daß wir von dieser scheußlichen Pest befreit sind. Die neueste Zeit hat bedeutende Veränderungen gebracht. Wir geben jetzt in unseren Häusern Gesellschaften mit Musik und Tanz und haben ein vortreffliches

Klubbhaus, wo ebenfalls Bälle gehalten werden, denn die Damen wollen von der Gesellschaft nicht ausgeschlossen sein — und welche Gesellschaft wäre vollständig ohne sie? Seit zwei Jahren haben wir während des Carnevals auch unsre Maskenbälle, die, obgleich geschlossen, mit den italienischen wetteifern können."

Braga hat auch jetzt noch ein gewisses geistliches Ansehn und wir stießen allerwärts auf Priester in ihrem Gewande — eine in Oporto nicht gewöhnliche Erscheinung. Es gibt hier überdies auch viel mehr Schreine als dort, an deren einem über der Thüre des öffentlichen Gefängnisses wir vorüber gingen. Dieses Gefängniß ist eine, wie es scheint, in den alten Vestungsmauern befindliche Höhle von schrecklichem Ansehn, die mit einer starken eisernen Thüre verwahrt eher zu einem Käfig für wilde Thiere als für menschliche Wesen sich eignet. Ein halbes Dutzend Elender mit wahren Verbrecher-Physiognomien streckten ihre Arme und Hüte durch die Gitter, um von den Vorübergehenden ein Almosen zu erflehen. Ueber dieser Höhle befand sich ein Schrein mit einem von Blumen umgebenen und mit zahlreichen Wachslichtern beleuchteten Heiligenbilde, vor welchem jeder seinen Hut abnahm und einige fromme alte Weiber knieend ihre Gebete verrichteten. Nach der weisen Regel: „Thue in Rom, was die Römer thun," machten auch wir unsere Verbeugung.

Wir gaben zuvor in dem Hause eines anderen Herrn,

an welchen wir empfohlen waren, und der, wie wir hörten, mittlerweile bei uns eingesprochen hatte, unsere Karten ab und kehrten dann höchst zufrieden mit allem, was wir von leblosen und lebendigen Dingen gesehen, in unser Gasthaus zurück, um unseren mahnenden Hunger zu stillen.

Nach Beendigung unserer späten Mahlzeit begaben wir uns, von zweien unserer Freunde begleitet, wieder in die Casa das Infias. Zwei jüngere Brüder und ein einziger Sohn des Hausherrn, die in dem Vorzimmer die Gäste empfingen, führten uns zunächst zu Signor João Borges und stellten uns dann ihrer Mutter vor, die von ihrer jugendlichen Schönheit noch so viel Spuren bewahrt hatte, daß ich sie kaum für die Mutter der drei Herren, die uns begleiteten, und noch weniger für die Großmutter des vierten halten konnte, der ebenfalls schon an der Grenze des Mannesalters stand. Sie empfing uns mit jener Anmuth, der man so gern begegnet und die unmittelbar zu Herzen geht, und ihre Söhne führten uns dann durch die Zimmer, um uns mit der übrigen Gesellschaft bekannt zu machen.

Ein flüchtiger Blick überzeugte mich, daß hier einige der schönsten Blumen aus Portugals Jugend und vornehmer Welt versammelt waren. Es funkelten keine Edelsteine in ihren Haaren — ihre Augen würden sie überstrahlt haben; man sah nur einfache, aber anständige Kleidung, allen jedoch war jene Anmuth und Artigkeit eigen, wie sie nur allein das Bewußtsein eines wahren Vorrangs ver-

leiht. Auch die Männer, obgleich nicht mit Sternen und Bändern geschmückt, waren größtentheils sehr feine Leute, und ihr Wesen verrieth augenblicklich, welchem Range sie angehörten.

Der Tanz begann eben, als wir eintraten, und Jeder tanzte mit jenem gelassenen Anstand, wie er in guter Gesellschaft herkömmlich ist. Viele Damen walzten auch und ich habe nie angenehmere Tänzerinnen gehabt. In den Pausen sang ein junges Fräulein, dem ich beim ersten Eintritt besonders war vorgestellt worden, mit sehr anmuthiger Stimme italienische und französische Lieder. Ich erkannte in ihr bald die liebliche Erscheinung am Fenster des bischöflichen Palastes wieder — die älteste Tochter des Barons de Casal. Als ich sie zuerst portugiesisch anredete, antwortete sie mir in englischer Sprache, und sie sprach sie, einen fremdartigen Accent und einige Unentschlossenheit in der Wahl der passendsten Ausdrücke abgerechnet, sehr fließend. Sie verstand außerdem noch Italienisch und Französisch; wie wenig sie jedoch auf ihre Talente sich einbildete, verrieth mir eine sehr naive Bemerkung. Sie hatte eben mit der größten Anmuth und dem feinsten Geschmack eine französische Arie aus dem „schwarzen Domino" gesungen, die sie nur einmal auf der Bühne von Oporto von der Prima Donna, der Frau Rossi Caccia, gehört hatte. „Ach, ich hoffe, Madame Rossi wird ihr Versprechen, Braga zu besuchen, nicht erfüllen," rief sie, „oder ich

verliere bei meinen Freunden, die mich meines Gesanges wegen immer mit Schmeicheleien überhäufen, alles Ansehn." Ich versicherte ihr, daß die Rossi, abgesehen von ihren Leistungen auf der Bühne, in einem Zimmer ihre Zuhörer kaum mehr entzücken könnte, als sie. „Ah," erwiderte sie lachend, „ich sehe nun, daß auch Sie mir schmeicheln wollen." Und ich sah, daß sie meine Meinung für nichts weniger als aufrichtig hielt.

Ich denke, man wird mich entschuldigen, wenn ich diese junge Dame vor allen anderen in der Gesellschaft ganz besonders erwähnt habe. Es geschah nur, um ein schönes Beispiel der heutigen portugiesischen Frauen von höherem Stande anzuführen, und ich bin vest überzeugt, ich würde noch viele andere von gleichen Talenten und Kenntnissen in dem Zimmer gefunden haben, wenn ich mehr Gelegenheit gehabt hätte, mich mit ihnen zu unterhalten.

Die älteren Männer belustigten sich in einem anstoßenden Gemache mit Karten und einige Frauen erklärten, sie hätten häufig sehr entschlossene Versuche gemacht, an dem Spiele Theil zu nehmen, in der Hoffnung, ihnen das Geld abzugewinnen und auf diese Weise eine so üble Gewohnheit zu verleiden.

Es wurden Erfrischungen aller Art herum gereicht und die Quadrillen und Walzer dauerten bis nach drei Uhr, worauf wir, entzückt über den angenehm verlebten Abend

und über die unermüdliche und zarte Aufmerksamkeit des Wirthes gegen jeden von uns Fremden, und trotz den bedeutenden Anstrengungen des vergangenen Tages nicht im mindesten erschöpft, in unser Gasthaus zurückkehrten.

Ich habe ausführlicher von dieser Gesellschaft erzählt, nicht weil es die einzige ist, die ich in Portugal besucht habe, sondern weil sie noch am frischesten in meiner Erinnerung schwebt und es mein erster Eintritt in die Gesellschaft des inneren Landes war, die meiner irrigen Meinung nach hinter der von Oporto zurückstand.

VIII.

Die Kathedrale von Braga. Barbarische Neuerungen. Die Sakristei. Prächtige Gewänder und kostbare Geräthe. Der Hochaltar. Rein gothische Kapelle. Der bischöfliche Palast. Waisenhäuser. Berg und Kirche des „Bom Jesus.“ Seine Kapellen und Terrassen.

Am nächsten Morgen verließen wir trotz aller Hitze um zehn Uhr unser Gasthaus, um einige Sehenswürdigkeiten von Braga in Augenschein zu nehmen und dann einige Besuche bei unseren Bekannten zu machen.

„Unter dem hohen Dache und den schattigen Kreuzgängen der Kathedrale wird es kühler sein, als sonst wo in der Nähe,“ schlossen wir, „es wäre denn vielleicht auf dem Gipfel jener hohen Gebirge, zu deren Ersteigung unsere Kräfte nicht ausreichen würden.“

Wir lenkten daher, jede schattige Stelle benutzend, unsere Schritte nach der nahen, dem bischöflichen Palast gegenüber liegenden Kathedrale. Es war nutzlos, nach den Fenstern hinaufzusehen; die eifersüchtigen Gitter waren

verschlossen, und wir durften uns nicht einbilden, daß zu dieser Tageszeit ein paar schöne Augen dahinter lauschen könnten. Die Hitze war in der That bedeutend, die Luft aber, bei der hohen Lage der Stadt, rein und dünn und überdies wurden wir von allem, was wir sahen, so sehr angezogen, daß wir nicht fühlten, was andere Leute vielleicht überwältigt hätte.

Aus dem, was ich bereits beschrieben habe, wird man sich schon ein Bild von der Beschaffenheit der Straßen entwerfen können, welche wir durchwanderten. In den Erdgeschossen befinden sich größtentheils offene, d. h. mit vielen Thüren aber keinen Fenstern versehene Kaufläden und dann kommen einige Stockwerk hoch ungeheure Massen leicht vergitterten Holzwerks und zuletzt ein Geschoß von Stein oder Holz mit zwei bis drei zurückstehenden Fenstern. In neuester Zeit ist man leider darauf gekommen, die Vergitterungen zum Theil abzuschaffen und sie durch glatte schöne Steinfronten mit großen Fenstern zu ersetzen, wodurch allerdings die Bewohner an Licht und Luft gewinnen, die Stadt aber an malerischem Reiz verliert. Das Pflaster besteht aus flachen Fliesensteinen, mit der Gosse in der Mitte aber meist ohne Trottoirs.

Die Kathedrale von Braga ist eine der ältesten gothischen Kirchen in Portugal, und obgleich sie auf vielen Seiten von anderen Gebäuden verdeckt wird, so gewähren doch jene, von welchen man eine gute Ansicht erlangen kann,

eine schöne Probe dieses Baustyls. Besonders leicht und hoch ist das Portal des Haupteingangs mit verschiedenen schön gerieselten Säulen, die reiche Verzierungen und ein Dach von hochgespitzten Bogen tragen, und nicht minder trefflich verziert fanden wir den einer breiten Straße zugewendeten Theil des Gebäudes. Da ich jedoch von dieser Kirche weder Messungen noch Zeichnungen gemacht und eben so wenig jemals eine Beschreibung von ihr gelesen habe, so kann ich füglich vom Aeußern nicht viel mehr sagen; meiner Meinung nach aber ist es schon einer Reise von Oporto nach Braga werth. Das Innere ist durch den abscheulichen Geschmack der letzten Jahrhunderte (man könnte leider wohl sagen — des letzten Jahrhunderts) aufs gewissenloseste entstellt worden; man hat es übertüncht oder mit schlechten Malereien besudelt, hat die gothischen Säulen in griechische oder in solche verwandelt, die zu gar keiner Ordnung gehören, und an den Seiten Altäre von der unpassendsten Art errichtet. Mit welcher Bekümmerniß würde der Baumeister, der dieses einst vollkommen schöne Gebäude geschaffen, die traurigen Veränderungen wahrnehmen, womit sich, mehr als die Zeit, die Hand moderner Barbaren an dem Werke seines Geistes und seiner Kunst vergriffen hat, und wie wenig würde er sagen können, daß das jetzige Zeitalter das vergangene übertreffe. Viele Portugiesen sprachen über die schändlichen Verheerungen, welche das neue Geschlecht priesterlicher Vandalen

an den schönsten Werken der Baukunst ihrer Vorfahren verübt hat, ihren Verdruß und Kummer gegen mich aus. Sie wendeten ärgerlich ihre Blicke ab, als wir auf unseren Wanderungen durch die Stadt mehre der schönen Kreuze, woran sie so reich ist, durch Uebertünchung oder einen gelben, grünen und rothen Anstrich entstellt fanden. Einige Theile von dem Innern des Gebäudes, von welchem ich spreche, sind jedoch diesen barbarischen Kunstentweihungen entgangen.

Auf jeder Seite der Kathedrale befinden sich mehre anstoßende Kapellen und in einer — der Kapelle des heiligen Sakraments — bemerkte ich ein Altarstück von ganz erhabener Arbeit in Holz. Der Gegenstand des Bildwerks war ein Sieg der Religion. Der Krieg, der Raub und der Mord, von Männern mit sehr ausdrucksvollen Zügen vorgestellt, werden unter den Rädern eines Wagens zermalmt, vor welchem sich ein Roß bäumt, dessen Reiter den römischen Adler und die Schlüssel des heiligen Petrus hoch empor hält.

Ein alter fetter und schmunzelnder Mulatte, der das Amt eines Sakristans versah, war unser Cicerone, und ehe er uns irgend etwas anderes zeigte, nöthigte er uns in sein sanctum sanctorum, in die Sakristei. Es war eine schöne Halle mit gewölbtem Dache. In der Mitte lagen auf Gestellen die reichen Anzüge des Bischofs und der anderen vornehmsten Geistlichen, während in den ungeheuern

mit Schiebladen versehenen Schränken auf allen Seiten verschiedene andere Kleider und Kostbarkeiten aufbewahrt wurden.

Der Sakristan zeigte uns zuerst ein Fach, worin die golddurchwebten Gewänder eines verstorbenen Bischofs lagen, der, von ungewöhnlich kleiner Gestalt, ein paar weiße goldgestickte Schuhe mit ungeheuer hohen Absätzen trug, die ihn fast um einen halben Fuß größer machten. Sie kamen mir vor wie eine Karikatur derjenigen, die vor mehr als einem Jahrhundert bei unseren Urgroßmüttern Mode waren. Dann sahen wir mehre Bischofsmützen von weißer golddurchwirkter Seide und mit glänzenden Edelsteinen besetzt — ich will nicht sagen mit kostbaren, denn die räuberischen Franzosen werden wohl all dergleichen Dinge in Beschlag genommen haben — und ein schönes Stück Goldstoff, womit das heilige Sakrament bedeckt wird. Andere Schubfächer enthielten ganze Stöße roth- oder grünseidener, reich mit Gold gestickter prächtiger Gewänder, die theils in Braga gefertigt, theils aus Rom gekommen waren. Wir hoben einige in die Höhe und fanden ihr Gewicht so bedeutend, daß meiner Meinung nach selbst der stärkste Prälat, der je auf dem Stuhle von Braga saß, hinlänglich daran zu tragen haben mußte. Doch muß man bedenken, daß jene mächtigen Bischöfe in früheren Tagen nicht bloß an Gewänder von Gold und Seide, sondern auch an Panzerhemden gewöhnt waren und wackere Dienste

leisteten, wenn sie ihre Leute ins Feld führten, so daß ihnen vielleicht jene schweren Staatskleider nicht eben sehr lästig wurden. Ich erinnere mich besonders an einen ungeheuer schweren Rock vom reichsten Brokat mit einem eingewebten Kreuz, der vor dreihundert Jahren aus China kam. Man bediente sich seiner hauptsächlich bei der Einsetzung eines neuen Bischofs, und ich glaube, er hat auch jetzt noch dieselbe Bestimmung. Auf einem schönen Marmortische in der Mitte der Halle waren die goldenen Becher und andere zum Abendmahl erforderliche Geräthschaften aufgestellt und mit Decken von Goldstoff überhangen. Auf dem oberen Fache des rings um die Halle laufenden Schrankes bemerkten wir zahlreiche Büsten der früheren Bischöfe und über ihnen Heiligenbilder von portugiesischen Künstlern. In einem Glaskasten mitten unter den bischöflichen Köpfen prangte der Schädel der Santa Candida, mit einem Kranz weißer Rosen gekrönt, und ich glaube, die Kathedrale enthält noch viele andere kostbare Reliquien, die wir aber leider nicht zu sehen bekommen haben. Ich befürchte, der Sakristan hatte kein rechtes Vertrauen zu unsrer Strenggläubigkeit, weil er es nicht einmal der Mühe werth hielt, uns zu fragen, ob wir diese kostbaren Schätze sehen wollten.

Eine Inschrift an der äußeren Mauer neben dem Eingang gibt ein langes Verzeichniß dieser Wunderdinge und berichtet, daß sie vor vielen Jahrhunderten von einem gewissen frommen Prälaten, der sie mit ungeheuern Kosten

mühsam gesammelt hatte, der Kirche geschenkt worden seien. Soult's Heer ließ sie unangetastet, ein sicherer Beweis, wie wenig ihnen an religiösen Dingen gelegen war. Die abscheulichen Ketzer! Wie konnten sie diese unschätzbaren Reliquien zurücklassen, deren Eroberung eines Kreuzzuges aller Völker der Christenheit werth gewesen wäre, und sich dagegen mit all dem schnöden Gold und Silber belasten, das irgend zu erlangen war.

Der Sakristan öffnete jetzt eine Schrankthüre und zeigte uns eine prächtige Sammlung goldener und silberner Becher und Bischofstäbe. Der schönste darunter war ein großer Kelch von fein getriebenem Gold und mit Glöckchen bekränzt, die, wenn man ihn erhob, einen harmonischen Ton von sich gaben. Er war gegen dreihundert Jahr alt. Ein anderer Becher von Silber und mit Gold ausgelegt, war vor mehr als siebenhundert Jahren bei der Taufe des großen Alfonso Henriquez benutzt worden, und ein Ring und ein Kreuz, die irgend einem Bischof von irgend einem Orte gehörten — unser Führer meinte, es könne uns gleichgiltig sein, von welchem — waren von noch bedeutenderem Alter.

Neben diesem Schranke stand eine Truhe mit allen zum Sakrament und zur letzten Oelung erforderlichen Geräthschaften, die ich jetzt, zum erstenmal in meinem Leben, recht genau beschauen konnte. Es waren Krüge zum Wein, eine Kanne und ein Löffel zum Sprengen des Weihwassers, eine Kapsel zum Oel und andere Gefäße, die wie Theekessel

aussahen. Ich muß versichern, daß ich sie alle mit der größten Ehrfurcht berührte.

Auf beiden Seiten der Sakristei bemerkten wir zwei mit allen Farben bemalte Springbrunnen von maurischem Ansehn, deren Hähne mit einer Feder verschlossen sind, so daß sie nicht offen bleiben können, und in dieser Beziehung recht zweckmäßige Modelle für Wein- und Bierhähne abgeben.

Es ist nun Zeit, daß wir die Sakristei verlassen und die Stufen des Hochaltars hinan steigen, über welchem „Nossa Senhora da Pedra", die Schutzheilige der Kathedrale, steht. Der Altartisch ist mit einem Tuche von Goldstoff bedeckt und auf diesem das Leben der zwölf Apostel eingewirkt. Auf der einen Seite befindet sich das Grab des Grafen Heinrich von Besançon und auf der anderen das seiner Gattin, Donna Theresia, beide von Stein. Auf dem ersteren liegt die kunstlos ausgehauene und verstümmelte Statue eines Ritters. Der neben dem Altar stehende bischöfliche Thron und sein Himmel waren mit Goldstoff bedeckt.

Zur Linken des Haupteingangs steht ein alter schöner Taufstein und auf der anderen Seite erhebt sich über dem Grabe des Dom Sebastian, des zehnjährigen Sohnes Johannes I., auf vier leichten Säulen ein Prachthimmel von Bronze. Das Grabmal selbst ist ebenfalls von Bronze und sehr geschmackvoll ausgeführt. Auf dem Deckel des präch-

tigen Sarkophags liegt ein schlafendes von Engeln bewachtes Kind und das Ganze wird von liegenden Hunden getragen.

Wir traten hierauf in eine von der Kirche abgesonderte und „Nossa Senhora da Libramento" geweihte Kapelle von rein gothischer, durch keine Neuerungen entstellter Bauart. Sie enthält nicht nur das Grab, sondern in einem Glaskasten neben dem Altar auch die wahrhaftige Mumie des tapferen Dom Lorenzo, Bischofs von Braga, der in der Schlacht von Algibarrota so heldenmüthig focht und einen furchtbaren Säbelhieb empfing, dessen Narbe noch immer auf seiner rechten Wange zu sehen ist. Der Körper ist mit Zähnen, Haaren und Nägeln noch vollkommen erhalten und von erdfarbigem Ansehn, die Gewänder von Goldstoff aber wurden vor einigen zwanzig Jahren erneuert. Eine darunter befindliche Inschrift preist seinen Heldenmuth und seine Frömmigkeit, und auf der anderen Seite des Altars steht der Sarkophag, worin die Leiche ursprünglich bewahrt wurde.

Das Orgelchor, zu welchem wir zunächst emporstiegen, strahlte förmlich von vergoldetem Schnitzwerk, und die schöne Orgel selbst, von schwarzem Holz mit Goldverzierungen, hat einen trefflichen Ton. Gegen eine Abgabe an den Organisten können Fremde sie jederzeit spielen hören.

Der Sakristan sprach beim Herumführen häufig seine Bekümmerniß aus, daß dieser und jener Schmuck von den

Franzosen entführt worden sei. „So scheinen sie nicht eben zu eueren Freunden zu gehören, Senhor Sacristao,“ bemerkte ich. — „Zu meinen Freunden!“ erwiderte er mit verächtlichem Tone. „Gott sei Dank, ich habe keine Freunde unter den größten Dieben der Welt.“

Wir verweilten in den kühlen Räumen des heiligen Gebäudes so lange als möglich, bis uns unser Cicerone zu wissen that, daß er nun alle Merkwürdigkeiten gezeigt hätte, und zu gleicher Zeit höflich darauf hindeutete, daß er die Thüren zu schließen und seine Mahlzeit und Siesta zu halten wünsche. So blieb uns am Ende nichts anderes übrig, als wieder die heiße Straße zu suchen.

Wir standen eine Weile bewundernd vor einem geschmackvollen Springbrunnen, der auf der Vorderseite des bischöflichen Palastes sein kühlendes Wasser sprudelt. Sechs Figuren tragen eine große Muschel, auf deren Spitze ein Felsen mit einer sehr kunstvoll ausgehauenen, von Thürmen und Zinnen überragten Burg steht, unter welcher das Wasser hervorquillt und die Muschel überschwemmend sich in das untere große Becken ergießt. Dann beschauten wir in einer großen Halle des Palastes, die zum freien Eintritt geöffnet war, die Bildnisse der verstorbenen Bischöfe.

Der Weg zu unseren beabsichtigten Besuchen führte uns über einen freien Platz mit Arcaden und mehren großen Gebäuden, worunter sich auch ein Waisenhaus für

Knaben befand, deren mehre hundert bis zu ihrem Eintritt in die Welt hier gekleidet, ernährt und erzogen werden. Eine gleiche Anstalt für verwaiste Mädchen liegt außerhalb der Stadt.

Endlich aber waren wir so erschöpft, daß wir unsere müden Glieder nach Hause tragen und uns, um ein Stündchen zu ruhen, auf unsere Betten werfen mußten. Um drei Uhr jedoch saßen wir wieder auf unseren Pferden, um Senhor João Borges und seiner Mutter einen Besuch zu machen und dann zu der Kirche des Bom Jesus hinanzusteigen.

Der Weg zum Bom Jesus ist ungefähr eine halbe Stunde weit und entschieden schlecht, so viele fromme Gläubige von nah und fern ihn auch wandern, um die vielen hundert Stufen zu erklimmen und an dem heiligen Schreine ihre Andacht zu verrichten. Wir ritten eine Weile durch die ausgebreiteten Vorstädte und dann durch Gassen von Weinreben und Gestrüppe, bis wir zwei kleine Kapellen und einen eisernen Thorweg am Fuße der Höhe erreichten. Vor unseren Blicken erhoben sich bis ins Unendliche Treppen über Treppen, Mauerwerk über Mauerwerk und hier und da kleine Kapellen als Ruheplätze für den Andächtigen, wie die wenigen stillen Plätzchen in dem mühsamen Bergauf des Lebens. Die Höhe ist auf beiden Seiten mit Bäumen dicht bewachsen und mit ungeheuren Steinen bestreut, die jeden Augenblick herabzurollen drohen.

„Nachdem ich die ganze Nacht getanzt habe, wird mich

meine Frömmigkeit an einem so siedend heißen Tage nimmermehr zum Gipfel dieser Treppen hinanführen, denn so weit ich sehen kann, scheinen sie alle, wie Jakobs Leiter, bis in die Wolken zu reichen," sprach einer von uns mit einem zaghaften Blicke nach der Höhe.

„Es führt noch ein Weg in der Nähe der Treppen den Berg hinauf, aber er ist steil und holperig," bemerkte Silvestre, als er sah, wie unschlüssig wir waren.

„Wir wollen jedenfalls einen Versuch mit ihm machen," riefen wir und spornten unsere Pferde gegen die steile Höhe; doch als wir auf der Hälfte des Weges dicht an die Treppen kamen, veranlaßte mich entweder meine Frömmigkeit oder ein sehr unbehaglicher Sattel, den übrigen Theil des Berges zu Fuß zu ersteigen, und obgleich auf jeder Treppe zur Erfrischung des Müden eine Quelle sprudelt, so fand ich doch die Ersteigung nicht eben sehr beschwerlich. Wir fanden, daß die Gebäude sich nicht bis zum Gipfel erstreckten, und sie hinter uns lassend erreichten wir einen freien Platz auf dem höchsten Punkte des Berges, wo eine großartige Aussicht über das Thal von Braga, über die hohen Gebirge von Gerez, die Berge nach Oporto hin bis auf das jenseitige glänzende Meer vor unseren Blicken lag. Es war fast ganz dieselbe, die uns bei unserer Ankunft vor Braga so überrascht hatte.

Ich muß nun „den Berg des guten Jesu" nach Kräften zu beschreiben suchen und werde dabei, weil ich

auch in meiner Beschauung von oben ausging, statt vom Fuße, vom Gipfel anfangen. Ueber der Hauptkirche, auf dem höchsten Punkte, bis zu welchem die Kapellen sich erstrecken, liegt ein freier Platz, auf dessen äußerster Gränze sich die Himmelfahrt-Kapelle, die Krone aller übrigen, erhebt. Alle Kapellen dieses merkwürdigen Baues sind mit eisernen Gitterthüren versehen, die stets verschlossen sind, und ihr Inneres gleicht mit den darin aufgestellten, verschiedene Rollen spielenden Figuren, in oder über Lebensgröße, einer Theaterbühne oder einem Wachskabinet. Die Figuren sind aus Holz geschnitzt und ausschließend von portugiesischen, größtentheils von Braga's Künstlern verfertigt. Der Ausdruck ihrer Gesichter ist bewundernswerth und ihre Stellung natürlich. So fand ich in der ersten Kapelle die Ueberraschung und das ehrfurchtsvolle Staunen über die Himmelfahrt unsers Heilandes in den Zügen der Jünger sehr gut ausgedrückt. Diese Kapellen sind von ansehnlicher Größe und von runder oder vielmehr achteckiger Gestalt und enthalten einige zwanzig Figuren, die, wie es die Darstellung verlangt, theils auf Felsen, theils unter Bäumen gruppirt sind. Rechts von der Himmelfahrt-Kapelle steht die Kapelle des Abendmahls. Christus sitzt mit seinen Jüngern um einen Tisch, auf welchem eine Hammelkeule steht, während mehre Diener verschiedene andere Schüsseln von bedeutendem Umfang herbeitragen. In der Mitte der Bühne sieht man einen Hund und eine Katze, die mit verlangendem Blick

nach den duftigen Gerichten hinanschnüffeln. Eine andere Kapelle zur Linken enthält das von Engeln bewachte Grab.

Diese große Plattform, auf zwei Seiten von steil emporsteigenden Bergwänden getragen, ist von einer steinernen Brustlehne und von Sitzen umgeben, und gewährt eine reizende Aussicht über das Thal in der Richtung nach Chaves. Am Feste des „Bom Jesus" ist es auf diesem Platze am belebtesten; denn hier schlagen die Verkäufer gebratener Fische, die Kuchen- und Weinhändler ihre Buden auf und hier versammeln sich Tausende von Menschen aus allen Theilen des Landes, um zu essen, zu trinken, zu beten und sich zu belustigen. Es gibt dann ein höchst fröhliches und lebendiges Schauspiel. Der große Platz in Braga, der Weg von von dort bis zum Berge, die Treppen, die Plattform, von welcher wir reden, und der bewaldete Berg über ihr, alle sind mit Menschen im schönsten Sonntagsstaat und in den verschiedenartigsten Trachten angefüllt; einige sind zu Fuß gekommen, andere auf Pferden, Maulthierrn oder Eseln, und alle schreien, lachen, sprechen und beten bunt durcheinander. Mit diesem Feste in Braga ist Portugals bedeutendster Jahr- und Viehmarkt verbunden.

Doch ich muß den Berg beschreiben, wie wir ihn sahen, d. h. leer und verlassen, und nicht das Fest des „Bom Jesus" mit seinem regen Leben. Von der hohen Plattform hinabsteigend, gelangten wir zu zwei anderen kleinen Kapellen, in deren erster Christi Auferstehung dargestellt war. Der

erstaunte Blick einiger der Soldaten und der schläfrige Ausdruck anderer ist vollkommen lebenstreu, und man muß es den gläubigen Landleuten verzeihen, wenn sie sich einbilden, athmende Gestalten von Fleisch und Blut zu sehen. In der zweiten Kapelle sieht man den Heiland als Todten, von den klagenden Frauen umgeben.

Wir kamen nun auf eine zweite große Terrasse, auf welcher die Hauptkirche mit einem großen Gebäude steht, das zur Aufnahme vornehmerer Familien bestimmt ist, die hier oben in der reinsten Luft ihre Andacht verrichten und zu gleicher Zeit eine liebliche Aussicht genießen wollen. Viele bringen zu diesem Zwecke hier mehre Tage zu. Etwas weiter hin, am Abhange des Berges, befindet sich ein anderes langes niedriges Haus, wo Mensch und Thier sich erholen können.

Die Kirche ist ein schönes Gebäude, obgleich von neuerer Bauart, und sicherlich gab es keinen passenderen Ort, dem höchsten Gott einen Tempel zu erbauen. Das Innere ist einfach und friedlich und nicht wie so viele Kirchen in Portugal durch Flitterkram und geschmacklose Malerei entstellt. Mir fiel besonders das Altarstück auf. Es ist ein Geschenk aus Rom und besteht aus einem lebensgroßen Christus am Kreuze, wie wir gehört hatten und in der unvollkommnen Beleuchtung wahrnehmen konnten, meisterlich aus Holz geschnitzt. Vor ihm stehen gegen zwanzig ebenfalls lebensgroße und aus Holz geschnitzte Figuren, die

Apostel, Soldaten und Frauen darstellend, die bei der Kreuzigung zugegen waren.

In der Sakristei hingen die Bildnisse großmüthiger Unterstützer des Werkes, und wir bemerkten darunter Johann VI., den Herzog von Delafoens und den Marquis von Marialva. Außerdem zeigte man uns noch ein ungemein schönes, aus China stammendes Crucifix von Ebenholz und mit Elfenbein ausgelegt, das den Namen "Bom Jesus dos Navigantes" — der gute Heiland der Seefahrer — führt und vor welchem diejenigen, die zur See gehen, vorher ihre Andacht verrichten.

Wir stiegen bis in die Spitze des Glockenthurmes, dessen klangvolle Glocken wir nachher zu unsrer Freude läuten hörten, und genossen von hier aus eine treffliche Aussicht über die breiten Straßen und weißen Häuser von Braga und über das ganze Thal, von dem Glutlicht der sinkenden Sonne übergossen. Hierauf saßen wir noch eine Weile auf der Terrasse, an dem lieblichen Glockengeläute und der reizenden Aussicht uns ergötzend, und stiegen dann wieder hinab.

Ich darf nicht unerwähnt lassen, daß dieser ungeheure Bau durch freiwillige Gaben der Gläubigen errichtet wurde und daß der Plan noch unvollendet ist.

Auf der nächsten Terrasse, die wir erreichten, wurden zwei neue Kapellen erbaut, die eine bedeutende Verbesserung des neusten Baugeschmacks erkennen ließen. In der Nähe der einen, auf der Spitze eines großen Felsens, steht die

Statue eines bewaffneten Reiters, die, wie man uns sagte, den Soldaten vorstellen soll, welcher unserm Heiland den Speer in die Seite stieß; aber ich weiß nicht zu sagen, wie gerade er zu einem solchen Andenken kommt.

Auf jeder Seite der Treppe, die gegen den Gipfel sich in zwei Arme theilt, erheben sich hohe mit Statuen von Heiligen und biblischen Charakteren besetzte Brustlehnen; auf der Außenseite steht kurzverschnittener Buchsbaum, und in der Mitte sprudelt bis zum Fuße hinab Quelle auf Quelle. Die erste ist der Hoffnung gewidmet und ihr Beschützer ist Noah, dessen Arche, unter welcher das Wasser hervorquillt, auf einem Felsen steht; bei der zweiten fließt das Wasser aus den Löchern des Kreuzes, in welche die Nägel geschlagen wurden, und darüber stehen die Worte. „Ejus fluent aquae vivae." Einer von uns las. „Ejus fluent aquae vitae" und fand sich sehr getäuscht, als sein Gaumen nur reines Wasser schmeckte.

Wir behielten bergab fortwährend eine prächtige Aussicht über Braga, und es war ein wahrhaft erhabener Anblick, als die Sonne in ihrer feurigen Pracht hinter den Bergen von Gerez verschwand und der ganze Himmel mehre Minuten lang in einem glühend rothen Lichte prangte.

An der dritten Quelle fanden wir eine Blendlaterne, ein Seil, einen Würfel, ein Dreieck, Hammer, Nägel und viele andere Zimmermanns- und Maurerwerkzeuge, wie sie aller Vermuthung nach bei der Kreuzigung gebraucht wur-

den. Mehre folgende Quellen lassen ihr Wasser aus allen Organen der Sinne fließen, erst einzeln, dann alle vereinigt; aber ich bin nicht im Stande, hierüber eine Erläuterung zu geben. Wir stießen beim Herabsteigen noch auf acht andere Kapellen; die fünfte von oben war die Kapelle der Kreuzesabnahme; in der sechsten trug Christus sein Kreuz; eine Gestalt hält ein Tuch mit dem Abdruck seines Gesichts. In der siebenten befindet sich das Ecce Homo — Christus wird gebunden vor's Volk geführt; in der achten wird ihm die Dornenkrone aufs Haupt gesetzt; was in der neunten dargestellt ist, habe ich vergessen; in der zehnten wird Christus verrathen — Petrus haut dem Diener des hohen Priesters ein Ohr ab und der Herr tadelt ihn. Die beiden letzten Kapellen an jeder Seite des Eingangs enthalten das Abendmahl und Christus am Oelberge.

Der Gedanke, auf dem Gipfel eines hohen Berges einen Tempel zu bauen und eine schöne Treppe aus dem Thale hinaufzuführen, ist wahrhaft großartig, aber der Urheber ist wahrscheinlich lange vorher gestorben, ehe sein Werk sich einigermaßen entwickelt hatte, und seine Nachfolger haben seinen Plan nicht ausgeführt.

Am Fuße der Höhe trafen wir Senhor João Borges, der höflicher Weise uns entgegen geritten war und darauf bestand, uns in unser Gasthaus zu begleiten. Nach einem späten Mittagsessen rüsteten wir uns für den nächsten Morgen zu einem Ausflug in den berühmten Paß von Salamonde.

IX.

Soult's Rückzug. Aufbruch nach Salamonde. Die Höhen von Carvalho d'Este. Sonnenaufgang. Der Thurm von Lanhozo. Frühstück in St. Jeans. Salamonde. Erinnerungen unsers Führers. Ponte Nova. Furchtbare Niederlage der Franzosen. Die Miserella. Abenteuer auf der Heimkehr.

Als Marschall Soult von der britischen Armee unter Sir Arthur Wellesley aus Oporto vertrieben war, zog er sich durch Valongo auf Guimaraens zurück und indem er von hier aus Braga zur Linken lassend, seinen Weg über die Gebirge nahm, erreichte er die Höhen von Carvalho d'Este, nachdem er während der Nacht in Guimaraens mit Loison's Division und mit Lorge's Dragonern aus Braga sich vereinigt hatte. Hier stellte er am Morgen des 15. Mai seine Truppen auf und brachte wieder Ordnung in sein Heer, indem er selbst den Befehl über die Nachhut übernahm und die Vorhut dem General Loison anvertraute. Von Carvalho zog er sich in das kleine Dorf Salamonde zurück, vertrieb die Bauern, welche die in

dessen Nähe befindliche Brücke über den Cavado vertheidigen wollten, und trat in den engen und gefährlichen Paß der nach Montalegre führt. Ehe noch die Nachhut ihren Uebergang bewirkt hatte, erschienen die Engländer auf den Höhen der Schlucht und richteten unter dem französischen Heere ein furchtbares Blutbad an, aber trotzdem gelang ihm durch wahrhaft heldenmüthige Anstrengung — es mußte auch noch den Uebergang über die Brücke der Miserella erstürmen — sein Rückzug nach Spanien.

Es war vier Uhr Morgens und noch funkelten die Sterne am Himmel, als wir von zwei berittenen Dienern begleitet, in östlicher Richtung die Stadt verließen. Wir ritten am Fuße des Senhor's do Monte vorüber, den man in der Dunkelheit noch nicht sehen konnte, und verfolgten eine Weile einen schmalen rauhen Weg, bis uns das erste Tageslicht ein schönes reiches Thal zu unserer Rechten zeigte, das wir über eine Stunde weit durchritten und dann den steilen und holperigen Pfad zu erklimmen begannen, der zu der hohen Bergreihe Carvalho d'Este hinanführt.

Wir machten einen Zickzackweg durch große Felsen und über lockere Steine, die unter den Füßen unsrer Pferde hinabrollten, aber nachdem wir die Auffahrt überwunden hatten, fanden wir einen guten Reitweg, der einen lustigen Trab erlaubte. Auf dem höchsten Gipfel öffnete sich zu unsrer Linken eine prächtige Aussicht über das lieblich

Thal von Gerez. Ich hielt mein Pferd an, um das schöne Naturbild zu bewundern, das von den kalten Farben des frühen Morgens überhaucht, so sanft und ruhig vor mir lag. Den Grund des Thales verschleierte ein silberweißer Nebel, aus welchem die Wipfel dichtbelaubter Kastanien und das zarte Grün der Weide, oder hier und da die weißen Mauern einer Bauerhütte hervorschauten, während die tieferen Abhänge der grünen Berge bereits mit Heerden von Kühen, Schafen und Ziegen, die auf die Weide zogen, belebt waren. Die gegenüberstehende felsige Wand des Thales erschien in grauem Lichte und durch eine Oeffnung gegen Abend schauten die blauen, sich durchschneidenden Linien der fernen Gebirge. Als wir weiter ritten, schienen die leichten Wölkchen, die wie Flocken im Osten schwebten, sich plötzlich in glühende Massen zu verwandeln, dann färbte den Himmel allmählig ein rothes Licht, bis endlich die Sonne selbst in all ihrem Glanze emporstieg.

„Auf! Nach dem Gipfel jener Höhe!“ riefen wir und erreichten den Punkt noch früh genug, um das glänzende Tagesgestirn über die Welt sich erheben zu sehen, wie es alle Gebirgshöhen mit seinen goldnen Strahlen übergoß und die Schatten in die Thäler verscheuchte. Der Sonnenaufgang auf dem Gebirge Carvalho d'Este oder der erste Anblick vom Thale des Cavado wird mir unvergeßlich bleiben.

Hier war es, wo Soult nach seinem Rückzug von

Oporto seine Streitkräfte aufstellte, ehe er seinen gefährlichen Marsch durch den Paß von Salamonde antrat, auf welchem er, wie er gewiß gewußt hat, seinen Untergang oder seine Rettung finden mußte. Wenn man die rauhe und gebirgige Gegend überschaut, durch welche er, um von Guimaraens aus diese Stellung zu erreichen, seinen Weg nehmen mußte, so erstaunt man, wie er mit einem aufgelösten und entmuthigten Heere einen solchen Marsch je ausführen konnte. Aber kein Franzose dachte damals an Ergebung und alle wußten, daß sie nur durch Zusammenhalten mit dem Leben davon kommen konnten, nachdem ihr Gepäck und ihr Kriegsvorrath zum größten Theil bereits verloren gegangen waren.

Wir verfolgten mit lebendigem Schritt unsern Weg zur Linken des Thales und stiegen allmälig immer höher empor, als wir bei einer Wendung um den Berg auf einem hohen Gipfel zur Rechten den berühmten Thurm von Lanhozo erblickten. Seine Lage ist im höchsten Grade wild. Er ragt vereinzelt über ein Meer nackter Gebirge hervor, die nach allen Richtungen hin sich abdachen und hinabsenken , und diese einsame Veste war es, in welche Donna Theresia nach ihrer Niederlage unter den Mauern von Guimaraens sich zurückzog, und wo sie, nach einigen Angaben, um ihre unruhige Seele zu bändigen, gefangen gehalten wurde. Auf dem Gipfel des viereckigen hohen Thurmes stand sie einst und fluchte ihrem ehemals gelieb-

ten Sohne, als er mit seinem Heere vorüberzog, um in das galicische Gebiet seines Vetters Alfonso VIII. einzufallen. Es scheint nicht, als hätte der Fluch irgend eine Wirkung gehabt, da Alfonso Henrique fast immer siegreich war und ihn fast fünfzig Jahre überlebte.

Die übrige Reisegesellschaft war uns etwas voraus geeilt und wir holten sie wieder ein, als sie eben vor einem Estalagem in dem freundlich gelegenen Dorfe St. Jeans Halt machte und mit lautem Geschrei erklärte, sie könnte ohne Imbiß nicht weiter. „Dann werden wir die kühle Morgenluft versäumen und Salamonde erst erreichen, wenn die Sonne schon hoch am Himmel steht", bemerkte ich. „Essen! Essen!" war die einzige Antwort, die ich erhalen konnte, und so lenkten wir unsre Pferde in einen Stall, der das ganze untere Stockwerk des Gebäudes einnahm, entluden unsre Sattelranzen und stiegen zu einer Veranda hinauf. Während einige von uns damit beschäftigt waren, unsre Eßwaaren vorzurichten und in einem thönernen Kruge einen erbärmlichen Kaffee zu kochen, nahm ich von hier aus eine ausführlichere Zeichnung von der malerischen Veste von Lanhozo, die auf der anderen Seite eines Thales über eine reiche Fülle von Bäumen, Sträuchern und Reben mit vielen Bergspitzen sehr vortheilhaft emporragte.

Auf der Reise durch eine interessante Gegend denke ich nur wenig an meine leiblichen Bedürfnisse und nicht eher an Ruhe als bis ich mich völlig erschöpft fühle; ich suchte

daher meine Reisegefährten mit den überführendsten Gründen zum Aufbruch zu bewegen. Wir ritten auf einem schmalen und schlechten Wege durch das Dorf und verfolgten dann eine Meile weit den Kamm einer anderen wilden, felsigen und unbebauten Höhe, bis wir zu einem zweiten Weiler kamen, von wo aus ein guter Weg uns zu dem Dorfe Padeira führte. Das Thal von Gerez lag jetzt wieder zu unsrer Linken und wir verfolgten es auf einer bedeutenden Höhe und in gleichlaufender Richtung mit dem Flusse Cavado, bis wir das Dorf Salamonde erreichten.

Der Weg war größtentheils ein guter Reitweg, an vielen Stellen aber kaum so breit, daß man hätte an einem Ochsenkarren vorüber kommen können, ohne an der steilen Bergwand hinanzuklettern oder Gefahr zu laufen, in das Thal hinabzustürzen. Man kann sich daher denken, mit welchen Gefahren und Beschwerden der Rückzug der Franzosen verbunden war, wo es Eile galt, wenn sie dem Untergang entrinnen wollten.

Wir hatten auf dem ganzen Wege eine höchst liebliche Aussicht. Hoch über uns zur Rechten stieg die südliche Wand eines tiefen Thales empor und die hohen Bäume, womit sie bedeckt war, hingen an vielen Stellen über den Weg, während ihn anderwärts die zarten Ranken des Weinstocks überlaubten oder rauhe, aus der Bergwand hervorstehende Klippen uns zwangen, von unsrem Wege abzuweichen, und ungeheure düstere Felsen uns zu zerschmet-

tern drohten, während wir unter ihnen hinritten. Unter uns zur Linken funkelte der Cavado, von der Sommerhitze verkleinert, hell und klar über sein felsiges Bette; aber man sieht es an den ausgespülten Klippen hoch über seinem jetzigen Spiegel, zu welchem wilden und schäumenden Strome er durch die Winterregen anschwellen muß. Jenseit standen die hohen und jähen Klippen des Gerez-Gebirges, auf deren Gipfel ein anderer Weg sich nach Montalegre schlängelt, und eine alte Römerstraße soll, wie mir ein Freund versicherte, an vielen Stellen noch wohl erhalten sein. Auf der anderen Seite waren die Gebirge in Schluchten und kleinere Thäler gespalten, die anmuthige Abwechselung in die Landschaft brachten, und trotz der trocknen Jahreszeit sahen wir mehre Bäche in schäumenden Wasserfällen von den Gebirgen stürzen.

Auf einem Punkte, wo man eine der schönsten Aussichten hat, steht ein großes und schönes Steingebäude, das wahrscheinlich, weil eine Kirche damit verbunden ist, als Sommeraufenthalt für die Bewohner irgend eines Klosters dienen sollte; aber es ist allem Anschein nach niemals vollendet worden und geht jetzt seinem Verfall entgegen.

In einem kleinen Dorfe, das malerisch am Abhange des Berges lag, bot uns ein junges Mädchen sehr höflich einen Trunk Wasser aus ihrem Kruge an, und es war das frischeste und klarste, das ich je getrunken habe. Sie sagte uns, diese kostbare Quelle bleibe niemals aus, und sei im

Sommer stets so kalt wie Eis und im Winter wärmer als alles andere Wasser. Die meisten von uns scheuten sich vor einem so kalten Trunk und vermischten ihn mit Branntwein, ich aber konnte nicht widerstehen, mich an dem reinen Nektar zu erquicken und habe keine üblen Folgen davon gespürt. Als ich der freundlichen Spenderin eine kleine Silbermünze anbot, weigerte sie sich anfänglich erröthend, sie anzunehmen, mehre dabei stehende Männer aber sagten ihr lachend, die Fidalgos hätten dergleichen ganze Säcke voll und sie brauche sich nicht im mindesten zu bedenken; worauf sie die kleine Gabe mit vielen Ausdrücken der Dankbarkeit und sehr sittigem Wesen annahm.

Unser Reisezug war zuweilen weit getrennt, und da keiner von uns den Weg wußte und wir unsern Dienern bedeutend vorausgeeilt waren, so verfolgten wir mehr als einmal eine falsche Richtung, fanden aber glücklicher Weise immer einen Bauer, der uns wieder zurechtwies.

Um zehn Uhr erreichten wir das Dorf Salamonde, wo Marschall Soult, nachdem er die Höhen von Carvalho d'Este verlassen hatte, den ersten Halt machte. Die Straße ist so schmal, daß nicht drei Reiter neben einander Platz haben, und dennoch mußte ihn das ganze französische Heer passiren. Keiner von uns hatte einen bestimmten Begriff von der Lage der Brücken und des Passes, die wir zu sehen bekommen sollten, und wir hatten geglaubt, sie befänden sich in unmittelbarer Nähe von Salamonde; wir fanden

uns daher nicht wenig getäuscht, als wir von dem Wirthe des Orts erfuhren, daß die Ponte Nova eine lange halbe Meile, und die über die Miserella führende Brücke eine andere volle Meile entfernt sei.

„Unsre Pferde werden es nicht aushalten, wenn wir ihnen keine Ruhe gönnen,“ bemerkten einige. — „Und wir auch nicht, wenn wir zu Fuße gehen wollen,“ entgegneten andere. Fast alle stimmten bei, daß wir am Abend nach Braga zurückkehren müßten. „Und ich muß unbedingt Zeit haben, einige Zeichnungen von der Miserella zu machen,“ behauptete ich. „Ist irgend Jemand hier, der uns den Weg dahin zeigen kann?“

„Ich kann es, Senhores,“ rief ein junger lebhafter Bursche, aus einem Haufen Bauern hervorspringend.

„Aber du wirst nicht alle Pferde halten können,“ bemerkte ich.

„Da kann mein Vater aushelfen Senhores. O! meu pai!“ rief er und es trat ein alter Mann mit einem langen Stocke hervor, an dessen sehniger Gestalt wir sahen, daß er noch immer einer tüchtigen Thätigkeit fähig war.

„Ich werde mich glücklich schätzen, die Herrn zu begleiten und ihnen den Weg zu zeigen,“ sprach er, seinen breitrandigen Hut abnehmend. Ich muß ihn kennen, denn ich habe fast fünfzig Jahre in der Nähe gelebt, und weiß mich auch noch recht deutlich des Tages zu erinnern, wo Ihre tapferen Landsleute hier waren, Senhores.“

„Das ist der Mann für uns!“ rief ich meinen Gefährten zu. Nun hört meinen Vorschlag. Wir verlassen es hier, daß unsre beiden Arrieiros mit unsern Speisevorräthen und dem Futter für unsre Pferde uns unmittelbar folgen sollen und machen bei Miserella Mittag.

„Es ist ungefähr eine Viertelmeile von Miserella ein Stall, wo die Pferde ein Unterkommen finden können,“ bemerkte der Alte.

„Ihr seht, meine Freunde, daß alle Schwierigkeiten verschwinden,“ rief ich. „Also vorwärts!“ Und mein Pferd in Gang bringend, folgte ich dem Alten und seinem Sohne und sah, daß alle meine Freunde denselben Weg einschlugen.

„Und Euer Name, lieber Freund?“ fragte ich unsern Führer.

„Jozé Maria de Faria, zu dienen, Senhor, und dieser Bursche ist mein Sohn, ein flinker Junge, der Lesen und Schreiben gelernt hat, von welchen Künsten leider sein Vater nichts versteht. Wenn Sie ihn in Ihre Dienste nehmen wollen, kann er gleich mit Ihnen gehen. Ich wollte ihn gern nach Brasilien schicken, aber Sie müssen wissen, Senhor, ich bin arm. Ich besaß eine Mühle an dem Flüßchen, über welches wir kommen, aber die letzte Winterflut hat sie weggerissen und ich muß all mein Geld aufwenden, um mir eine neue zu bauen.“

Von Salamonde aus machten wir eine scharfe Wen-

dung zur Linken und ritten auf einem steilen schmalen Pfade, der sich zwischen einigen zerstreuten Eichen und anderen Bäumen und an kleinen Vertiefungen und Schluchten hinwand, an den rauhen Bergwänden hinab, während wir das Gebirge von Gerez bald zu unsrer Linken, bald vor uns sahen. Ueber uns erhoben sich die hohen Rücken der Serra de Cabreira und die Höhen von Salamonde und Ruivaens.

„Ich erinnere mich noch deutlich der Zeit, Senhor, als die Franzosen und Engländer hier ankamen," sprach unser Führer. „Das Wetter war kalt, regnerisch und stürmisch, und es fing schon an Nacht zu werden, als die Franzosen erschienen und in und um Salamonde Quartier nahmen. Wir dachten, sie würden alle gefangen werden, wie groß war daher unser Schreck, als wir fanden, daß die Stellung an der Brücke Ponte Nova, welche auf Befehl des englischen Generals hatte zerstört werden sollen, genommen war, und daß die Soldaten die Häuser niedergerissen und die Breter und Balken fortgetragen hatten, um sie wieder gangbar zu machen. Der Uebergang dauerte den ganzen Tag und sie marschirten in Gliedern von zwei bis drei Mann; aber sie hatten guten Grund, sich zu beeilen, denn ehe es Abend wurde, erreichten die britischen Truppen jene Höhen über uns. Ich war auf die Gebirge entkommen und ich werde nie die langen Reihen von Bajonetten vergessen, die, so weit das Auge sehen konnte,

aufgestellt waren; ein Theil war aus Braga, ein anderer aus Guimaraens gekommen, und da standen sie gleichgiltig gegen Nässe, Kälte und Wind. In jener Höhlung, Senhor, dort zur Rechten, warfen die Franzosen manche Maulthierladung von Schätzen weg, welche die Engländer wieder erlangten; jener tiefe Graben war mit todten Maulthieren, Pferden und Menschen überfüllt und die ganze Seite des Berges mit Leichen besäet. Hier in der Nähe, Senhor, soll die Kriegskasse vergraben sein und es haben schon viele Leute darnach gegraben, aber es hat sie noch Niemand gefunden."

Eine plötzliche Wendung des Weges brachte uns an das Ufer eines Gebirgstromes und unmittelbar zu der Ponte Nova, die hinüber führt. Oberst Napier*) war im Irrthum, wenn er sie als eine Brücke des Cavado bezeichnet; das Flüßchen ist der Miserella sehr ähnlich und fließt mit ihr fast in gleicher Richtung in den Cavado. Die Brücke selbst besteht aus einem einzigen hohen, aber engen Bogen und ist nur so breit, daß nicht mehr als vier Mann neben einander hinüberkommen können. Der Spannungsraum des Bogens aber ist so schmal, daß ein gewandter Mann ohne Schwierigkeit darüber springen kann, und nur die vollkommene Zerstörung des ganzen Baues würde so verzweifelte Männer wie die Franzosen am Uebergang gehin-

---

*) In seiner „Geschichte des Krieges auf der Halbinsel."

dert haben. Zu beiden Enden der Brücke erheben sich Felsen und der Weg nimmt in entgegengesetzten Richtungen eine scharfe Biegung, während auf beiden Seiten des Flusses die Berge rauh und steil emporsteigen. Hier war es, wo das blutigste Gemetzel stattfand; denn ehe die französische Nachhut übergegangen war, hatten schon die britischen Kanonen gegen sie zu spielen begonnen, „und dann wurden Mann und Reiter zermalmt und stürzten hinab in den Abgrund, und die Brücke und die Berge und der Engpaß jenseit waren mit verstümmelten Körpern bedeckt.“ Oberst Napier erzählt, daß die Bauern jeden Verwundeten oder Nachzügler, der in ihre Hände fiel, gemartert und verstümmelt hätten; unser alter Führer aber, auf dessen Wort ich mich verlassen kann, versicherte mir, er hätte manchem verwundeten Franzosen beigestanden.

„Es war spät am Abend, als die Engländer erschienen,“ sprach der Alte; „und man säumte keinen Augenblick mit dem Angriff. Die Nacht allein machte dem Morden ein Ende. Ehe noch die Franzosen alle über die Brücke waren, wurde sie abgebrochen, und es verging eine Weile, ehe die Engländer sie wieder herstellen konnten; unterdessen entkamen die Franzosen; aber sie hatten es nun auf ihrem Marsche mit den Guerillas zu thun, die über ihnen auf den Bergen schwärmten und furchtbare Lücken in ihre Reihen brachten. Das waren schlimme Zeiten, Senhor.“

Als unser ganzer Reisezug auf der Ponte Nova war,

rief einer von uns in einem Anfall soldatischer Begeisterung: „Bringen wir hier Alt-England ein dreimaliges Hurrah!"

„Wie's beliebt," entgegnete ich, „obgleich hier nicht eben so ruhmwürdige Thaten geschehen. Doch hört, mögen alle Feinde Großbritaniens und Lusitaniens auf diese Weise vor ihnen fliehen, wie sie es durch diesen Paß gethan. Hurrah!" Und die Luft wiederhallte von unserem britischen Jubelgeschrei.

Jenseit der Brücke nahm der Weg eine scharfe Wendung zur Linken und lief nun am Cavado hin, größtentheils so schmal, daß nicht mehr als drei Mann Fußvolk neben einander gehen konnten. Oben waren düstere Felsen, unterhalb Abgründe, in welche ein falscher Tritt oder die Kugel eines Guerilla gewiß manchen unglücklichen Reiter hinabgerissen hat. Die Gegend war fast dieselbe, wie ich sie bereits beschrieben habe, oder vielmehr noch schöner und wilder, obgleich bloße Worte den Unterschied der Naturbilder nicht zu schildern vermögen; besonders wenn man im Thale hinauf sah, waren die Gebirge höher, rauher und schluchtenreicher, während die Bäume droben älter, von üppigerem Wuchse und in ihrer Gestalt phantastischer waren. Ungefähr eine kleine Meile von der Ponte Nova fanden wir ein niedriges Haus von zwei Stockwerken, das früher ein Estalagem gewesen war.

„Könnt Ihr unseren Pferden Futter und Obdach geben?"

fragte ich einen Mann, dessen Kopf aus einem Fenster des Gebäudes sah.

„Sie mögen in den Stall gehen, aber außer etwas Heu kann ich ihnen kein Futter geben," erwiderte der Befragte, ein kleiner Mann mit einer großen gebogenen Nase und einem sehr grämlichen Gesichtsausdruck.

„Wie, keinen Mais?" riefen wir.

„Nicht ein Körnchen, Senhores."

„Nun, dann habt Ihr Brod."

„Nicht ein Stückchen; unser Brod ist eben erst in den Backofen gekommen," war die untröstliche Antwort.

„Nun, mein Freund," drängte ich, ärgerlich über diese wirkliche oder erkünstelte Dummheit, „Korn, Brod und Wein sind in der Nähe zu haben — es muß herbei geschafft werden." Mit diesen Worten ging ich davon und setzte mich unter ein Wetterdach, wo ich eine Skizze der großartig wilden Gebirggegend entwarf, die in dem Thale nach Montalegre hin — der Richtung des französischen Rückzugs — vor mir lag; und ehe ich noch damit fertig war, erschienen unsere Maulthiertreiber mit den Sattelranzen und zugleich ein Sack Mais für die Pferde und Brod für uns selbst. Ich muß zur Ehre des aufmerksamen „Moço do Estalagem" Manoel bekennen, daß er erwähnte Sattelranzen mit Nahrung sehr reichlich versehen hatte. Unser alter Führer warf die Säcke auf seine Schultern, während sein Sohn einen Krug zum Wasserschöpfen trug, und wir traten in weit

besserer Laune unseren Weg nach der Brücke an, den wir aber, wie wir fanden, eben so bequem auch hätten zu Pferde zurücklegen können. Die Gegend wurde mit jedem Augenblick schöner und wilder, ja ich kann sagen, es war die romantischste, die ich in Portugal gesehen habe.

Wir wanderten über eine Viertelstunde im Thale entlang, zu unsrer Linken die jähen Abhänge des Cavado, über uns die rauhen Felsenwände, und uns allmälig rechts wendend, kamen wir bald an die steilen Ufer der Miserella, nahe an deren Mündung die schmale und einbogige Brücke liegt, welche die Franzosen vor ihrem Uebergang erstürmen mußten. Auf beiden Seiten erheben sich hohe geborstene Klippen mit Bäumen an ihren Spalten und jener Bergstrom stürzt mit Fällen von zehn und zwanzig Fuß aus einem tiefen Bruche der höheren Gebirge herab. Zwischen den Felsen auf der östlichen Seite waren die portugiesischen Guerillas aufgestellt und unbedeutende Verschanzungen aufgeworfen; aber wäre die Brücke völlig zerstört und durch regelmäßige Truppen mit guten Offizieren vertheidigt worden, so wäre die äußerste Tapferkeit der Franzosen nicht im Stande gewesen, sie aus ihrer Stellung zu vertreiben. Nachdem ich die Gegend im Ganzen überschaut, ging ich über die Brücke und kletterte an dem felsigen Ufer hinab, um von hier aus eine Ansicht der Bergschlucht für mein Skizzenbuch zu gewinnen. Zu meinen Füßen schäumte und brauste das Wasser über ungeheure Felsenmassen, und dennoch war

dies die trockenste Sommerzeit; wie wild mag er getobt haben, als der schmelzende Schnee und die Winterregen ihn angeschwellt hatten, und ich dachte an die Unglücklichen, die seine reißende Flut verschlang.

Ich sah meine Reisegefährten auf dem jenseitigen Ufer zu einem klaren, tiefen und ruhigen Teiche unter dem Brückenbogen hinabsteigen, offenbar um zu baden. Die Versuchung war unwiderstehlich und ich machte mich auf, ihnen Gesellschaft zu leisten. Als ich über die schmale Brücke ging und in den tiefen Abgrund hinab sah, sprach unser alter Führer: „O um Gottes Liebe willen, Senhor, wagen Sie sich nicht in jenen Pfuhl. Er sieht so ruhig aus und Sie denken den Grund berühren zu können; aber glauben Sie mir, es hat ihn noch Niemand erreicht, denn das Wasser geht bis tief in die Eingeweide der Erde."

„Seid unbesorgt, mein Freund," erwiderte ich, „wir wollen blos auf der Oberfläche schwimmen." Wir fanden ein liebliches schattiges Plätzchen unter einem großen Felsen und in einigen Minuten schwamm ich mit denjenigen, die schwimmen konnten, auf dem klaren Strome, während die übrigen eine seichte Stelle suchten. Das Wasser war nach der Hitze und dem Staube des Morgens höchst erquicklich, aber nichts weniger als kalt, denn die heißen Sonnenstrahlen hatten es auf seinem Laufe durchs Thal hinlänglich erwärmt. Wir verzehrten hierauf mit sehr tüchtigem Appetit unsere Mahlzeit im Schatten eines großen Baumes.

Der Tag war schneller verstrichen, als wir wähnten, und wir sahen uns daher zu unserem Bedauern genöthigt, diesen lieblichen Punkt zu verlassen.

Auf unserem Rückweg, wo die Sonnenstrahlen mehr horizontal herabfielen, erschien die Gegend doppelt vortheilhaft, indem über den ferneren Klippen jener leichte blaue Nebel hing, der zu dem prächtigen Grün des Vordergrundes einen so lieblichen Gegensatz bildete.

Als wir das gewesene Estalagem erreichten, wovon unser krummnasiger Bekannter, Senhor Antonio da Cruz, Besitzer war, bestiegen wir wieder unsere Pferde, die sich völlig erholt zu haben schienen. Aber so einfältig Senhor Antonio auch aussah, so wußte er doch, nach dem ungeheuern Preis zu urtheilen, den er für die Benutzung seines Stalles und für das Heu verlangte, das er unsern Pferden gereicht hatte, seinen Vortheil vollkommen wahrzunehmen, und als wir verlangten, er möchte uns die verschiedenen Rechnungsposten anführen, zählte er so und so viele Krüge voll Wasser auf, die aus der benachbarten Quelle waren geholt worden.

Während meine Gefährten in Salamonde Halt machten, ritt ich, von einer nachdenklichen Stimmung ergriffen, voraus und hatte sie auf meinem flinken Pferde bald weit zurückgelassen. Schon begann es zu dämmern, ehe ich die Hälfte unseres Weges nach Braga zurückgelegt hatte, und so ritt ich weiter, und erwartete jeden Augenblick, meine

Freunde würden durch einen Galopp mich einholen. Ich hatte bereits den Weg über eine kahle Höhe zurückgelegt und war vest überzeugt, in der Nähe des Dorfes zu sein, wo wir am Morgen gefrühstückt hatten. Es war nun vollkommen finster geworden, als ich in einem Hüttenfenster ein Licht leuchten sah. „Ah,“ dachte ich, „das ist das Wirthshaus und da will ich Kaffee kochen und meine Gefährten erwarten.“ Als ich aber die Thüre erreichte, sagte man mir, das Wirthshaus liege noch eine Strecke weiter, und da mein Pferd den Weg genau zu kennen schien, den ich, offen gestanden, nicht einmal sehen konnte, so warf ich ihm die Zügel über den Hals und ließ es seinen Schritt gehen. Bald trabte, bald galoppirte es und so ging es immer weiter, bis ich bemerkte, daß wir uns auf dem nackten Gipfel eines Berges befanden, von wo nach allen Richtungen Wege auszulaufen schienen. Es erfaßten mich in diesem Augenblick zwei Gedanken; erstlich, daß mein Pferd möglicher Weise eben so wenig vom Wege wissen möchte, als ich, und zweitens erinnerte ich mich, in Braga gehört zu haben, daß man in dieser Gegend weniger, als in irgend einem anderen Theile des nördlichen Portugals, vor Banditen sicher sei. Aber ich habe mich in meinem Leben nicht so unbekümmert und zufrieden gefühlt, als gerade damals, und in der nächsten Minute war mein Vertrauen zu dem Scharfsinn meines Pferdes vollkommen zurückgekehrt. Es verfolgte seinen Weg ohne Stocken und Zögern, und

ich dachte nicht daran, es zu lenken, sondern hielt nur die Zügel, um ihm auf einer verrätherischen Stelle beizustehen. So ritt ich eine ganze Meile, bald an Abgründen hin, bald steile Höhen hinab, die, wie es mir schien, in finstere Schlünde führten, bis endlich mein braves Thier einen schmalen, zwischen hohen Bergwänden hinlaufenden Weg einschlug, der an einer Stelle von Bäumen so dicht überlaubt war, daß ich kaum den Kopf meines Pferdes sehen konnte. Da hörte ich menschliche Stimmen und wie lieblich ertönten sie durch die stille Nachtluft, denn es waren die Stimmen junger Mädchen, deren fröhliches Lachen meinem Ohre wie Musik klang.

„Bin ich hier bei St. Jeans, ihr schönen Kinder?“ rief ich. Ihr Gelächter verstummte plötzlich. Ich wiederholte meine Frage.

„Das ist hier! Das ist hier!“ riefen mehre zugleich und sie brachen dann wieder in ein lustiges Lachen aus, wahrscheinlich über die Schmeichelei, die ich ihnen so aufs Geradewohl gesagt hatte. Sobald ich meinem Pferde wieder die Zügel ließ, trabte es weiter, und indem es sich plötzlich links wendete, stieß ich fast mit dem Kopfe gegen eine „Ramada“ über der Thüre des Stalles, in welchem es am Morgen war gefüttert worden. Ich rief, daß man die Thüre öffne, und reichte ihm eine reichliche und wohlverdiente Mahlzeit Mais und blieb an seiner Seite, bis es damit fertig war. Dann kochte ich mit den beiden Töchtern

der fetten alten Wirthin für meine Freunde Kaffee und unterhielt mich, auf einer Bank sitzend und mit dem Rücken gegen einen Haufen Reisbunde gelehnt, mit den verschiedenen Leuten, welche die Küche — das Gastzimmer des Wirthshauses — besuchten. Es verging mehr als eine Stunde, ehe meine Gefährten anlangten, und sie hatten von allerlei Unfällen zu berichten, von verlornen Hufeisen, verfehlten Wegen und von ihrer Besorgniß um meine eigene Person.

Einige, die fast ganz erschöpft waren, wollten hier übernachten, aber es gab nur vier Betten und nicht eben von der reinlichsten Art, andere stimmten für den Aufbruch und diese drangen durch. Wir waren durch Manoels Vorsicht mit drei Fackeln versehen, aber damit, und wären es die besten gewesen, reichten wir nicht den halben Weg, denn wir hatten bis Braga noch zwei gute Meilen; wir beschlossen daher, sie nicht eher anzubrennen, als bis wir den Abhang des Carvalho d'Este erreichten. Der Hauptmaulthiertreiber ging voran, wir folgten und unser greiser Diener führte den Nachtrab. Das Unternehmen war furchtbar genug, denn wir konnten auf beiden Seiten nicht eben viele Schritte weit sehen, waren aber trotz den Gefahren des Weges kaum im Stande, unsere Augen offen zu halten, und O'Shaugnessy erklärte, er könne zuweilen nicht bestimmen, ob er den Kopf oder den Schwanz seines Pferdes vor sich habe. Die Burg von Lanhozo lag schon eine

bedeutende Strecke hinter uns, als wir mit Hilfe unserer Feuerzeuge die erste Fackel anbrannten, aber die Sonnenhitze hatte sie so ausgedörrt, daß sie schnell verloderte. Glücklicherweise fanden wir eine Lache, in welche wir die anderen eintauchen konnten, oder wir würden uns auf dem Gebirgsgipfel bald in völliger Dunkelheit befunden haben. Unser Zug war so lang, daß die einzelne Fackel an seiner Spitze für diejenigen, die den Nachtrab bildeten, den Weg nur beschwerlicher machte, und ich konnte zuweilen wahrlich meinen Vordermann nicht sehen. Das Licht vermehrte überdies auch meine Schläfrigkeit; bald hielt ich es für die sinkende Sonne, bald für den aufgehenden Mond und dann wieder für das große Licht, das Sinnbild, das zuerst vor dem erstaunten Blicke des in die ägyptischen Geheimnisse Eingeweihten erscheint.

Plötzlich wurde auf einem sehr schmalen Wege, wo zur Rechten ein steiler Abgrund gähnte, meine Schlafsucht durch den Angstruf eines meiner Reisegefährten verscheucht und mein Vordermann hielt rasch sein Pferd zurück. „Guter Gott!“ rief er. „Er ist verloren!“ Beistand war unmöglich; kein Reiter konnte an dem anderen vorüber, ohne das Schicksal unseres Freundes zu theilen. L.'s Pferd war sehr heftig gestürzt und die Beine des Reiters waren in die Steigbiegel verwickelt; es wälzte sich nach dem steilen Abgrund — ein furchtbarer Augenblick? Aber glücklicher Weise erlöste sich L. und sein Pferd, das mit instinktmäßigem

Schrecken zurückfuhr, kam wieder auf die Beine. Unser Freund stieg wieder auf und wir ritten weiter ohne einen anderen Unfall, bis uns unsere Führer auf einem kahlen Berge die angenehme Mittheilung machten, sie hätten den Weg verloren.

„Das ist gerade die Stelle, wo wir, nach Manoels Versicherung, wie Rebhühner erschossen werden sollten, wenn wir sie bei Nacht zu passiren wagten!“ rief einer von uns.

„Er sagte es, weil er wußte, daß wir es dann unbedingt wagen würden,“ entgegnete ein anderer.

„Ja, und kaufte Fackeln, um die Versuchung noch unwiderstehlicher zu machen,“ rief ein Dritter.

„Seid versichert, er erwartet uns zu dem Abendessen, das er für uns bereitet hat,“ bemerkte ein Vierter; „aber ich glaube leider, er täuscht sich. Ich denke, wir werden den Rest der Nacht auf den Gebirgen zubringen müssen, und was liegt daran; wir haben Cigarren, sind nicht allzuhungrig, können Feuer machen und die Heide bietet reinliche Betten dar. Ich habe schon in kälteren Zonen darauf geschlafen.“

„Aber nicht in weißen Jacken und dünnen Hosen,“ rief der Verzweifeltste.

Unsere Führer kehrten wieder um, und während wir ihnen folgten, brannten sie Haufen trocknen Haidekrautes an, welche die nächste Umgebung sehr malerisch beleuchteten. Ich befürchtete, das Feuer möchte sich über den gan-

zen Berg verbreiten, aber das allgemeine: „Não tem duvida“ überzeugte mich, daß die Maulthiertreiber entgegengesetzter Meinung waren. Endlich kamen wir wieder auf den rechten Weg und er brachte uns zu der schlechtesten Stelle, wie ich sie in meinem Leben nie wieder bei Nacht zurücklegen mag — ich meine den Abhang des Carvalho d'Este. Einer der Maulthiertreiber ging zu Fuße und trug eine Fackel, um uns an den schwierigsten Stellen zu leuchten, während durch angezündete Haidekrautbündel auch für den übrigen Zug der Weg erhellt wurde. So ging alles glücklich von Statten; aber kaum hatten wir das Thal erreicht, so erlosch unsere letzte Fackel und wir ritten eine lange ermüdende Meile in wahrhaft unterweltlicher Finsterniß, bis uns Braga's Lichter freundlich entgegen schimmerten. In den „dous Amigos“ stärkte uns Freund Manoel mit einem trefflichen Abendessen, das uns aber trotzdem nicht wach erhalten konnte; ich wenigstens habe das Bewußtsein, daß ich bei Tische in einen vesten Schlaf verfiel. Es war jetzt drei Uhr und wir waren sonach dreiundzwanzig Stunden unterwegs, immer in freier Luft und volle funfzehn Stunden zu Pferde gewesen; aber der beste Rath, den ich meinen Freunden geben kann, ist der, es uns nicht nachzumachen. Man schlafe entweder in Salamonde, wo es ein leidliches Wirthshaus gibt, oder verlasse Braga in aller Frühe und gehe bis Montalegre.

X.

Braga noch einmal. Die Praça dos Carvalhos. Sammlung römischer Alterthümer. Das Hospital. Eine liebliche Anhöhe. Künstler und Handwerker. Ein Rath. Rückkehr nach Oporto. Villa Nova de Familiçao. Ankunft in Oporto.

„Ich habe einen Auftrag an Sie auszurichten, Senhores," sprach Manoel, als er am anderen Morgen zu mir und meinem Bruder ins Zimmer trat. „Aber er kommt zu spät. Es waren gestern Abend mehrmals zwei Herren hier, die sich erkundigten, ob Sie zurückgekehrt wären, und Ihnen sagen wollten, daß die Baroneza de Casal einige Freunde in ihrem Hause versammelt hätte und sich glücklich schätzen würde, auch Sie bei sich zu sehen."

„Und wir streiften wie Eulen auf dem Carvalho d'Este herum!" rief mein Bruder verdrießlich.

Wir waren von unsrer Gesellschaft zuerst wieder auf den Beinen, und wir hatten kaum unser Frühstück eingenommen, als Senhor Borges erschien und sich mit seiner gewöhnlichen Höflichkeit erbot, uns in die Kathedrale und

um die Stadt zu begleiten, ein Anerbieten, das wir mit Freuden annahmen.

Es war Sonntag und bei unsrem Eintritt in die Kathedrale begegnete uns die Baroneza de Casal mit ihren schönen Töchtern, die eben aus der Messe kamen. Der Baron ist einer der tapfersten Offiziere in portugiesischen Diensten, und da er immer ein standhafter Verfassungsfreund gewesen ist, so war er, als Dom Miguel den Thron bestieg, genöthigt, nach England zu entfliehen. Während des Verfassungskrieges vertheidigte er als Oberst Abreu eine Vestung gegen eine weit überlegene Streitmacht. Seine Familie war bei ihm, und seine Gattin, die wahren Heldenmuth entwickelte, überredete ihn gegen die Wünsche seiner Offiziere, es lieber bis aufs Aeußerste kommen zu lassen, als an Ergebung zu denken. Er folgte ihrem Rathe und die Vestung wurde entsetzt. Sie hat ihn, wie ich hörte, auf mehren seiner Feldzüge begleitet und soll in Gefahren eben so unerschrocken sein als er selbst.

Aus der Kathedrale gingen wir zunächst auf die Praça dos Carvalhos, einen öffentlichen Garten, den die „Camera" der Stadt zur Aufstellung der auf den Gerez-Gebirgen entdeckten römischen Ueberreste angelegt hat. In der Mitte ruht auf einem Fußgestell eine große runde Platte, die meiner Ansicht nach als Altar auf einem der hohen Punkte gedient haben muß, und rings im Garten sind zahlreiche, fünf bis sechs Fuß hohe Säulen mit tiefen und

vollkommen erhaltenen Inschriften in regelmäßiger Ordnung aufgestellt. Da man diese Alterthümer auf der Via Romana entdeckt hat, die, wie ich bereits erwähnt habe, über den Gipfel des Gerez-Gebirges läuft, so hält man sie für ehemalige Meilensteine; aber ich weiß nicht, was die Alterthumsforscher darüber sagen. Daß die Römer diesen Theil des Landes sehr zahlreich bewohnten, geht unwiderlegbar aus den vielen architektonischen Ueberresten hervor. In dem tieferen Thale, südwärts von Braga, entdeckte man den Grund einer Stadt von bedeutendem Umfang, deren Steine man wahrscheinlich zur Erbauung derjenigen benutzte, die ehemals auf der Stelle des heutigen Braga stand, aber ebenfalls wieder neueren Gebäuden gewichen ist. Außerhalb der Praça gab es noch viele andere Säulen, die noch nicht aufgestellt waren; und ich bedauerte nur, daß es mir an Zeit fehlte, ihre Inschriften abzuschreiben.

Unser Freund führte uns dann auf einen Platz, an dessen einem Ende das Hospital steht. Zur Rechten erhebt sich die Kirche der Kreuzigung, deren Vorderseite mit allen Sinnbildern jener Begebenheit, sehr schön aus Stein gehauen und von bedeutender Größe, verziert ist, zur Linken ein großes Kloster. Neben dem Hospital steht die dazu gehörige Kirche, die wir besuchten, um einen aus Rom stammenden Mosaik-Sarkophag zu sehen und zu gleicher Zeit unsere Gaben für jene ausgezeichnete Anstalt in eine Büchse neben dem Altar zu legen.

Wir traten dann ins Hospital selbst, das, wie es sich gehört, ein Gebäude vom einfachsten Baugeschmack ist. Jede nutzlose Verzierung an einem Hause dieser Art halte ich für eine Abweichung von den Zwecken einer milden Stiftung und für eine bloße Schmeichelei der Volkseitelkeit. Die Apotheke zur Rechten des Eingangs ist ein großes, mit den besten Arzeneien versehenes Gemach, und die zwei Hauptärzte und vier Wundärzte der Anstalt gelten für die geschicktesten in Portugal, wo das früher so sehr vernachlässigte Studium der Medizin und Wundarzneikunst in neuester Zeit wieder sehr emporgekommen ist. Das Gebäude umschließt ein Viereck und seine ersten beiden Stockwerke sind mit Arkaden versehen, unter welchen die Kranken, gegen Sonne und Regen geschützt, Luft schöpfen und sich Bewegung machen können. Das Gevierte selbst ist zu Blumenbeeten angelegt und in der Mitte spielt ein klarer Springbrunnen. Das ganze Gebäude hat innerlich und äußerlich nur einen weißen Anstrich, während das Holzwerk durch verschiedene bunte Farben hervorgehoben ist. Wir gingen durch mehre Krankensäle, die in Sauberkeit und guter Einrichtung jedem anderen Lande als Muster dienen können. Die Betten stehen in einfacher Reihe der Länge nach rings um den Saal und jedes ist vom anderen durch eine dünne Wand getrennt, während in der Mitte durch den ganzen Saal ein freier Gang läuft, um den Wärtern den nöthigen Raum und der Luft so viel als möglich ungehinderten

Durchzug zu lassen. Jede Abtheilung ist außerdem noch mit Vorhängen versehen, so daß jeder Kranke seine eigene Kammer hat. Man sagte mir, die Anstalt verpflege gewöhnlich 150 bis 200 Leidende; zwei Drittel der nöthigen Geldmittel fließen ihr durch freiwillige Beiträge zu und nur der kleinere Theil wird durch das Kapital der Stifter gedeckt. Seit der Aufhebung der Klöster haben sich die Beisteuern und Vermächtnisse sehr vermehrt, und so ist jedenfalls wenigstens ein Gewinn aus der Beseitigung jener schreienden Uebel hervorgegangen.

Braga's Luft ist unstreitig äußerst rein und auch das Wasser soll so heilsame Eigenschaften besitzen, daß, von der Geschicklichkeit der Aerzte unterstützt, hier schon manche Heilung gelang, die anderwärts als hoffnungslos aufgegeben wurde. Am Ende einer Galerie sahen wir in einen sehr anmuthig angelegten Begräbnißplatz. In einem großen Gebäude, das seiner Vollendung entgegen geht und mit dem Hospital durch einen bedeckten Gang verbunden ist, sollen Kranke aus den höheren Ständen Aufnahme finden, da die zu diesem Zweck bestimmten Zimmer des Hauptgebäudes unzureichend sind — gewiß ein gründlicher Beweis von dem ausgezeichneten Rufe der Anstalt. Indem wir das Hospital mit großer Befriedigung verließen, traten wir in die breite Straße, die unmittelbar zu dem Ende der Kathedrale führt, von welchem ich bereits gesprochen habe. Es muß dies, nach den vielen verfallenen Palästen

zu urtheilen, die sie enthält und die mit der Kathedrale unstreitig von gleichem Alter sind, in längst vergangener Zeit einer der aristokratischen Stadttheile gewesen sein. Dann gingen wir, unseren Weg durch die schattigsten Straßen nehmend, nach der Nordseite der Stadt, wo auf ihrem höchsten Punkte eine Kirche mit einer so lieblichen Aussicht steht, wie sie irgend eine Stadt in Portugal nur aufweisen kann. Das Gebäude erhebt sich in der Mitte einer runden, von Brustlehnen umgebenen Terrasse mit Steinbänken unter schattigen Bäumen. In westlicher Richtung erstreckt sich die Aussicht über die Stadt und weit hinab in das lachende Thal mit hohen Bergen in der Ferne; südwärts schaut man hinunter auf den Campo de Santa Anna und darüber hinaus auf den Berg des Bom Jesus; östlich unmittelbar unter uns lag mitten in grünen Gärten ein Kloster, aus welchem jetzt eine Freistätte für verwaiste Mädchen geworden ist, und weiter zur Linken an den steilen Abhängen des Carvalho d'Este ein großes Gebäude, das ehemals den Jesuiten gehörte, jetzt aber einen Einwohner Braga's zum Besitzer hat. Seine ungeheuer dicken Mauern und seine langen und luftigen Gänge und Arkaden machen es zu einem höchst angenehmen und kühlen Sommeraufenthalt, obgleich seine kleinen Zellen und ungeheuren Hallen nicht darauf berechnet sind, eine Familie aufzunehmen. Hinter uns erhob sich ein felsiger und bewaldeter Berg, die westlichste Höhe des Gerez-Gebirges.

Am Fuße dieser reizenden Terrasse will man einen öffentlichen Weg anlegen, wo des Abends Musik sein soll, um die Bevölkerung in einen einzigen Brennpunkt zu vereinigen.

Hier schieden wir von unserem gütigen Freunde, der von Hitze und Anstrengung völlig erschöpft war, und kehrten ins Gasthaus zurück, wo unsere Gefährten noch immer beim Frühstück saßen. Sie versammelten sich dann alle in meinem Zimmer, das kühlste im Hause, und indem wir es uns auf Stühlen und Betten so bequem als möglich machten, verbrachten wir rauchend und plaudernd die heißesten Stunden des Tages, bis der kühle Abend uns wieder ins Freie lockte.

Wir gingen wieder auf die anmuthige Höhe, die ich eben beschrieben habe, und fanden hier einige Gruppen Spatziergänger und darunter auch zu unserer Freude einen unserer Bekannten. Im Laufe des Gesprächs machte er folgende Bemerkungen, die von den Bewohnern anderer Städte bestätigt, unzweifelhaft richtig sind. „Ich spreche nicht von den höheren Klassen; sie sind in keinem Lande auffallend von einander unterschieden; sondern von der zweiten Klasse. Man sagt, die Leute aus Braga zeichneten sich in Coimbra immer durch ihre guten Anlagen und ihren guten Fleiß vor den übrigen Studenten aus, und sie tragen gewöhnlich alle Ehren davon. Wir haben zwei Bildhauer in unserer Stadt, deren jugendliche Werke Aus-

gezeichnetes versprechen; aber es fehlt ihnen leider an Modellen und die Kosten einer Reise nach Italien sind zu bedeutend."

„Dann sollte man sie auf Kosten der Stadt reisen lassen," rief ich; „sie werden ihr dafür Ehre einbringen."

„O, Senhor, Sie wissen nicht, was städtische Behörden sind," erwiderte er und schüttelte lächelnd den Kopf. „Hören Sie jenes Pianoforte?" fuhr er fort. „Nun, die Mädchen, die es spielen, sind die Töchter meines Schneiders; sie spielen sehr gut, wie viele ihres Standes." — Ich mußte das zugeben und auch ihr Instrument war von sehr gutem Tone. — „Ich weiß nicht, ob jenes Pianoforte in Braga gefertigt ist," fuhr er fort; „aber ein hiesiges Stadtkind hat mehre treffliche Instrumente gebaut. Er hatte sich selbst ausgebildet und brachte nach einem einzigen Muster und durch verschiedene geistreiche Erfindungen sein Werk zu Stande. Wir haben auch Maler von bedeutendem Talent, aber was läßt sich erwarten, wenn sie nicht die Werke der großen Meister vor sich haben?"

Einige unserer Reisegefährten wollten am nächsten Morgen ihre Reise über Ponta de Lima und Viana ausdehnen, während ich genöthigt war, auf geradem Wege nach Oporto zurückzukehren.

Die Verbesserung der Landstraßen war ein immer wiederkehrender Gegenstand des Gesprächs zwischen mir und allen Leuten, mit welchen ich zusammenkam, und jeder

stimmte bei, daß sie eine wesentliche Bedingung der Wohlfahrt des Landes sei. Mein Rath, den ich ihnen zu geben wagte, war folgender: „Wendet all eure Kräfte auf diesen Punkt. Baut nicht eher ein Haus, legt nicht eher öffentliche Gärten und Spatziergänge an, kauft euch nicht Wagen und Pferde oder schöne Kleider, so lange ihr nicht gut abgegrabene und macadamisirte Wege zwischen allen bedeutenderen Städten und durch die fruchtbarsten Distrikte angelegt habt. Wege sind eure Hilfsmittel des Handels; und so wie ein Zimmermann, wäre er auch noch so geschickt, mit stumpfem Werkzeuge keine gute Arbeit zu Stande bringt, eben so wenig dürft auch ihr, trotz der Fruchtbarkeit eurer Provinz, auf Reichthum hoffen, wenn ihr euern Erzeugnissen keinen Ausgang verschafft. Vor den Bewohnern jeder anderen Provinz dieses Landes habt gerade ihr die meiste Veranlassung, mit England in Handelsverkehr zu treten. Es wird euch eure Früchte, euer Oel, euren Wein und fast all eure Erzeugnisse abnehmen. Die Entfernung nach dem Meere ist unbedeutend, und wenn die Wege gut sind und ihr den Ueberschuß eures Districtes mit geringen Kosten dorthin schaffen könnt, so müßt ihr reich werden, und dann mögt ihr Paläste bauen, öffentliche Lustörter anlegen, schöne Pferde und Wagen halten; ja dann wird eure Provinz wieder werden, was sie zur Zeit der Römer war — der Garten der Welt; und auch der Cavado wird mit Recht seinen alten Namen — der Fluß der Ver-

gessenheit — wieder erlangen, denn alle, die zu euch kommen, werden frühere Bande vergessen und sich nicht wieder losreißen können von den Reizen, die ihr ihnen bietet.“

Wir verließen Braga um neun Uhr. Der Weg ist auf eine Strecke ziemlich breit und war einst gut, ist aber gänzlich zerstört worden, obgleich er leichter wieder herzustellen sein wird, als einige andere, die wir nachher zu überwinden hatten. Die Gegend war lieblich und bestand aus üppigen Thälern und bewaldeten Bergen. In einem Fichtenhain an einem Berghange wurde eben ein Viehmarkt gehalten und in den errichteten Buden bot man Kuchen, etwas Töpferwaare und grobe Zeuche feil, während die Weinfässer gleich auf ihren Wagen angezapft wurden.

Auf dem Gipfel eines Berges mit einer trefflichen Aussicht ritten wir an einer bedeutenden Kirche vorüber, die auf einem freien von Bäumen umgebenen Platze steht. Unter den Bäumen bemerkten wir gegen ein Dutzend große, weiß angestrichene Erhöhungen, die wie riesenhafte Ameisenhaufen aussahen, und erfuhren auf unsre Nachfrage, daß es Backöfen wären, in welchen sich bei der großen Romaria, die alljährlich hier gefeiert würde, die Leute ihr Brod backen könnten, weil sie oft mehre Tage hier zubrächten.

Auf halbem Wege von Braga nach Oporto gelangten wir in die Stadt Villa Nova de Familição, der

einzige Ort von einiger Bedeutung auf der ganzen Strecke. Er enthält ein Gefängniß, einen Praça, zwei bis drei Straßen und ein freundliches Estalagem. Wir machten hier Mittag und verweilten einige Stunden, bis die größte Hitze vorüber war. Ich war meinen Freunden wieder vorausgeeilt, und nachdem ich die neue Straße erreicht hatte, an welcher rüstig gearbeitet wurde, brachte mich ein gemächlicher Trab vor Anbruch der Dunkelheit nach Oporto. So endigte einer der angenehmsten Ausflüge, die ich je unternommen habe, und nach dieser kleinen Unterbrechung will ich meine Schilderungen von Oporto und seiner Umgegend wieder aufnehmen.

XI.

Rückblick auf das Mönchsleben in Portugal. Unbeliebtheit der Mönche. Politische Reden. Oporto's Kirchen und Klöster. Verschiedene Mönchsorden und Brüderschaften. Gewissenlosigkeit eines Carmeliter-Priors. Die Brandverschwörung gegen die Constitutionellen. Die Kathedrale. Nossa Senhora da Lapa. Alte Kirche Cedofeita.

Vor der Belagerung Oporto's gab es hier und in Villa Nova nicht weniger als vierundzwanzig klösterliche Anstalten, obgleich sie hier nie in jener reichen Fülle geblüht haben, wie in anderen Theilen des Landes. Jede Stadt, ja fast jedes Dorf in der Nachbarschaft hatte wenigstens ein Kloster, und wo sind sie jetzt, nachdem kaum vierzehn Jahre seit jener Zeit verstrichen sind, wo sie in vollkommener Sicherheit nicht im Entferntesten an ihren Untergang dachten? Die einst vesten und stolzen Gebäude der Mönche sind geschwärzte Steinmassen oder verlassene Trümmer geworden, und in ihren weiten Hallen, die einst widerhallten von dem Gelächter schmausender Mönche, flattert jetzt die kreischende Eule und die dunkelsüchtige Fledermaus.

Und fragt man nach den ehemaligen Bewohnern — wer wüßte wohl, was aus ihnen geworden ist? Sie darben als Landstreicher und Verbannte, wo sie einst in Ueberfluß schwelgten, oder plündern als Straßenräuber, wo sie noch vor Kurzem die gebenden Herren waren. Viele sind bereits dem Elend erlegen, worein man sie verstoßen hat, und andere leben noch in den Häusern ihrer frommen und mildthätigen Anhänger, die vielleicht selber nur mit Wenigem ihr Dasein fristen.

Freut es mich, daß es so ist? Nein, wahrhaftig nicht. Es freut mich, daß tyrannischer Aberglaube und grober Betrug, daß Einrichtungen, die mehr Irrthümer und Mißbräuche hatten als irgend welche, die je ein Volk bedrückten, einen Streich erhalten haben, von welchem sie sich nicht wieder erholen können; aber wer wollte es nicht bedauern, daß Männer, worunter gewiß viele schuldlose und tugendhafte waren, in ihren alten Tagen ihre Heimath verlassen und wie Ausgestoßene durch die Welt wandern mußten. Dennoch aber glaube ich, daß es kein anderes wirksames Mittel gab, als Wurzel und Zweige des schädlichen Baumes, der das Land überdeckte, abzuschlagen; denn wäre nur ein einziger Keim zurückgeblieben, so würde er, wie die hundertköpfige Hydra, aufs neue gewachsen sein und mit zehnfacher Kraft geblüht haben. Ja, mich dauern die unglücklichen Mönche, indem ich durch die Behausungen wandere, die nichts mehr von ihnen wissen, und beklage als Maler

und Dichter den Verlust von vielem, was es Romantisches und Malerisches im Lande gab. Man sieht sie nicht mehr wie ehemals in allen Theilen der Stadt mit ihren Glatzen, ihren groben weiten Gewändern mit den zurückgeworfenen Kapuzen, ihren Strickgürteln und Sandalen, oder in Bezug auf die würdevolleren „Cruzes“ mit ungeheuren Hüten, glatten Gesichtern, dunklen wehenden Gewändern und auf ihren trippelnden Maulthieren reitend.

Jetzt erscheinen sie nur noch in einer seltsamen weltlichen Tracht, und ich habe einen mir bekannten Mönch als einen sehr lustigen Patron in Stulpenstiefeln und Lederhosen, in bunter Weste und grünem Rocke, mit liederlich auf einer Seite sitzendem Hute und dem stutzerartigsten Halstuch stolziren sehen. Es war dies zu einer Zeit, wo er, sobald ihn der Pöbel erkannt hätte, in Gefahr gekommen wäre, beschimpft, ja wohl gar thätlich gemißhandelt zu werden. Ich erinnere mich, kurz vorher, während der Revolution einen Freiwilligen damit prahlen gehört zu haben, wie viel Mönche er in dem Kriege erschossen hätte, und an demselben Tage waren seine Hände noch von dem Blute eines anderen gefärbt. Er mochte die Wahrheit gesagt haben oder nicht — denn er war ein „Valenton, ein roher Braggadocio — so viel ist gewiß, daß seine Zuhörer ihm Beifall schenkten, und dadurch zur Genüge ihre Erbitterung gegen die Mönche zu erkennen gaben, die ihnen vor Kurzem noch für heilige Männer gegolten hatten.

Es ist kein Wunder, wenn Oporto's Einwohner solche Gefühle hegten; denn bei jedem Angriff auf die Stadt sahen sie die Mönche in ihren Kutten und mit Crucifixen in der Hand in den vordersten Reihen des Feindes. Aber obgleich die größere Zahl auf Dom Miguel's Seite trat, so gab es doch auch viele von liberalen Grundsätzen, welche sich der constitutionellen Partei anschlossen und mit der Feder und dem Schwerte ihre Anhänglichkeit bewiesen.

Ich habe eine merkwürdige Predigt vor mir liegen, die ein Vertheidiger des Absolutismus, Fra José de Lima, über Dom Miguel's glückliche Rückkehr in sein Land am 28. Febr. 1828 in Oporto gehalten hat. In der Anrede, womit er diese gedruckte Predigt dem Prinzen übergibt, erklärt er, daß er nicht blos dieses Werk, sondern auch sein Leben darbiete, um die Unschuld seiner königlichen Hohei zu vertheidigen. Die geschickte Rede selbst hat keinen andern Zweck, als Don Miguel's Unschuld und sein Recht auf den Thron zu beweisen, so wie das Volk gegen all' seine Gegner aufzureizen. Sie vergleicht jenen Prinzen mit Rahel's unschuldigem Sohn — dem jungen Joseph — und seine Feinde mit Jacobs übrigen Söhnen, die ihren Bruder aus Neid über seine Vorzüge nach Aegypten verhandelten. Aber ich habe auch noch eine andere Predigt, die ein Priester der liberalen Partei über die Einsetzung der Constitution von 1820 in der Kathedrale von Oporto hielt. Der Text ist gut gewählt: „Unsre Erde ist mit Ruhm bedeckt, denn Ge-

rechtigkeit und Friede haben einander geküßt.“ Er beweis't mit vieler Fähigkeit, daß repräsentative Regierungen vor Gott die wohlgefälligsten wären, denn Christus selbst hätte eine solche eingesetzt. „Ja, meine Brüder,“ fährt er fort, „in Christi Kirche gibt es keine unumschränkte Alleinherrschaft, die Regierung, die er einsetzte und seinen Aposteln übergab, war eine repräsentative und ihr allein müssen wir folgen.“

Wer das Land vor einigen Jahren gesehen hat, und auf seiner Reise an den gastlichen Tafeln der Mönche immer ein herzliches Willkommen fand, wird sie sehr vermissen, und wer sie noch sehen will, wie sie in alten Romanen beschrieben werden, muß nach Italien gehen, wo allein noch der Mönch mit Sandalen und Kapuze, wie wir uns ihn denken, zu finden ist. Aber auch dort, glaube ich, werden sie in einigen Jahren vertrieben werden, und die Geschichte wird sie als eine Volksklasse kennen, die nicht mehr vorhanden ist. Der portugiesische Mönch war ein ganz anderes Wesen als der rachgierige und heftige Italiener oder der finstere Spanier. Er theilte den Charakter seines Landes; er war nicht so glänzend gebildet; er hatte seinen Stolz und seine Leidenschaft; aber dann war er wieder ein ganz gutmüthiges, lustiges und lachendes Geschöpf, das Unterhaltung, eine spaßhafte Geschichte und einen guten Tisch liebte, und wenn er auch der Sache des Glaubens nicht eben viel nützen mochte, so glaube ich doch daß er sich nicht so vieler Sünden schuldig gemacht hat, als seine halsstarrigen Brüder in andern Ländern.

Sie waren nicht tadellos, das ist keine Frage, und obgleich man sie mit vollem Rechte Faulenzer nannte, so habe ich doch die würdigen Brüder mit all' ihren Fehlern recht lieb gehabt. Sie haben eine interessante Seite in der Geschichte des Menschengeschlechts gefüllt, und schwimmen jetzt auf dem Strome der Zeit hinunter, wie viele andere wunderliche Dinge, die ihre Rollen in der Welt zu Ende gespielt haben. Pax vobiscum! Fra Antonio, Fra Jozé und Fra Manoel, denn dieser christliche Gruß kommt nun nicht mehr über eure Lippen, wenn ihr in den stolzen Palast oder in die niedrige Hütte tretet. Adeos, meus amigos! Lebt wohl, meine Freunde, adeos!

Eines der größten und reichsten Klöster war das Kloster der Serra, so genannt, weil es auf dem Gipfel einiger hohen Klippen auf dem südlichen Dourouser steht. Es enthielt achtundzwanzig Mönche, Domherrn aus dem Orden des heiligen Augustin, „Frades Cruzes" genannt, unter welche nur Männer von edler Abkunft aufgenommen wurden. Die Mönche erschienen auf den Straßen, einem Gesetze ihres Ordens zufolge, immer nur auf Maulthieren und spielten in ihren feinen Kutten, die sie mit einer gewissen Art zu tragen wußten, die geistlichen Stutzer der Stadt. Obgleich nicht eben ihrer tiefen Kenntnisse oder außerordentlichen Talente wegen berühmt, suchten sie dennoch in der Unterhaltung zu glänzen und fanden besonderes Vergnügen daran, an der übrigen Welt ihren Witz zu üben.

Die Kirche des Serraklosters ist ein rundes vestes Gebäude mit einem Kuppeldache, und nach dem Muster der „Santa Maria di Roma“ erbaut, und war einst reich verziert. Die Kreuzgänge sind von gleicher Gestalt, und die Schlafsäle befinden sich unter dem Dache eines niedrigen Gebäudes von bedeutender Länge nach Osten hin. Die Gärten waren groß, reich an Terrassen, Statuen, Fischteichen, Blumenbeeten und von Bäumen umgeben. Eine hohe Wasserleitung von bedeutender Ausdehnung und auf Bogen ruhend, führte aus den benachbarten Gebirgen das reinste Wasser zu. Wahrhaftig, die Mönche genossen alle Annehmlichkeiten des Lebens und nur wenig von seinen Beschwerden; sie aßen, tranken und wurden fett — so fett, daß es wirklich ein Vergnügen war, drei bis vier von ihnen Arm in Arm auf den Terrassen wandeln zu sehen, denn ihre Wege waren zu diesem Zwecke ziemlich breit angelegt worden. Man sah es an den stattlichen und würdigen Gestalten mit ihren, wie bauchige und windvolle Segel ausgefüllten Gewändern, daß die Speise, die sie verzehrt, und der Wein, den sie getrunken hatten, ihnen wahrhaft zuträglich gewesen waren, und sie bildeten einen erfreulichen Gegensatz zu jenen undankbaren Wesen, die ungeheuer essen und dennoch nimmer fetter werden.

Das Jahr, das Portugal die Freiheit gab, brachte diesen achtbaren Herren den Untergang.

Es verging einige Zeit nach dem Einzuge Dom Pedro's

und seines kleinen Heeres in Oporto, ehe auf ernstliches Anrathen der Obersten Hare und Badcock die Serra als militärischer Posten besetzt wurde, und es zog nun, wie einst der unglückliche Babadil aus seiner geliebten Alhambra, der letzte Bruder seufzend aus der Klosterpforte, um niemals wieder zu kehren! Die Bäume des umliegenden Waldes wurden unbarmherzig niedergehauen, um Palissaden daraus zu machen, und damit der Feind nicht hinter ihnen Schutz finde; die Mauern wurden abgetragen und an die Stelle der breiten Terrassen, der anmuthigen Gänge, der Teiche und Blumenbeete traten rauhe Verschanzungen.

Die eifrigen Versuche der Migueliſten, die Serra zu erobern, beweisen zur Genüge, für wie wichtig ihnen dieser Punkt als militärische Stellung galt, und wäre ihnen die Einnahme gelungen, so wäre der Fall der Stadt, die vom Kloster aus vollkommen beherrscht wird, unvermeidlich gewesen. Es wurde aufs tapferste von dem Obersten Torres und dem Major Bravo vertheidigt, welche die Freiwilligen der Königin befehligten und bei wichtigen Unternehmungen durch Truppen aus der Stadt unterstützt wurden. Beim ersten Sturm gelang es dem Feinde, die Dreschtenne des Oekonomiehofes auf der Ostseite des Klosters zu erobern, aber ein verzweifelter Angriff des Befehlshabers und seines Lieutenants trieb sie wieder zurück. Hierauf wurden die Verschanzungen verstärkt und nie wieder überschritten.

Der Ort liegt jetzt öde und verwüstet. Die Kirche

wurde so heftig beschossen, daß kein Theil unverletzt geblieben ist, und in dem Kuppeldache hat die Ladung einer ungeheuern Kanone, João Paolo genannt, eine große Oeffnung gebrochen. Die Mauern sind zertrümmert und die Schlafsäle, die geräumigen Gänge, die Speisezimmer und die Küche sind allen Regengüssen geöffnet. Man führt die neue Straße nach Lissabon, die in schnellem Fortschreiten begriffen ist, mit allmäliger Steigung unter der Serra hin und ich hoffe dann an die Stelle dieser Ruine ein nützliches und zierendes Gebäude treten zu sehen.

Die meisten anderen Klöster in Oporto sind entweder niedergerissen oder zu irgend einer nützlichen Bestimmung verwendet worden. Der größere Theil des Klosters St. Domingos, das älteste der Stadt, ist zerstört worden und es führt jetzt eine breite Straße vom Fuße des Bello Monte über die Stelle, wo es gestanden, nach der Rua Nova. Was von ihm noch übrig geblieben, wird als Bank und Vorrathshaus benutzt. Seine Mönche waren standhafte Vertheidiger des Absolutismus, besonders aber wegen der Gewölbe verhaßt und gefürchtet, welche angeblich unter ihrem Kloster sich befanden und für die Inquisition bestimmt waren, um deren Wiederherstellung sie sich eifrig bemühten. Das Kloster St. Domingos wurde im Jahre 1239 gestiftet und zählte vierzig Ordensbrüder.

Am Fuße der neuen Straße steht das ehemalige, im J. 1241 gegründete Kloster St. Franzisco, das achtzig

bettelnde Barfüßer enthielt. Es wurde während der Belagerung durch Feuer fast völlig zerstört, wird aber jetzt mit bedeutenden Veränderungen zu einer Börse umgeschaffen. Die Kirche St. Franzisco ist neuerlich wieder hergestellt worden und man hält jetzt wieder Gottesdienst darin. Das Dachgewölbe ist reich mit Bildwerk verziert und mit Vergoldung bedeckt und deshalb schon eines Besuches werth.

Das von vierzig Benedictiner-Mönchen bewohnte Kloster St. Bento war unbedingt das schönste der Stadt. Es steht beim Gefängniß und dient jetzt als Kaserne, obgleich in der dazu gehörigen Kirche noch immer Messe mit militairischer Musik gelesen wird. Es soll auf der Stelle einer Synagoge erbaut sein, welche von derselben Glaubenswuth zerstört wurde, die Tausende jener nützlichen und unternehmenden Einwohner aus dem Lande trieb. Folgende lateinische Verse über dem Eingang deuten darauf hin: —

„Quae fuerat sedes tenebrarum est regia solis,
Expulsis tenebris Sol Benedictus ovat.“

Das Kloster St. Antonio da Porta dos Carros enthielt funfzig Mönche und in seinen Hallen wurden Vorlesungen über Rhetorik, Philosophie und Theologie gehalten; aber was mehr werth war als alle menschliche Gelehrsamkeit, die der Weiseste nur als Eitelkeit betrachten muß, die Kirche besaß außer verschiedenen anderen kostbaren Reliquien die Asche des heiligen Severino, des hei-

ligen Eugenio und des heiligen Märtyrers St. Clement in drei verschiedenen Urnen. Es ist rein unmöglich, die Wunder zu beschreiben, welche durch diese unschätzbaren Ueberreste bewirkt wurden. Ich muß aufrichtig gestehen, daß ich in ihrer Geschichte nicht recht zu Hause bin, und eben so wenig kann ich mit Gewißheit behaupten, daß die Mönche, als sie die Flucht ergriffen, sie nicht mitnahmen. Sie wollten solche kostbare Reliquien um keinen Preis zurücklassen — denn die Urnen waren von Silber.

Außerdem gab es noch viele andere Mönchsklöster, zwölf im Ganzen, und wenn wir annehmen, daß jedes funfzig Professen zählte, dann ist Oporto allein mit sechshundert Ordensbrüdern und zweimal so vielen Laienbrüdern und Dienern bevölkert gewesen. Also zwölfhundert völlig nutzlose Glieder der Gesellschaft! Und ich glaube, das steht noch tief unter dem richtigen Anschlag.

Eben so groß war die Zahl der Nonnenklöster, wovon einige noch bestehen, andere, wie das Kloster Monchique am Flusse, in militairische Vorrathshäuser umgewandelt sind. Das Kloster Monchique wurde im Jahre 1575 von Donna Beatriz Vilhena gestiftet, die nach dem Tode ihres Mannes als kinderlose Witwe den Schleier nahm und aus ihrem Hause ein Kloster machte. Es wurde der Madre de Deos, der Mutter Gottes, gewidmet. Das Kloster Santa Clara, auf einer den Fluß überschauenden Höhe, war das reichste, größte und älteste in der Stadt und zählte drei

hundert Bewohner. Wie es bei allen Klöstern dieses Namens Regel gewesen zu sein scheint, wurden hier nur Töchter aus adeligen Familien aufgenommen. Sie gehörten zu dem strengen Franziscanerorden, und die kleine Anzahl, die von ihnen noch übrig ist, um hinter jenen Mauern ein trauriges Dasein auszuleben, schmilzt immer mehr zusammen. Dem Himmel sei Dank, es gibt keine jungen frischen Gesichter darunter, daß man ihnen Gesellschaft leisten könnte. Die Kirche ist reich vergoldet und enthielt einst viele kostbare Verzierungen, die aber längst verschwunden sind. Der Garten wird von der alten Stadtmauer umschlossen, und ich habe bereits früher bemerkt, daß einer ihrer Thürme den Nonnen als Sommerhaus dient, wo sie die lieblichste Aussicht auf den Strom, aufwärts und abwärts, genießen.

Das Kloster Ave Maria, gewöhnlich St. Bento genannt, am Ende der Rua das Flores, ist noch immer von einigen bejahrten Nonnen bewohnt, die wegen des köstlichen Eingemachten, das sie bereiten, und ebenso wegen der Größe ihres Klosters und des Reichthums ihrer Kirche berühmt sind. Es wurde im Jahre 1580 vom König Dom Manoel gestiftet.

Ohne noch mehr aufzuzählen, muß es zu seiner Zeit in Oporto eben so viele Nonnen als Mönche gegeben haben.

Die Finanzen fast aller Nonnenklöster in Portugal sind im beklagenswerthesten Zustande, und ich hörte vor einiger

Zeit von verschiedenen, deren unglückliche Bewohnerinnen dem Hungertode nahe waren, da all ihre Unterstützungen nicht bezahlt und all ihre Einkünfte ihnen entzogen wurden.

Die verschiedenen Mönchsorden ließen sich durch gewisse Eigenthümlichkeiten von einander unterscheiden. Die Cruzes, die Domherrn von St. Augustin, habe ich als reich und aristokratisch bezeichnet, obgleich ihre innere Verfassung auf republikanischen Grundsätzen beruhte. In Gesellschaft die gewandtesten, waren sie nichts weniger als gelehrt, und obgleich keine gemeinen Bösewichte, wurden sie doch von Ehemännern, die zur Eifersucht geneigt waren, als Gesellschafter ihrer Frauen nicht eben gern gesehen.

Die Benedictiner stellten dagegen die Ausbildung des Geistes über die Befriedigung der Sinne. Man sah es an ihren ausgemergelten Gestalten und in dem strengfrommen Schnitt ihrer Gesichter, daß sie nach ihren Satzungen lebten, und der feurige durchdringende Blick ihrer Augen bewies, daß sie in dem Inneren derjenigen, mit welchen sie umgingen, zu lesen verstanden. Ueberdies waren sie so reich, daß sie nicht, um ihre Einkünfte zu vermehren, zu niedrigen Kunstgriffen ihre Zuflucht zu nehmen brauchten, und standen deshalb in höherem Ansehn, als irgend ein anderer Orden.

Die Loyos, deren es nur wenige gab, waren reich. Sie trugen ihr blaues Gewand auf sehr geschmackvolle Art

und bestrebten sich beständig, zu den Aristokraten des Mönchthums gerechnet zu werden.

Die Congregados waren, wie die Benedictiner, hochgebildete Leute, konnten aber lange Zeit kein rechtes Vertrauen gewinnen, weil sie sich in ihrem System den Jesuiten näherten, die seit ihrer Verbannung durch Pombal von den Portugiesen glühend gehaßt wurden. Das ehemalige Collegium dieses Ordens liegt in der Nähe der Kathedrale und die dazu gehörige Kirche ist eine der schönsten Oporto's.

Die Franziscaner waren Bettelmönche, und in diesem Beruf eben so eifrig als dreist. Sie waren ziemlich gut unterrichtet und liebten eine lustige Unterhaltung, wodurch sie, von der überzeugendsten Beredtsamkeit unterstützt, überflüssige Vorräthe von allen Gütern dieser Welt zu sammeln wußten.

Die Bernhardiner waren die anerkannten Narren der Mönchzunft, und obgleich unläugbar schwach, unwissend und thörig, fanden sie doch durch ihren Reichthum in allen Gesellschaften Zutritt und waren immer bereit, hier die Zielscheibe des Witzes abzugeben.

Dann kamen die Kapuziner, der ärmste Orden, gewöhnlich gemeine Lumpenkerle mit verdächtigen Neigungen, die mit Zaubermitteln und Reliquien handelten, d. h. Schweineknochen reinschabten und sie an die From-

men und Gläubigen als die Gebeine irgend eines Heiligen absetzten.

Der verhaßteste Orden in Oporto aber waren die Carmeliter, und ich will den Vorfall erzählen, der sie in so üblen Ruf brachte. Sie waren Bettler und trugen ein dunkles Gewand, eine schwarzbraune Kapuze und Sandalen an den Füßen. Ihr äußerst bigotter Orden spielte beständig seine Ränke, um in Familien sich Vortheile zu erringen, und war in der Wahl der Mittel nicht eben sehr gewissenhaft. Das Kloster ist jetzt eine Kaserne der Municipalgarde geworden, und somit von weit nützlicheren Gliedern der Gesellschaft bewohnt, und die Kirche ist die besuchteste in der Stadt.

Der folgende Bericht ist so gut verbürgt, daß ich in seine Wahrheit nicht den mindesten Zweifel setze, und er zeigt den Charakter jener Männer in seinem wahren Lichte. Als im Jahre 1812 Oporto von einer bedeutenden Truppenmasse besetzt war, wurde ein portugiesisches Regiment in das Carmeliterkloster gelegt. Lord Beresford hatte die strengste Disziplin im Heere eingeführt, dennoch aber erschien nach kurzer Zeit der Prior des Klosters vor dem General und klagte mit Entrüstung, daß einige Soldaten in seiner Kirche einen schändlichen Frevel verübt hätten, denn es sei der größte Theil des kostbarsten Gold- und Silberschmucks gestohlen worden. Um solchen Vergehungen Schranken zu setzen, war der General entschlossen, ein

abschreckendes Beispiel aufzustellen; er ließ daher das Regiment herausrufen und verlangte augenblickliche Auslieferung der Verbrecher, bei Strafe, die Mannschaften, die im Kloster gelegen hatten, dezimiren zu lassen. Die Soldaten betheuerten, daß sie unschuldig wären und keinen entdecken könnten, der das Verbrechen begangen hätte; aber der General war unerbittlich; die frommen und gastfreien Mönche mußten beschützt werden und es sollten wirklich mehre unglückliche Soldaten am nächsten Tage den Tod erleiden. Am Abend, als der General allein saß, ließ ihn ein Mönch in einer wichtigen Angelegenheit um Gehör bitten. Der General befahl den Fremden hereinzulassen und es erschien ein junger Laienbruder der barfüßigen Carmeliter. Er bat den General mit ängstlicher Stimme, ihn nicht zu verrathen; er sei nur mit Mühe aus dem Kloster entkommen, sagte er, denn sein Gewissen erlaube ihm nicht, selbst wenn es ihm das Leben kosten sollte, einen schändlichen Mord geschehen zu lassen, den er verhindern könnte; und erklärte dann feierlich, die Soldaten wären unschuldig an dem Verbrechen, das man ihnen zur Last legte, denn der Prior, der sich von der Einquartirung befreien wolle, habe die Schätze selber weggenommen und sie in der Geldkiste des Klosters verborgen; dort würde man sie finden, wenn man nachsuchen wollte. Der General versprach, den jungen Mönch nicht zu verrathen, und

drang zu gleicher Zeit in ihn, so schnell als möglich in sein Kloster zurückzukehren.

Am nächsten Morgen wurde der Prior durch einen Besuch von dem Obersten des Regiments und einigen Civilbeamten überrascht, die den Schatz des Klosters zu sehen wünschten — eine Gunst, die er ihnen unmöglich verweigern konnte, und hier fand man natürlich das vermißte Eigenthum. Der Prior zeigte sich eben so erstaunt als alle übrigen und versicherte standhaft, ihr Schutzheiliger hätte zu Gunsten des Klosters ein Wunder gethan und die heiligen Becher und Juwelen aus den Händen der frevelhaften Räuber hierher versetzt. Seine Auslegung wurde von allen geistlichen Behörden des Landes als glaubwürdig erkannt und so entging er der Strafe; der General aber ließ sich durch diese geschickte Erklärung des Vorfalls nicht abhalten, das Kloster mit einer noch zweimal so starken Einquartirung zu belegen; und die verurtheilten Soldaten wurden natürlich wieder in Freiheit gesetzt. So lange als das Heer in Oporto war, kam der gewissenhafte junge Mönch mehre Mal zum Vorschein, um dem General zu zeigen, daß er nicht entdeckt worden sei; endlich aber verschwand er, ohne daß man seinetwegen Nachforschungen anstellte.

Es vergingen Jahre, der Prior wurde alt, es keimten neue Ideen und neue Wünsche auf, Freiheit fing über dem Lande zu tagen an und endlich kam die Revolution von

1820 zum Ausbruch. Zu dieser Zeit war es, wo Portugals Klöster den ersten Streich erhielten.

Wie vor acht Jahren ein Laienbruder des Carmeliter-Klosters zu dem General gekommen war, so erschien jetzt wieder einer vor dem Gouverneur der Stadt. Er sagte, er sei der Gärtner und wäre bei seiner Beschäftigung durch Seufzer, die aus der Erde zu kommen schienen, nach einer gewissen Stelle gelockt worden, wo er bei genauerer Nachforschung entdeckt habe, daß sie aus einem unterirdischen Gewölbe des Klosters kämen, und nachdem er Mittel gefunden, mit dem Klagenden sich in Verbindung zu setzen, habe er erfahren, daß es derselbe Laienbruder sei, der den heiligen Betrug des Priors verrathen hätte. Augenblicklich begab sich der oberste Polizei-Beamte mit einer zahlreichen Begleitung nach dem vom Gärtner angezeigten Orte, und die Kerkerthüre sprengend, fanden sie ein ausgemergeltes, in Lumpen gehülltes Geschöpf mit langem, bis über die Brust herabfallenden Barte und wildem verfitzten Haar.

Der Unglückliche erzählte hierauf den ganzen Vorfall und wurde in einer Sänfte in Sicherheit gebracht, während der ehrliche Gärtner sich wohl hütete, den frommen Brüdern in die Hände zu fallen. Die Mönche selbst konnten, wie es scheint, nicht bestraft werden, wenigstens geschah es nicht; obgleich sie, nachdem die Geschichte in der Stadt bekannt geworden war, überall, wo sie sich zeigten,

verhöhnt wurden und Niemand in ihrer Kirche mehr zur Beichte gehen wollte.

Unter Miguel's Herrschaft erhielten sie bei seiner Partei ihren Einfluß wieder; sie waren der Schrecken der Constitutionellen, deren Bekenntnisse sie, wie man sagte, verriethen, und erst zwölf Jahre später wurden sie endlich — und ich glaube für immer — aus dem Lande gejagt.

Daß die Mönche für Dom Miguel's Sache fochten und verzweifelt fochten, ist erwiesen. Oberst Hodges sagt in seiner Beschreibung des Feldzugs in Portugal im J. 1832, indem er das erste Zusammentreffen zwischen den unter seinem Befehl stehenden Truppen und den Miguelisten schildert: „Unter den Todten auf Seiten der Miguelisten waren sieben Mönche. Diese thätigen Glieder der streitenden Kirche trugen Musketen in der Hand und waren gleicherweise mit Dolchen bewaffnet und mit Kriegsvorrath schwer beladen. Zwei dieser verblendeten Geschöpfe wurden durch meine Dazwischenkunft gerettet und zu Gefangenen gemacht; aber während sie in der Nachhut marschirten, suchten sie zu entfliehen und schossen verrätherisch auf unsere Soldaten. Sie wurden augenblicklich wieder eingefangen und auf der Stelle niedergeschossen."

Der tapfere Oberst erzählt noch einen anderen Vorfall, der in Bezug auf das Franziscaner-Kloster vollkommen wahr ist, obgleich er ihn dem Dominikaner-Kloster zuschreibt. Man hatte einen wahrhaft teuflischen Plan zum

Untergang des Kaisers entworfen und er berichtet darüber Folgendes: „Alle Klöster, in welchen die Truppen, von der Beschwerde der beiden mühevollen Tage erschöpft und daher in desto vesteren Schlaf versunken, einquartirt lagen, sollten gleichzeitig um zwei Uhr des Morgens in Brand gesteckt werden, und man sah voraus, der Kaiser würde sich mit seiner bekannten Thätigkeit unter die Menge mischen, um die Flammen bändigen zu helfen. Bei dieser Gelegenheit hoffte man ihn bequem ermorden zu können, und ein Kapuziner-Mönch, der als verwegener Bösewicht bekannt war, hatte es übernommen, diesen frommen Auftrag auszuführen. Glücklicherweise haben solche schändliche Plane, die von einer genauen Verbindung der Mittel abhängen, nur selten den gewünschten Ausgang. So war es auch mit diesem. Um ein Uhr am Morgen des fünfundzwanzigsten, also eine Stunde vor der bestimmten Zeit, stand das Franziscaner-Kloster, unmittelbar hinter der Rua Nova dos Inglezes in dem bevölkertsten Theile der Stadt, in Flammen. Das Feuer brach an drei verschiedenen Punkten aus, ehe die Leute die Gefahr gewahr wurden; aber die Sturmglocken und der allgemeine Aufruhr weckte sie aus ihrem Schlafe und sie entrannen, nur mit dem Verlust von drei Gefährten und den Fahnen des Regiments, glücklich dem Flammentode. Man erkannte augenblicklich, daß das Feuer angelegt war, und bemerkte, wie mitten in der Verwirrung drei Mönche vorsichtig aus

dem Kloster schlichen und sich unter die Menge zu mischen suchten. Sie wurden von den Soldaten ergriffen und einer von ihnen fiel sogleich als Opfer ihrer gerechten Rache; die anderen wurden gefangen gesetzt, aber, trotz der augenscheinlichsten Beweise ihrer Schuld, unverantwortlicher Weise niemals in Untersuchung gezogen. Die Soldaten waren kaum entkommen, als das Dach, kurze Zeit nach dem Ausbruch der Flammen, mit furchtbarem Getöse zusammenstürzte."

Ich habe dies nacherzählt, nicht um den Charakter der nun abgetretenen Brüderschaft anzuschwärzen, sondern um zu zeigen, daß die Constitutionellen gute Ursache hatten, mit ihnen ohne Schonung zu verfahren, sowie auch um zu beweisen, wie gefährlich es ist, in einem Staate eine Körperschaft bestehen zu lassen, die von dem Grundsatz ausgeht, daß ein guter Zweck ein verbrecherisches Mittel heilige.

Von den Nonnen will ich nicht viel sagen. Ich glaube, man hat mehr gegen sie gesündigt, als sie gesündigt haben. Es werden noch einige Jahre vergehen und dann sind auch sie verschwunden. Viele derselben sind edle Frauen von tadelloser Aufführung, die, wenn sie nicht aus religiöser Begeisterung den Schleier nahmen, ihre ihnen auferlegten Pflichten immer erfüllt und jederzeit Barmherzigkeit geübt haben, wenn sie auch nicht den Titel „Barmherzige Schwestern" führten.

Oporto ist voll von Kirchen, meist in dem eigenthümlichen portugiesischen Baustyl erbaut. Es sind umfangreiche, starke und großartige Gebäude, welchen aber, wie Murphy sagt, alles fehlt, was wissenschaftliche Baukunst ausmacht. Ihre Bauart steht zwischen der altdeutschen und toscanischen; das Material aber, woraus sie erbaut sind, ist ausgezeichnet und das Mauerwerk nicht ohne Verdienst.

Die Kathedrale ist von hohem Alter, denn sie wurde vom Grafen Heinrich, Alfonso's I. Vater, wieder hergestellt. Sie steht auf dem Gipfel eines Berges, zu welchem Stufen und ein gewundener Pfad hinanführen. Das Dach wird von röthlichen Säulen getragen, die ein höchst malerisches Ansehn haben. Die Weihwasserbecken am Eingang sind prächtig und die Kirche besitzt einen Silberschrein von bedeutendem Werthe. Neben ihr steht der bischöfliche Palast, dessen Vorhalle eine der schönsten im Lande und überaus reich verziert ist.

Nossa Senhora da Lapa ist eine von Oporto's schönsten Kirchen und auf ihrem hohen Standpunkt vom Meere aus sichtbar. Von einem breiten freien Platz vor ihr führt eine schöne Treppe zu ihrem Haupteingang; die Façade ist von schön behauenen Steinen und wird von korinthischen Säulen getragen. Das Innere ist einfach und geschmackvoll; es enthält in einem steinernen Sarkophag das Herz des heldenmüthigen Dom Pedro, das er der Stadt zum

Andenken an die Tapferkeit, womit ihre Einwohner für seine Tochter fochten, und in dem Vertrauen vermachte, daß es stets von freien Menschen umgeben sein würde. Alljährlich am 24. September, seinem Todestag, wird hier ein feierlicher Gottesdienst gehalten.

Die älteste Kirche in Oporto ist ein kleines gothisches Gebäude auf der Nordseite der Stadt, die Cedofeita genannt. Sie wurde im Jahre 559 von Theodomir, König der Sueven, gegründet, der mit seinem Sohne Ariamir zum Christenthum, der arianischen Kirche, überging und hier getauft wurde.

Die Veranlassung zu der Bekehrung des Königs war natürlich, wie die Geschichte erzählt, eine wunderbare. Er hatte eine sehr schöne Tochter, die von einer bösartigen Krankheit ergriffen wurde, und alle Kunst der Heilkundigen an seinem Hofe war nicht im Stande, sie wieder herzustellen. Zum Glück befand sich eben der heilige Martin, oder irgend ein anderer heiliger Vater der Kirche auf einer Bekehrungsreise und als er dieses Weges zog und von der Sache hörte, begab er sich in den Palast des Königs. Theodomiro hielt ihn für einen Jünger Aesculaps und befahl ihm, augenblicklich all seine Kunst zur Heilung der Kranken aufzubieten. „Ich wirke nicht durch solche Mittel, König,“ erwiderte der Heilige; „aber wenn meine Gebete und mein Fasten helfen können, soll es nicht daran fehlen.“ Die Gebete und Bußübungen des heiligen Mannes scheinen

aber nicht den erwünschten Erfolg gehabt zu haben, da es mit der Kranken beim Alten blieb, und so brachte er denn als letzte Rettung eine Pilgerfahrt nach Rom in Vorschlag. Der König selber war nicht im Stande, sie zu unternehmen, seine Tochter ließ sich ebenfalls nicht fortschaffen, aber er schickte in Gesellschaft des Heiligen einen Gesandten mit reichen Geschenken an den Papst. Kurze Zeit nach deren Abreise wurde das Mädchen, zum Erstaunen des ganzen Hofes, plötzlich von ihrer Krankheit befreit und man entdeckte später, daß dieses glückliche Ereigniß mit dem Tage zusammentraf, an welchem die Geschenke zu den Füßen seiner Heiligkeit niedergelegt wurden. Der König baute aus Dankbarkeit eine Kirche, die er in Bezug auf die freudige Begebenheit „Cedofeita" nannte, das heißt so viel wie schnell gethan, und von ihr hat eine ganze Kirchfahrt und eine der längsten Straßen in Oporto ihren Namen erhalten.

Der Thurm dieser Kirche ist von vestem Mauerwerk und wie das ganze Gebäude aus grauem Stein erbaut, mit zwei Glockenbogen an der Spitze. Auf dem Schlußstein des gewölbten Haupteinganges ist ein Lamm ausgehauen, an welchem man sehen kann, wie schlecht es damals noch in dem Lande mit den schönen Künsten stand.

Die 1748 erbaute Kirche der Clerigos hat den höchsten Thurm in Portugal, und unter demselben Dache befindet sich ein Hospital für arme Geistliche. Die Vorder-

seite, mit Treppen und Dockengeländern, würde von der Straße aus ein schönes Ansehn haben, wenn das Gebäude nicht gekrümmt und nach dem Thurme zugespitzt wäre.

Die Kirche Misericordia in der Rua das Flores ist ein prächtiges Gebäude, und die Anstalt, zu welcher sie gehört, die nützlichste und wohlthätigste der Stadt. An einem anderen Orte gebe ich einen ausführlichen Bericht über diese Gesellschaft der Barmherzigkeit.

Es würde ermüdend sein, dieses Kirchenverzeichniß noch weiter auszudehnen. Es giebt außerdem noch viele andere große Pfarrkirchen, und noch vor kurzer Zeit zählte man nicht weniger als noch achtzig andere, theils Klosterkirchen, theils Privatkapellen und einige unabhängige, so daß, wenn es den Einwohnern an Frömmigkeit fehlte, wenigstens nicht Mangel an Gotteshäusern Schuld daran war.

XII.

Straßenverbesserung in Oporto's Umgegend. St. João da Foz, ein beliebter Badeort. Matozinhos. Seine Kirche. Merkwürdige Sage von einem Crucifix. Mindello, Landungsplatz des Dom Pedro und seines Heeres. Villa do Conde. Quintas. Die Sardinhafischerei. Ein merkwürdiger Felsen. Die Minen von Valongo.

Es gibt in Oporto's Umgegend viele interessante Punkte und reizende Naturscenen, die aber seither nur mit Schwierigkeiten zu erreichen waren und daher nur wenig besucht worden sind. Jetzt aber ist es für diejenigen, die Portugal kannten, wie es war, eine wahre Freude, mit jeder Woche eine neue Oeffnung in das Innere eines der schönsten Länder der Erde, und wo seither nur die scharfen Räder schwerfälliger Karren ihre Furchen gruben, allmälig schöne breite Straßen entstehen zu sehen, auf welchen man ohne Gefahr in einer vierspännigen Kutsche in einer Stunde zwei Meilen zurücklegen kann.

Es war mein beständiges Vergnügen, jeden Tag nach einer anderen Richtung auszureiten, um zu sehen, was

das Werk für Fortschritte machte, und wenn ich ungefähr vierzehn Tage lang diese oder jene Landstraße nicht besucht hatte, konnte ich darauf rechnen, von einem neu eröffneten bezaubernden Anblick, einem Weg durch einen Fichtenwald, einem hohen Damm über einen Sumpf oder einem Durchstich überrascht zu werden. Man sieht offenbar, daß für Portugal ein neues Zeitalter begonnen hat, und Straßenbau ist die Tagesordnung. Ueberall, wohin diese unentbehrlichen Adern für den Umlauf der überflüssigen Erzeugnisse des Landes sich erstrecken, macht sich in dem Aeußeren der Menschen und ihrer Wohnungen ein unmittelbarer Fortschritt bemerkbar. Die Mauern sind frisch übertüncht und sauber gestreift, als wären sie aus viereckigen Steinblöcken erbaut, wie ich es in diesem Lande noch selten gesehen habe; die Thüren und Fenster sind grün angestrichen und hier und da auf der Vorderseite der Häuser hübsche Vorhallen angebaut, kurz, es geht eine vollkommene Umbildung vor. So erscheinen auch die Leute, die in der Nähe der neuen Straßen wohnen, thätiger und lebendiger. Sie schütteln allmälig ihre Vorurtheile ab, und nachdem sie die Wohlthat dieser ersten nothwendigen Verbesserung bereits kennen gelernt haben, fühlen sie kein Bedenken, noch andere anzunehmen. Im Anfang hatten die Leiter des Werkes nicht wenig Mühe, die beim Straßenbau beschäftigten Arbeiter zu veranlassen, statt der kleinen Körbe, worin sie seit undenklichen Zeiten Erde und Schutt auf

den Köpfen zu tragen gewohnt gewesen waren, Schubkarren zu benutzen; und jetzt sind diese nützlichen Fuhrwerke auf allen Wegen im Gange und werden zur Zeit im ganzen Lande gebräuchlich werden.

Von allen beliebten sommerlichen Sammelplätzen der Bewohner des nördlichen Portugals ist St. João da Foz an der Mündung des Douro der besuchteste. Er hat zwei große Vortheile, eine gute Straße von Oporto und eine bequeme Zufahrt auf dem Flusse. Während der Badezeit sind zwischen hier und Oporto zu allen Tagesstunden Omnibus unterwegs und auf dem Flusse bieten leichte Fahrzeuge eine angenehme und billige Reisegelegenheit.

St. João da Foz hat sich seit dem Bürgerkrieg bedeutend vergrößert und im Sommer leben hier viele englische und portugiesische Familien. Es sind viele neue und hübsche Häuser erbaut und andere verbessert und vergrößert worden, und wenn sie auch auf architektonische Regelmäßigkeit keinen Anspruch machen können, so haben sie doch in ihren verschiedenen Reihen am Eingang des Flusses mit der Veste auf der Vorderseite nach dem Berge hinauf und am Meeresufer ein freundliches Ansehn.

Foz rühmt sich eines Klubbhauses mit einer Terrasse am Gestade, mit Gesellschaftszimmern, wo Bälle gehalten werden, und einigen Billards, und hat sonach ohne Zweifel ein Recht, sich für einen ganz modischen Badeort zu halten. Das Hauptvergnügen aber ist das Baden, ein

öffentliches Geschäft, indem alle, ohne Unterschied des Standes, des Alters und des Geschlechtes zu gleicher Zeit in den salzigen Ocean tauchen. Es giebt zwei bis drei vom Meere bespülte Punkte mit klarem Sand und auf beiden Seiten von Felsen eingeschlossen, und hier ist ein förmliches Dorf von kleinen Zelten aufgeschlagen, die den Badenden beiderlei Geschlechts als Ankleidegemächer dienen. Von hier aus gehen sie, die Damen, gewöhnlich von starken Bademännern, und die Männer von Weibern begleitet ins Wasser, während die Felsen mit sitzenden oder stehenden Zuschauern besetzt sind und am Strande vor den Zelten auf einer Reihe von Stühlen schön geputzte Frauen sitzen. Der neueste weibliche Badeanzug ist nichts weniger als unanständig. Er besteht aus türkischen Beinkleidern, Sandalen und einem Hemd oder kurzem Oberkleid von blauem groben Stoffe, während einige ihr Haar ohne alle Hülle lassen, andere es mit einem Tuche verbunden haben und meist große goldene Ohrringe tragen. Die Kleidung der Männer ist großen Theils von derselben Farbe, gleichem Stoff und Zuschnitt, ausgenommen, daß der Rock etwas kürzer ist — ja, ich habe Jacken gesehen, die nicht bis an die Hosen reichten — und daß sie lange hangende Mützen von verschiedener, meist rother Farbe tragen.

Die Reihen weißer Zelte, die hübschen Mädchen in ihrer anmuthigen Kleidung, die Gruppen der Zuschauer, deren Jeder mit einem buntfarbigen Sonnenschirm geschützt

ist, und einige dreißig bis vierzig Frauen und Herren, dick und mager, groß und klein, alt und jung, die zusammen im Wasser plätschern, tauchen, lärmen und schreien, wenn die weißbekränzte Welle gegen sie heranzieht, und wovon einige zu schwimmen versuchen, andere aus Furcht, in das Meer hinausgetragen zu werden, sich an den Arm ihrer Begleiter klammern und wieder nach dem vesten Lande streben — dies Alles gibt ein höchst unterhaltendes und lebendiges Schauspiel. Hier hält ein altes Weib einen kleinen, jeder Hülle entledigten Cherub in die Höhe, um ihn nach Vorschrift so und so viel mal unterzutauchen, dort ermuthigt ein badendes Mädchen einen starken alten Herrn, sich ins Wasser zu wagen, nachdem man ihm die erste Taufe aus einem Basin über den Kopf gegossen hat, damit er sich nicht Schaden thue, wenn seine Füße ins Wasser kommen; zuweilen gehen drei bis vier junge Damen zusammen, zuweilen führt ein Herr ganz artig eine schöne Bekannte, alles aber bewegt sich in den Schranken des strengsten Anstandes, und so seltsam dieser Brauch anfänglich einem Fremden auch vorkommen mag, so ist er doch bald daran gewöhnt.

Doch die lustigsten Scenen haben aufgehört, um nimmer wieder zu kehren; ich spreche von der Zeit, wo die Mönche herabkamen, um zu baden. Vor einigen Jahren gab es einen ungeheuer dicken Klosterbruder, dem eine gewisse Anzahl Bäder zu einer bestimmten Stunde des Mor-

gens verordnet war, und man machte eine allgemeine Belustigung daraus, hinabzugehen und bei der Verrichtung dieser Ceremonie zugegen zu sein. Er war von zehn Personen begleitet; sechs Männer standen am Ufer und hielten Stricke, die an seinem Körper bevestigt waren — denn er hatte, seiner schwimmenden Eigenschaften sich bewußt, eine übertrieben fromme Angst, hinweggespült zu werden — und vier Weiber begleiteten ihn ins Wasser und ließen es sich, sobald sie ihn hinein gebracht hatten, in geziemender Sorge um seine Gesundheit redlich angelegen sein, daß seine Abwaschungen gehörig verrichtet wurden. Während die Männer die Stricke locker ließen, wurde er aufs unbarmherzigste getunkt und getaucht, indem sie mit den Händen seinen Kopf niederdrückten, wie die lustigen Weiber von Windsor, als sie Sir John Falstaff in den Wäschkorb packten. Er wagte keinen Widerstand, aus Furcht, sie möchten ihn seinem Schicksal überlassen, und wie er auch lärmen, schreien, beten und fluchen mochte, sie ließen ihn nicht eher wieder heraus, als bis er die vorgeschriebene Zahl von Eintauchungen überstanden hatte. Dann und wann, aber nur selten, wiederholt sich dieses Schauspiel mit einem dicken Handwerker oder Landpachter. Die englischen Frauen baden gewöhnlich für sich in einiger Entfernung von dem allgemeinen Gedränge, und eine Viertelstunde weiter, wo seit Kurzem ein Hafendamm sich ins Meer erstreckt, gibt es ein anderes freundliches Plätzchen,

wo alle Engländer sich versammeln, ohne jemals gestört zu werden.

Weiter nordwärts von Foz liegt auf einigen, von den Wellen bespülten Felsen ein kleines Fort, Castello do Queiro genannt, und während der Ebbe gelangt man durch einen Galopp von zehn Minuten über den glattesten harten Sand in die niedliche Stadt Matozinhos.

Gegen Ende des Sommers versammeln sich in Foz viele Landleute, um Bäder zu nehmen. Einigen ist eine gewisse Anzahl verordnet worden; aber die Zeit vergeht, der Kranke muß nach Hause — er hat dreißig Bäder zu nehmen, aber nur sechs Tage übrig; so vertheilt er sie gleichmäßig, nimmt jeden Tag fünf, und ist nicht wenig erstaunt, wenn es sich mit seinem Zustand nicht bessern will, und verzweifelt zu gleicher Zeit an der Kunst seines Arztes. Die Leute, die an den Ufern des Flusses wohnen, kommen in Booten herab, worin Hütten errichtet sind, und ich habe gesehen, wie aus einem solchen eine ganze Familie mit Sack und Pack zum Vorschein kam, um die erste beste Wohnung zu beziehen. Des Abends lustwandeln die Gäste entweder an den Ufern des Flusses oder auf einer Terrasse unter dem Leuchtthurm, oder sitzen auf den Felsen unmittelbar über dem Wasser. Das ist St. João da Foz, wo ich viele angenehme Tage verlebte.

Ungefähr eine Meile nördlich von Oporto liegen zwei anmuthige Orte, die durch einen kleinen, aber malerischen

Fluß getrennt sind, über welchen eine steinerne Brücke von vielen Bogen führt. Der nördlichste heißt Lessa, der andere Matozinhos. Sie sind zu groß, um für Dörfer zu gelten, und dennoch werden sie, so viel ich glaube, nicht als Städte betrachtet, obgleich sie eine Anzahl neuer und schöner und meist besserer Häuser, als die gewöhnlichen in Foz, enthalten. Während der Badezeit wohnen hier auf der einen oder anderen Seite des Flusses der britische Consul und mehre andere englische Familien, und da jetzt ein guter Weg von Oporto hierher führt, scheinen die beiden Orte St. João da Foz in der Gunst der feineren Welt verdrängen zu wollen. Man verdankt diese treffliche Verbindung mit Oporto dem unermüdlichen Eifer eines Senhor João Brito, der als Flüchtling vor Miguelistischer Tyrannei viele Jahre in England lebte. Er begann das Werk trotz allem Widerstand und den Behauptungen gewisser Leute, daß Macadam's System in Portugal nicht ausführbar sei, auf eigene Gefahr und eigene Kosten mit einigen Subscriptionen seiner näheren Freunde. Später traten noch andere bei und endlich leisteten ihm auch die Kirchspiele, welche der Weg berührte, einen saumseligen Beistand, nachdem sie die Vortheile seines Systems nicht mehr ableugnen konnten. Ihm gebührt gerechter Weise die nicht geringe Ehre, den ersten macadamisirten Weg im nördlichen Portugal vollendet zu haben.

Matozinhos besitzt eine große Kirche mit einem freien

Platz auf der Vorderseite, wo alljährlich eine große „Festa" gehalten wird, wie ich sie anderwärts bereits beschrieben habe. In der Mitte der Praça steht ein sonderbarer, wahrscheinlich nach einem maurischem Muster gebildeter Springbrunnen, von zierlicher muschelförmiger Gestalt, aber die Kirchenvorsteher haben ihn nach dem üblen Geschmack, der dieser Klasse in Portugal eigen ist, mit allerlei bunten Farben angestrichen. Die Senhora do Matozinhos ist eine so wichtige Kirche, daß ein großes Werk, worin eine Fülle von Gelehrsamkeit und Frömmigkeit entwickelt ist, sich ausschließend mit ihrer Beschreibung beschäftigt.

Sie enthält ein wunderthätiges Bild unseres Herrn, das eines Morgens nach einem Sturme ans Ufer schwamm und glücklicher Weise von einem Mönch entdeckt wurde. Er nahm es auf und augenblicklich erkennend, daß es von keiner sterblichen Hand geschaffen sei, trug er es mit großer Sorgfalt in die Kapelle, in welcher er das Amt eines Priesters versah und an deren Stelle nachher die jetzige schöne Kirche erbaut wurde. „Bedenkt!" ruft der würdige Chronist mit frommer Begeisterung. „Bedenkt, wie glücklich, wie geehrt unser kleiner Hafen ist, daß Gott, daß der Herr des Himmels uns eines Besuches würdigte!" Am Strande steht ein hübscher kleiner, „Unserem Herrn vom Sande" geweihter Tempel; er gehört meiner Meinung nach zum altdeutschen Baustyl und ist das einfachste Gebäude dieser Art, das ich in Portugal gesehen habe.

Hier war es, wo das wunderbare Bild gefunden wurde. Ein Freund von mir, ein gewisser Padre Manoel von Matozinhos, erzählt die Geschichte folgender Weise: „Wie es scheint war Nicodemus ein Zimmermann und fertigte nach seinem Uebertritt zum Christenthum vier hölzerne Bilder seines göttlichen Meisters am Kreuze, um die vier Ecken der Erde damit zu schmücken. Eines befindet sich zu Beirut in Syrien, ein anderes in Lucca; Burgos besitzt das dritte und das letzte, aber nicht geringste heiligt das bevorzugte Dorf Matozinhos. Aber wie es kam, daß sie so ungleich vertheilt wurden, ist uns unbekannt und wir wollen uns vor der Hand damit begnügen, in Bezug auf das letztere einige nähere Umstände mitzutheilen.

„Damit es der Geringschätzung entgehe, der es auf dem Lande ausgesetzt war, wurde dieses Bild bei Joppa oder Yaffa, demselben Hafen, von wannen die Jünger mit dem Leibe des heiligen Jakob aussegelten und wo der Prophet Jonas sich nach Tarschisch einschiffte, ins Wasser geworfen. Es schwamm glücklich durch das Mittelmeer, in der Straße von Gibraltar aber nahm es ein Unglück, indem es gegen die maurische Küste von Abyle geschleudert wurde und bei dem Stoße den linken Arm verlor. Fünf Tage nach diesem Unglücksfall, am 3. Mai, im Jahre unseres Herrn 117 landete es bei Matozinhos an jenem Theile des Strandes, der den Namen Leixões führt, und seit der Zeit ist dort nie irgend ein Schiffbruch vor=

gekommen. Es ist ein Unglück für's Menschenleben und für Versicherungs-Gesellschaften, daß der Barre von Oporto nicht ein gleiches Vorrecht verliehen wurde. Die verständigen Einwohner von Matozinhos, die, wie wir gesehen haben, bereits zum Christenthum gehörten, erkannten sogleich den Werth dieser Gottesgabe und erbauten einen Tempel zur Beherbergung dieses himmlischen Gastes. Doch alle Versuche, das Bild durch Anfügung des linken Armes zu vervollständigen, waren fruchtlos; keiner wollte haften. So waren funfzig Jahre vergangen und an dem Schreine bereits unzählige Wunder geschehen, als eine arme alte Frau, die am Meeresufer sich Brennholz suchte, ein Stück Holz in der Gestalt eines Armes fand. Sie warf es in der Unschuld ihres Herzens mit anderem Holze ins Feuer, entdeckte aber zu ihrem nicht geringen Erstaunen, daß es nicht brennen wollte. Die wallenden Flammen verbreiteten sich nach allen Seiten, aber der Arm blieb unversehrt. Sie untersuchte ihn sorgfältiger, und nachdem sie sich überzeugt, daß er vollkommen trocken war, legte sie ihn noch einmal auf den Herd. Er prallte in die Mitte des Gemachs zurück; knieend und stumm vor Schrecken erkannte nun die Alte, daß es kein brennbarer Stoff war, und entdeckte die Sache ihrem geistlichen Rathgeber. Dieser heilige Mann war über das Wunder erstaunt, aber er errieth die Ursache. Kaum hatte man das Glied dem Holzbilde nahe gebracht, als es durch einen himmlischen Magnetismus an seine natürliche

Stelle gezogen wurde und sich so vest anschloß, daß es keines weiteren Kittes bedurfte, um die Verbindung haltbar zu machen. So wurde das armlose Bild wunderbarer Weise an unser Gestade gespült und noch viel wunderbarer vervollständigt. Unsere Erzählung ist kein leeres Geschwätz; wir haben Thaterweise, Thaterweise aller Art, die unsere Schritte durch dieses Labyrinth von Wundern leiten — der Ueberlieferung, der großen Widerlegerin aller Ungläubigkeit nicht zu gedenken — traditio est, nihil quaeras."

Auf der Vorderseite der Kapelle ist ein kleines steinernes Gebäude über einer Stelle errichtet, wo bei irgend einer wichtigen Gelegenheit eine Quelle des reinsten frischesten Wassers aus dem Sande sprang. Jede Seite trägt eine Inschrift und eine derselben heißt: „Habete fidem, majora kis videbis." Die Thüre zu der Behausung dieser wunderbaren Quelle wird sorgfältig verschlossen gehalten; Ungeweihte dürfen von so kostbarem Wasser nicht kosten — ohne Bezahlung. Ich bemühe mich nicht, über das Wunder Zweifel zu erheben, aber ich darf bemerken, daß sich einige Schritte landeinwärts ein kleines Bächlein im Sande verliert.

Zwei Meilen weiter kommen wir zu einem, für die Constitutionellen unvergeßlichen Orte, Mindello genannt, wo Dom Pedro mit seinem Befreiungsheer im Jahre 1832 ans Land stieg, und wo man zu seinem Andenken und zur Bezeichnung der Stelle, die den Herzen

Aller, welche Freiheit wollen, heilig sein sollte, einen kleinen steinernen Obelisk errichtet hat. Eine kleine Bai mit einem Strande von ebnem Sand, mit düsteren Felsen auf jeder Seite und einem bewaldeten Berge dahinter, das war die zur Landung der Truppen erwählte Stelle. Die ersten, die ans Land stiegen, besetzten zunächst den Berg und deckten dann die übrigen gegen die Truppen von Santa Marta, die sie anfänglich bedrohten, sich aber nachher wieder zurückzogen, und das Heer hielt ohne den geringsten Widerstand im Triumph seinen Einzug in Oporto. Hätte es seinen Erfolg gleich anfangs kräftig verfolgt, so wäre der Krieg aller Wahrscheinlichkeit nach schnell beendigt worden, statt dessen aber sperrten sie sich kurz darauf in Oporto ein und mußten eine Belagerung von mehren Monaten und all die Schrecken erdulden, die eine Stadt befallen können, und wovon Kugeln, Hungersnoth und Pest nicht die geringsten waren.

Ungefähr vier Meilen noch weiter nordwärts am Meeresufer liegt die Stadt Villa do Conde am Flüßchen Dave, dessen Mündung von einem kleinen Fort gedeckt ist. Man sieht noch die Trümmer einer steinernen Brücke, die von einer Wasserflut zerstört wurde, jetzt aber durch eine hölzerne ersetzt ist. Das bedeutendste Gebäude der Stadt ist das große Kloster Santa Clara auf dem Gipfel einiger abhängigen, den Fluß beherrschenden Felsen, und es müßte ein verwegener Bursche gewesen sein, der auf dieser Seite

es versucht hätte, einer Geliebten einen Besuch zu machen. Eine Wasserleitung mit hohen Bogen führt dem Kloster von einigen, über eine Meile weit entfernt liegenden Bergen das Wasser zu. Nur Töchter adeliger Familien wurden hier als Nonnen aufgenommen, und das Kloster galt daher für den aristokratischsten Zufluchtsort der Provinz. Die Aussicht aus seinen Fenstern über den weiten Ocean, über die anmuthige Stadt, den malerischen Fluß und das reiche Gelände jenseits muß unbeschreiblich reizend sein. Villa do Conde, die Stadt des Grafen, hat ihren Namen von einem Sohne des guten Königs Don Dinis, der das umliegende Land in Besitz bekam. Er baute eine Burg auf der Höhe, wo jetzt das Kloster steht, und die Stadt, die an ihrem Fuße hervorwuchs, wurde nach ihm benannt. Man baut hier verschiedene kleine, sehr nette Fahrzeuge und selbst Briggs von bedeutender Größe; aber das Wasser an der Barre ist zu seicht, als daß große Fahrzeuge sie passiren könnten.

Ich habe in Portugal keine sonderlichen Muster von Landhäusern gesehen. Das Volk versteht sich nicht auf Anlagen und zeigt eben so wenig Geschmack in seiner Baukunst als Kenntniß in der inneren Einrichtung seiner Häuser. Diese Bemerkung mag ihm bitter scheinen, aber sie ist so wahr und der Fehler fällt allen Besuchern des Landes so offenbar ins Auge, daß ich sie in der Hoffnung niederschreibe, die Portugiesen werden sich beeilen, sobald

als möglich ihren Bauplan zu ändern. Es gibt in allen Richtungen rings um Oporto Punkte, wo sich die reizendsten Landhäuser mit der lieblichsten Aussicht erbauen ließen; aber sie sind verhältnißmäßig nur wenig benutzt und viele der schönsten Häuser haben eine Lage, die nicht die mindeste Aussicht gewährt.

An den Ufern des Flusses oberhalb Oporto gibt es mehre anmuthige Quintas. Die Quinta Avintes liegt hoch über dem Wasser mit einer Aussicht stromauf- und stromabwärts und mit Gärten, die ein wenig nach englischem Geschmack angelegt sind. Von der Quinta d'Oliveira, die dem Grafen d'Oliveira gehört, hat man eine überaus schöne Aussicht. Das Haus, das wiederhergestellt worden ist, und die Gärten waren Eigenthum eines Mönchsklosters, und die frommen Brüder, die hier ihren Sommeraufenthalt nahmen, haben in der Wahl dieses Punktes unstreitig viel Geschmack verrathen. Die Quinta ist ein beliebter Sammelplatz von Picknicks, welchen der Graf sehr zuvorkommend die Erlaubniß gibt, überall hinzugehen. Besonders schön und kaum übertrefflich ist ein kühler Platz, wo man gewöhnlich Mahlzeit hält; die steinernen Tische stehen unter den Zweigen einiger großartigen Bäume; auf beiden Seiten erheben sich die hohen Ufer, zu welchen ein gewundener Pfad emporführt, und von ihnen herab ergießt sich das kühlste und reinste Wasser in steinerne Becken. Ich habe in der Quinta d'Oliveira so

vielen angenehmen Gesellschaften beigewohnt, daß ich mich ihrer stets mit Vergnügen erinnere.

Ein sehenswerthes Schauspiel gibt die Sardinhafischerei zu Espinho, einem Orte drei Meilen südwärts von Oporto. Das Ufer ist an dieser Stelle vorzüglich felsenlos und während des Frühlings versammeln sich hier bei ruhiger See Hunderte von Fischern, die in einer langen Reihe ihre vereinigten Netze ans Ufer ziehen. Die Männer tragen rothe Mützen, blaue Jacken, aus welchen die Hemdärmel hervorsehen, und weiße weite Hosen, die kaum bis ans Knie reichen, die Weiber braune Röcke, die kaum länger sind, niedrige breitrandige Hüte und einen groben braunen Mantel über die Schultern geworfen. Letztere füllen ihre Körbe, während die Männer mit lautem Halloh ihre Netze einziehen. Der Sardinha ist eine Art Hering und wird auf gleiche Weise eingesalzen; frisch gibt er ein köstliches Gericht.

Ungefähr eine Stunde nordwärts von Oporto steigt aus einer fichtenbedeckten Ebene ein merkwürdiger Felsen empor. Man nennt ihn St. Jeans und auf dem Gipfel seiner rauhen, fast jähen Klippen steht unter drei mächtigen Fichtenbäumen eine kleine Kapelle. Ostwärts in noch größerer Entfernung erhebt sich ein ähnlicher Felsen, St. Cosme genannt, der ebenfalls eine Kirche trägt. Die Aussicht von hier ist lieblich. Wenn man nach Oporto stromabwärts schaut, schimmert hier und da ein silberner Streif

zwischen den Bergen und auf den anderen Seiten schweift der Blick über malerische, fruchtbare und mit Hütten besetzte Thäler.

Jenseit St. Cosme liegt das große Dorf Valongo, woher Oporto zum größeren Theil seinen Brodbedarf bezieht, da es hier zahlreiche Mühlen und in der Nähe Ueberfluß an Holz gibt. Valongo ist völlig von bedeutend hohen Bergen eingeschlossen, die zur Zeit der Römer ihres Metallreichthums wegen berühmt waren. Ich hatte die Minen in Gesellschaft mehrer Freunde kurz vorher besucht. Nachdem wir in Valongo gefrühstückt, brachen wir auf, um die Berge, trotz der Hitze eines der heißesten Sommertage, zu Fuße zu erklimmen. Unsere Führer geleiteten uns zuerst zu einer Spießglasmine, die vor einigen Jahren geöffnet wurde und jetzt im Gange ist. Das Erz kommt in großen Massen ohne Steinbeimischung zu Tage und einer von uns, der sich darauf verstand, erklärte es für eben so gut, als das indische. Es wird überdies auch billiger verkauft, so daß sich hoffen läßt, man werde die Mine bald nachdrücklich auszubeuten suchen. Spießglas mit Blei vermischt bildet das zu Typen benutzte Metall. Wir stiegen dann höher zum Berge hinauf und fanden an vielen Stellen Schachte von bedeutender Tiefe, die in Goldminen führten.

Die Römer müssen, nach der Anzahl der offnen Minen zu urtheilen, große Massen kostbarer Metalle aus diesen

Bergen erbeutet haben, die riesenhaften Kaninchenbauen gleichen. Unser Führer zeigte uns eine Stelle, wo ein Arbeiter aus den Spießglasminen einige Tage vorher an einem einzigen Morgen für zwei Schilling Gold nur aus der Oberfläche des Berges gebrochen hatte. Dennoch aber glaubt man, daß die Regierung bei einer Bearbeitung dieser Minen nicht auf ihre Kosten kommen würde. Unsere ganze Gesellschaft erklärte einmüthig, daß sie noch selten sich so wohl und lebendig gefühlt hätte, als auf diesen Valongo-Bergen; denn die Luft war rein und leicht trotz der brennenden Sonne, und es ist merkwürdig, welche Anstrengungen wir bestanden, ohne die geringste Ermüdung zu fühlen.

Nachdem wir in dem Wirthshaus zu Valongo unsere Mahlzeit gehalten, brachen wir wieder anf, um auf dem Rückweg nach Oporto mehre Kohlenbergwerke zu besuchen; aber wir fühlten keine sonderliche Neigung, hinabzusteigen. Ihr ganzes Triebwerk schien sich in höchst unvollkommnem Zustand zu befinden; alles, selbst das Drehen der Spille, durch welche die mit Kohlen gefüllten Eimer heraufgewunden werden, wurde von Menschenhänden verrichtet. Wir kamen an zwei neuen Minen vorüber, wo die Leute mit Ausschöpfung des Wassers beschäftigt waren; aber auch diese Verrichtung wurde höchst mangelhaft bewerkstelligt. Das erinnert mich, daß in dem Lande ein bedauerlicher Mangel an Maschinenbauern herrscht, obgleich man be-

haupten will, es sei keine genügende Arbeit vorhanden, um einen einzigen beständig zu beschäftigen. Auf unserm Heimwege längs den Bergen hatten wir die lieblichste Aussicht über bewaldete Höhen und grüne Thäler mit dem blauen blinkenden Meer in der Ferne.

Eine andere überraschend schöne Aussicht genießt man von einem hohen kegelförmigen Berge über dem Serra-Kloster, mit einer Telegraphen-Station auf seiner Spitze, und ich überlasse es hiermit meinen Freunden, zu beurtheilen, ob Oporto's Umgebung für einen Fremden keine mächtigen Reize habe.

XIII.

Oporto's Volk. Seine Friedfertigkeit und sein Zorn. Geschicklichkeit in verschiedenen Gewerben. Fleiß der Frauen. Die niederen Klassen. Seltsame Aushängeschilder. Kaufläden. Ausrufer. Gallegos. Französische Putzmacherinnen. Englische Familien in Oporto.

Oporto's Einwohner haben sich von jeher durch ihr gesetztes Benehmen, ihre friedlichen Gesinnungen und ihre Liebe zu freien Gesetzen ausgezeichnet, die nie, selbst in den tyrannischsten Zeiten, in ihrer Brust erloschen ist. Daß sie fechten, und tapfer fechten können, haben sie in dem letzten Bürgerkriege zur Genüge bewiesen, während sie, ausgenommen, als es die Vertheidigung ihrer eignen Freiheiten galt, immer eine besonnene Ruhe behaupteten, obgleich das übrige Land zu verschiedenen Zeiten gegen die bestehende Regierung im Aufruhr war. Von den höheren Klassen der Gesellschaft habe ich bereits gesprochen, und es läßt sich kaum noch etwas darüber bemerken; aber wir haben noch Raum und Rand genug, die verschiedenen

Züge der veränderlichen und weniger verfeinerten Menge zu schildern.

Ich bin in Oporto zwei- bis dreimal Zeuge einer jener Volksbewegungen gewesen, welchen jede Stadt ausgesetzt ist. Die Ursache der ersten war Mangel an Vertrauen gegen die Gerechtigkeit des Gesetzes, und das Volk wahrte sein Recht und vollzog das Gesetz auf eigene Faust. Ein gewisser Major, der nicht nur während der Zeit, wo er in Dom Miguel's Diensten stand, viele Abscheulichkeiten verübt, sondern auch später noch sein gesetzloses Treiben fortgesetzt hatte, wurde in Folge davon von der Amnestie ausgeschlossen, die allen, welche dem Usurpator gedient hatten, zugesichert war. Einige Zeit gelang es ihm, der Wachsamkeit seiner Verfolger zu entgehen; endlich aber, als er sich in die Nähe von Oporto wagte, wurde er ergriffen und ins Gefängniß geworfen. Viele, welche er beleidigt, hatten ihm Rache geschworen, aber sie beruhigten sich trotzdem mit der Zuversicht, daß das Gesetz die verdiente Strafe über ihn verhängen müsse; als er aber zum Verhör gebracht wurde und das Gerücht durch die Stadt lief, er werde freigesprochen werden, versammelte sich das Volk in Haufen um das Haus, wo der Gerichtshof seine Sitzung hielt. Man ließ den Unglücklichen unter Bedeckung zum Kerker zurückführen, aber kaum erschien sie an der Thüre, als der erzürnte Haufen sie angriff und ihn hren Händen zu entreißen suchte. Die Wache vertheidigte

sich und der Gefangene flüchtete die Treppe hinauf. Ein Theil des Gebäudes wurde von einer vornehmen Familie bewohnt, deren Eigenthum es war, und von dem Geschrei der erbitterten Rächer verfolgt, gerieth der unglückliche Flüchtling in das Zimmer, wo die Frau vom Hause saß, warf sich vor ihr auf die Knie und flehte, ihr Kleid erfassend, um Rettung seines Lebens. Sie war eine barmherzige edle Frau, aber leider wußte sie nicht, wie sie ihn schützen sollte. Die eine Thür führte in den Saal, in welchem die Richter saßen und in welchen sich die wüthende Menge drängte, die andere war dieselbe, zu welcher er hereingekommen war. Die einzige Rettung war möglich, wenn er einen Theil des Weges, der ihn hierher geführt hatte, wieder zurückging; aber auch dies schlug ihm fehl, denn als sie ihn hinaus führte, wurde er von einigen seiner Verfolger erspäht. Sie fielen über ihn her, und ehe seine Beschützerin von ihrem Schrecken sich erholen konnte, hatten sie ihn fortgeschleppt. Auf die Straße tretend, las er sein Schicksal in den Blicken der wüthenden Menge. Sein Flehen um Gnade blieb unbeachtet; aber man hielt ihm mit schreienden Stimmen und lauten Verwünschungen seine Verbrechen und seine Vergehungen gegen das Volk vor, und im nächsten Augenblicke sank er unter einem Hagel von Steinen besinnungslos zu Boden. Dann holte man Stricke herbei, band sie an seine Beine und schleifte den noch zuckenden Körper durch die Straßen bis

auf den Mittelpunkt der Brücke, wo man ihm einen Stein und einen todten Hund anband und ihn mit bitteren Verwünschungen in die tiefste Stelle des Flusses schleuderte. Nachdem diese That blutiger aber vergeltender Gerechtigkeit vollbracht war, ging die Menge ruhig wieder nach Hause, und die Behörde hielt es nicht für räthlich, von der Sache weitere Kenntniß zu nehmen.

Später einmal hatten die Tischler erfahren, daß ein bedeutender Vorrath englischer Möbeln — es waren in der That deutsche — gelandet wäre; sie rotteten sich zusammen, stürmten mit Verwünschungen gegen die Engländer das Vorrathshaus wie das Zollhaus, wo sie die Wachen vertrieben, und zerstörten alle Möbeln, die sie erlangen konnten, besonders mehre Pianofortes, die gewiß keiner von ihnen fertigen konnte. Der Unfug war geschehen, ehe man ihn zu hemmen vermochte, und als die Soldaten erschienen, hatte sich der Haufe bereits zerstreut.

Ich bin aber der vesten Ueberzeugung, daß der Pöbel der meisten anderen Städte, wenn er sich einmal versammelt hat, nicht mit einer einzigen Gewaltthat sich begnügen, sondern auch an anderen Dingen seine Wuth auslassen würde.

Alle Glieder ein und derselben Innung leben in Oporto größtentheils zusammen und können sich daher leicht vereinigen, entweder zu ihrem eigenen Schutze, oder um die Einwohnerschaft zu betrügen. Man hat sie als schlechte

Arbeiter verschrieen, aber ich muß ihnen gerechter Weise zugestehen, daß sie ihre gewöhnliche Arbeit so gut wie andere Leute fertigen, und, obgleich selten mit einem großen Erfindungsgeist begabt, ein vorliegendes Muster mit ziemlicher Genauigkeit nachbilden können. Die bedeutendsten Fortschritte hat in den letzten Jahren das Tischlerhandwerk gemacht, und jetzt liefert Oporto sehr zierliche und dauerhafte Möbeln aller Art nach englischen und deutschen Mustern.

Es giebt zwei Eisengießereien, die zwar von Engländern und Franzosen geleitet werden, aber nur Portugiesen zu Arbeitern haben, und aus ihnen gehen Gitter, Oefen und alles mögliche Hausgeräth hervor. Die englische hat das Eisenwerk der Hängebrücke, sowie die Maschine zu einem kleinen Dampfboot geliefert.

Die Portugiesen machen sehr zierliche Stiefel und Schuhe, und man kauft sie um die Hälfte billiger als in England. Als Schneider sind sie nicht minder lobenswerth, und man sieht selbst die jungen Handwerker in zierlichen Kleidern. Es giebt mehre Hutmanufacturen im Lande, die nicht nur den größeren Theil der Einwohner versorgen, sondern auch bedeutende Lieferungen nach Brasilien ausführen.

In und um Oporto, wo es viele Hunderte, ich kann wohl sagen Tausende von Webestühlen giebt, wird eine bedeutende Masse von Seidenstoffen verfertigt. Fast in

jedem kleinen Hause der Vorstädte findet man einen Webestuhl, und wenn es auch Manufacturen gibt, wo mehre unter einem Dach vereinigt sind, so arbeitet doch größtentheils jeder Weber in seiner Hütte und bekommt seine Arbeit stückweise bezahlt. An der Thätigkeit dieser Leute läßt sich nicht zweifeln, denn zu welcher Stunde des Tages oder der Nacht ich auch an ihren Hütten vorübergegangen bin, einige ihrer Webestühle waren immer im Gange; wahrscheinlich lösen die Arbeiter sich ab. Man fertigt auch einen dicken wollenen Stoff, der, bunt gefärbt, zu Wintershawls dient. Glas wird in Oporto gemacht, das feinere aber kommt aus einer Manufactur bei Aveiro. In der Stadt selbst, wie in ihrer Umgegend wird ein Ueberfluß von Töpferwaaren erzeugt, die theils roth, theils sehr dünn und schwarz, die stärkste Hitze aushalten.

Die portugiesische Leinwand ist sehr vest und von verschiedener Feinheit. Einige ist fein genug zu Hemden, wird aber gewöhnlich nur zu Bettüberzügen und Handtüchern benutzt; zu letzterem Zwecke ziehe ich sie jeder anderen vor. Auf dem Lande ist es Brauch, daß der Pachter, der einen Webestuhl besitzt, von den Töchtern und Weibern seiner Nachbarn das Garn kauft und es zu Zeuch verwebt. Eine portugiesische Bäuerin sieht man nie ohne Rocken unter dem Arme. Selbst wenn sie mit ihrem Korbe auf dem Kopfe zu Markte geht, spinnt sie unterwegs.

Ich muß hier noch einmal wiederholen, daß ich Vor=

tugals Frauen meine Bewunderung nicht versagen kann; und wenn die Männer alle Fehler besäßen, deren man sie beschuldigt, oder noch zweimal soviel als ihnen mit Recht zugehören, die Weiber würden sie alle wieder gut machen. Sie vereinigen Verstand, Sittsamkeit, Lebhaftigkeit und ein fröhliches Gemüth mit einem ziemlich reichlichen Pflichttheil persönlicher Reize.

Den Hang, zum Fenster hinauszusehen, kann man der portugiesischen Damenwelt als Leidenschaft anrechnen; er zeigt sich besonders an Fest- und Heiligentagen mehr als an anderen Tagen der Woche und kommt, ich sage es fast mit Bedauern, allmälig aus der Mode, je mehr die reinlicheren Straßen und besseren Wege ins Freie locken. Es ist so angenehm, durch die Straßen zu wandern und die Balkone auf beiden Seiten mit hübschen Gesichtern besetzt zu sehen, und wenn sie auch durch größere Bewegung an Schönheit und Gesundheit gewinnen, so muß doch jeder, der das Malerische liebt, ihr Verschwinden von dem gewöhnlichen Schauplatz nur bedauern. Die Portugiesinnen sind in der That dem Müßiggang nicht viel mehr ergeben als andere Landsmänninnen, aber in der Zeit, wo sie nichts zu thun haben oder der Erholung bedürfen, legen sie sich ins Fenster, um zu sehen, was in der Welt vorgeht. Es war in früheren Tagen ihr Buch, vielleicht das einzige, das viele von ihnen gelesen haben, wie ich aus guten Gründen vermuthen kann. Jetzt aber bietet ihnen der rasch

fortschreitende Geschmack für Wissenschaft eine bessere Beschäftigung dar, und wenn man hier und da noch ein hübsches Gesicht auf ein paar runde Arme gestützt auf der Fensterbank ruhen sieht, so ist es doch immer nur ein Anblick, den man seltener genießt, als früher.

An einer „Festa" und an Prozessionstagen zeigt sich Oporto's schönes Geschlecht am meisten zu seinem Vortheil, wann es in seinem besten Staate und mit seinem reizendsten Lächeln auf die Menge hinabschaut, die sich mit Guitarren und fröhlichen Stimmen durch die Straßen drängt. Es ist eine abscheuliche Lästerung, wenn ein Schriftsteller behauptet, man sähe die Schönen auf ihren Balkonen in Gesellschaft geschickter Kammermädchen, die ihre behenden Finger durch die glänzenden Locken laufen ließen und —. Das mag früher vielleicht gewesen sein, sicherlich aber jetzt nicht mehr; sie haben darüber die Meinung der Frauen anderer Länder angenommen.

Die geringeren Klassen hingegen fühlen nicht die mindeste Scham, sich vor aller Augen in solcher Beschäftigung zu zeigen, ja es mag nach ihren Begriffen für den stärksten Beweis ihrer Zärtlichkeit gelten, eines Dulders auf diese Weise sich anzunehmen. Es ist in der That ein Anblick, der alle zärtliche Sympathie unserer Natur in Anspruch nimmt, wenn ein liebendes Weib sich über das in ihrem Schooß ruhende Haupt ihres Gatten beugt, der vor der Thüre ihrer Hütte, worin Ruhe und Zufriedenheit,

wenn nicht Reichthum und Reinlichkeit herrschen, so lang wie er ist, sich ausgestreckt hat. Da liegt er und pflegt seine müden Glieder, nachdem er den Tag über sich geplagt hat, um Brod für seine zahlreichen Nachkömmlinge zu erwerben, die mit einigen civilisirten Ferkeln, unbekümmert um Staub, Sonne, Schmutz und Flöhe, sich im ursprünglichsten Zustande der Einfachheit im Schlamme wälzen. Sie zeigen wenig Hinneigung zum Stutzerthum und sind entweder, außer dem blauen balsamischen Himmel und einem leichten Schmutzüberzug, von jeder Bedeckung entblößt oder nur mit kleinen Hemden bekleidet, die ungefähr bis zur Mitte reichen. Sie aber, die Gefährtin seiner Freuden und Leiden, läßt unterdessen ihre Finger mit geschäftigem Eifer durch seine krausen Locken gleiten und bekundet durch ein gewisses Geräusch ihrer Nägel ihre erfolgreiche Thätigkeit gegen die schädlichen Eindringlinge. Ein Fremder wird nicht begreifen können, warum sie nie auf den Gedanken gekommen sind, sich die Köpfe zu waschen; aber ich bin vest überzeugt, es würde ihnen viel Ueberwindung kosten, von dem Genusse ihres altherkömmlichen Reinigungsverfahrens sich loszusagen. Doch com liçencia, wie der Portugiese sagt, wir haben genug davon gesprochen.

Oporto's Bürger sind große Freunde von sogenannten stehenden Witzen auf ihren Aushängeschildern. — Ueber der Thüre eines Zimmermanns liest man: „Professor de Caixas" — Professor der Kasten. Ein Hutmacher nennt

sich auf seinem Schilde „Herausgeber und Verleger von Hüten"; ein Verkäufer von Herzstärkungen und geistigen Getränken, der ehrlicher ist, als viele seiner Brüder, kündigt sich sehr witzig als Fabrikanten des echten holländischen Wachholderbranntweins an und ein anderer will eine Manufactur englischer Butter besitzen. Vor den meisten Läden hangt ein Zeichen. Die Zahnärzte hängen eine Reihe ungeheurer Zähne aus, Barbiere einen Mambrino-Helm, Handschuhmacher einen goldnen Handschuh, und Weinhändler das alterthümliche Weinzeichen in Gestalt einer Rebe. Strumpfweber haben eine ganze Reihe ihrer Verkaufsgegenstände aushängen, und Hutmacher einen alten abgenutzten Kastor — nicht als Probe derjenigen, die hier zu verkaufen sind, sondern als memento mori, wie ich glaube, um die Vorübergehenden an den Zustand zu mahnen, in welchen auch die ihrigen bald verfallen können.

Die Waaren sind gewöhnlich in den Thüren der Läden ausgestellt, die eben keiner großen Eleganz sich rühmen können, obgleich sie in dieser Beziehung seit den letzten Jahren sich um vieles verbessert haben. Es giebt einige große Kurzwaaren-, sowie auch einige Schuhmachergewölbe mit Glasfenstern. Von Pastetenbäckerläden wußte man früher nichts, jetzt findet man mehre dergleichen mit sehr leckerhaftem Zuckerwerk.

Unter den verschiedenen Buchhandlungen ist die eines Franzosen die schönste; die meisten anderen sind wie die

Tuchläden klein und finster und verleiten den Vorübergehenden eben nicht zum Eintritt. Auch einen Fruchtladen gibt es, aber meistens werden Früchte aller Art in den Straßen von Weibern ausgerufen, die sie in Körben auf den Köpfen tragen; ebenso werden von Weibern auch Fische und Federvieh verkauft; wildes Geflügel und Wildpret aber nur von Männern. Essig wird von einem alten Mann ausgeboten, dessen abgelebter Esel zwei kleine Fässer trägt. „Schönen Essig! schönen Essig!“ ruft er. „Den schönsten Essig in der Provinz! Kauft, kauft! Er geht schon auf die Neige!“ Mit dieser Versicherung beginnt er am frühen Morgen und wiederholt sie den ganzen Tag.

Tannzapfen, die man zum Feueranmachen benutzt, werden in großen Netzen auf Eseln in die Stadt gebracht. Es gibt Hausirer, die nur Papier verkaufen, wenn es verlangt wird bogenweise, und ihr Besitzthum in einem schmutzigen Tuche unter den Armen tragen. Ich glaube, es sind meist Gallegos. Ein Ziegenkäse, den man am oberen Douro bereitet, wird ebenfalls von Weibern auf den Straßen feilgeboten und der Ausruf all' dieser Verkäufer von Eß- und Trinkwaaren ist höchst eigenthümlich; es ist ein gedehnter und singender Ton mit steigender und fallender Stimme. Die bemerkenswerthesten sind die Kastanienweiber, die mit einem Korbe voll roher Kastanien und einem kleinen Ofen zum Rösten ihrer Früchte von früh bis in die Nacht fast in allen Straßenecken sitzen und jeden

Vorübergehenden einladen, für eine Kleinigkeit von ihrer Waare zu kaufen. Geröstete Kastanien werden auch von Weibern feilgeboten, die sie in runden Krügen herumtragen und um sie warm zu erhalten mit ihrem Mantel bedecken.

Im Sommer werden auf beweglichen Tischen kühlende Getränke verkauft und im Herbst bieten große Haufen von Melonen, die an verschiedenen Straßenecken auf dem Pflaster liegen, einen verführischen Anblick dar, besonders die saftigen Wassermelonen. Beide Arten gedeihen in diesem Lande zu einer ungewöhnlichen Größe. Ein Freund, der eine Quinta in der Nähe besitzt, schickte mir eine gewöhnliche Melone, wie man sie in England in Treibhäusern zieht, die achtundzwanzig Pfund wog. Sie hatte zwei Fuß zehn Zoll im Umfang und drei Fuß vier Zoll um Stiel und Kopf. Das Fleisch und die Schale waren grün und vom köstlichsten Geschmack. Die Melonen gelten hier für äußerst gesund und man kann ohne unangenehme Folgen eine halbe von gewöhnlicher Größe verzehren.

Die merkwürdigste Volksklasse bilden die Gallegos, wovon viele Tausend im Lande häusliche Dienste verrichten, während andere als Last- und Wasserträger ihren Unterhalt gewinnen. Die letzteren haben Zeichen am Arme und sind sehr ehrliche und arbeitsame Leute. Niemand sagt: „Rufe einen Träger", wenn er etwas zu tragen hat, sondern: „Rufe einen Gallego!" „O Gallego!" ruft man und er ist

augenblicklich bei der Hand, um ein Billet oder ein Gewicht von hundert Pfund zu übernehmen. Sie sind äußerst sparsam, nähren sich von der schlechtesten Kost, tragen die geringsten Kleider und schlafen in einer elenden Hütte, die sie in Gesellschaft zu diesem Zwecke sich miethen. Haben sie dann nach vielen mühevollen Jahren sich ein Sümmchen zusammengespart, so kehren sie in ihre Heimat zurück, um ihre Tage in Ruhe zu verleben.

An französischen Putz- und Kleidermacherinnen leidet Oporto keinen Mangel und sie sind vollauf beschäftigt, die schöne Welt nach der neuesten Mode herauszuputzen. Ein sehr unternehmender Haarkünstler von derselben Nation verkauft alle Arten Bijouterien und führt lebende Bären ein, um Pomade daraus zu fertigen. Oporto hat in dieser Beziehung unstreitig mit der Zeit vollkommen Schritt gehalten.

Trotz den steilen Bergen sind Wagen der verschiedensten Art, von der alterthümlichen Familienkutsche bis zu der modernen leichten Britzka, in Oporto allgemein gebräuchlich. Erstere ist ein höchst sonderbares Fahrzeug, hat weder Rücksitz noch Kutscherbock, und ihr Führer, ganz verschieden von dem glatten, wohlgenährten englischen Kutscher in Livree und Perrücke, trägt einen Rock von Stroh, einen abgenutzten Hut und hölzerne Schuhe, wenn er nicht barfuß geht, und hält statt der Peitsche eine lange Stange mit eiserner Spitze in der Hand. Pferde wären nicht im Stande, diese ungeheure, schaukelnde und rollende

Maschine die Berge hinanzuziehen, und es sind daher ein paar geduldige Ochsen vorgespannt, die wahrscheinlich während des Morgens gepflügt oder Karren gezogen haben. Dies, freundlicher Leser, ist die portugiesische Kutsche der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, die aber wahrscheinlich vor Ende desselben in die entfernten Provinzen verbannt werden oder ganz verschwinden wird. Doch so ungeschlacht diese Fuhrwerke auch scheinen mögen, sind sie dennoch in einer regnerischen Nacht nicht zu verachten, und ich habe an der Thüre des Opernhauses oder einer glänzenden Gesellschaft oft die ersten Damen des Landes aus solchen Kasten steigen sehen.

Ein anderes alterthümliches Fuhrwerk ist die „Caleſſa". Sie bildet ihrer Gestalt nach ein Mittelding zwischen Kutsche und Cabriolett, hat die Eigenschaften beider und hängt übermäßig hoch zwischen großen Rädern; sie wird von zwei Pferden oder Maulthieren gezogen, und so gefährlich es aussieht, wenn sie eine steile Höhe hinabfährt, so hört man doch höchst selten von einem Unfall. Außerdem gibt es viele englische, verschlossene und offene Wagen in der Stadt, und ihre Zahl wird sich wahrscheinlich um vieles vergrößern, je mehr die Verbesserung der Wege vorschreitet.

Zu Reisen bedient man sich häufig der Sänften, häßlicher, bunt angestrichener Maschinen mit Vorhängen, die für zwei Personen höchst unbehaglich, für eine einzige

aber ziemlich bequem sind. Sie haben hinten und vorne Deichseln, die auf den Schultern zweier Maulthiere ruhen, wozu immer die größten, stärksten und gelehrigsten ausgesucht werden; denn wenn sie fallen oder sonst Untugenden haben, schwebt das Leben der Reisenden in der größten Gefahr.

Damen machen ihre Abendbesuche gewöhnlich in Tragsesseln. Die Senftenträger, fast ausschließlich Gallegos, tragen einen großen Livreerock und einen Hut mit einem Bande, und vor ihnen geht der Diener mit einer Fackel. Alle Häuser in Oporto haben große Hausfluren, und die Damen werden daher bis an den Fuß der Treppe getragen.

Wenn ich von Oporto's Einwohnern spreche, muß ich jedenfalls auch der hier lebenden Engländer erwähnen; denn obgleich sie nur einen kleinen Theil der Gesellschaft bilden, so machen sie sich doch ziemlich bemerkbar. Es sind ungefähr funfzig Familien, wovon nur ein Theil sich in den höheren Kreisen bewegt, und sie stehen mit den Portugiesen auf dem freundschaftlichsten Fuße.

XIV.

Ein Ritt von Oporto nach Vigo. Nachtquartier in Cazal da Pedra. Merkwürdige Kirche in Rates. Das Dorf Necessidades. Die Ufer des Lima. Viana. Die Gränzstadt Caminha. Villa Nova de Ceveira. Vesten auf beiden Seiten des Minho. Valença. Ueberfahrt nach Spanien. Tuy. Das Cigarrenmädchen. Vigo.

Bei meiner letzten Rückkehr nach England war mir besonders daran gelegen, das Dampfschiff nicht zu verfehlen, und ich reiste daher mit einem Freunde von Oporto nach Vigo, in welchen großartigen Hafen allwöchentlich ein Fahrzeug der Halbinsel-Compagnie einläuft. Es war schon spät am Tage, als wir uns in Gesellschaft einiger Freunde, die uns bis Cazal da Pedra begleiten wollten, auf den Weg machten. Wären wir früher aufgebrochen, hätten wir leicht Viana erreichen können, in diesem Falle aber hatten wir Cazal da Pedra zu unserem Nachtquartier bestimmt. Das Wetter war feucht und daher der Weg, der selbst in der schönsten Jahreszeit nicht zu den besten gehörte, an manchen Stellen einige Fuß hoch mit Schlamm,

an anderen mit Wasser bedeckt, so daß die vielen Löcher und tiefen Gleise vollkommen verborgen waren und unsere Pferde oft bis an die Knie in die verrätherische Mischung fuhren, ohne daß wir bestimmen konnten, wie tief sie beim nächsten Schritt versinken würden.

Es ist dies der am wenigsten interessante Theil der Minho-Provinz, denn die Berge sind von unansehnlicher Höhe und die Aussichten unbedeutend, obgleich es nicht an fruchtbaren, wohlbebauten Feldern und Fichtenwäldern mangelt. Wir ritten, ohne des schlechten Weges zu achten, einen sehr halsbrechenden Galopp; aber die Vorsehung war besorgter um uns, als wir selber, und bewahrte uns vor jedem Unfall, und bald nachdem wir über das Flüßchen Dave gesetzt, das bei Villa do Conde mündet, erreichten wir wohlbehalten das kleine Wirthshaus von Cazal da Pedra.

Da wir einen Koch mit Lebensmitteln vorausgeschickt hatten, lebten wir besser, als wir außerdem hätten hoffen können, denn die Bequemlichkeiten des Estalagem waren nicht eben die großartigsten; aber wir hatten als heitere Gesellschaft mehr Lust zum Lachen, als über dies und jenes zu kritteln.

Während wir bei Tische saßen, ging ein großer Mann durch das Zimmer und nahm mit einem begrüßenden Worte seine Mütze ab. Einer von uns erkannte in ihm einen Gallego, der kurz vorher einen anderen Mann, von welchem

er im Zwiste war angegriffen und verwundet worden, getödtet hatte, und deshalb, obgleich der arme Teufel nicht der Angreifende gewesen war, mit Ketten belastet zur Straßenarbeit gezwungen wurde. Wir sprachen ihn an und fragten, wo er hin wolle, worauf er augenblicklich ganz offenherzig gestand, daß er aus dem Gefängniß entflohen und auf dem Wege nach Galicien sei. Seine Stirne verrieth Besorgniß und sein Wesen eine bängliche Unruhe, aber er war nicht heimlich und zurückhaltend, und Niemand, die Beamten der Gerechtigkeit ausgenommen, würde daran gedacht haben, ihn vestzunehmen. Wir bedauerten den Unglücklichen, denn er hatte sich bis zu dem verhängnißvollen Vorfall immer als braven und sittigen Diener gezeigt; natürlich aber hielten wir uns nicht für berechtigt, seine Flucht zu begünstigen.

Ein dicker Staubregen verzögerte am nächsten Morgen unsern Aufbruch, sobald aber der Himmel sich aufklärte, nahmen wir Abschied von unseren Freunden und setzten, zu Pferde steigend, unsere Reise fort. Nach einer kleinen Meile erreichten wir das Dorf Rates, wo es eine merkwürdige, zur Zeit der Mauren erbaute Kirche gibt. Sie ist von einer Anzahl Gräber, in der Gestalt von Sarkophagen, umgeben, unter welchen viele der wackeren Ritter liegen, die einst dem Banner des tapferen Grafen Henrique folgten.

Eine andere Meile durch einen dichten Fichtenwald brachte uns in das bedeutende Dorf Necessidades. Hier

gibt es eine große Kirche mit einer ungewöhnlich schön-tonigen Glocke, deren reiner Klang schon in einiger Entfernung an unser Ohr schlug. In der Mitte des Dorfes ist ein freier, von anmuthigen Gebäuden umgebener Platz. Wir bemerkten vor einer Art Wachhause mehre Personen, worunter wir zwei Diener der Gerechtigkeit erkannten. Sie musterten uns und unsere Diener aufs genauste, und wir waren außer Zweifel, daß sie den unglücklichen Flüchtling suchten, dem wir am vorigen Abend begegnet waren. Ich hörte später, daß er glücklicher Weise einen anderen Weg eingeschlagen und in Sicherheit Galicien erreicht hatte.

Der Weg war jetzt ganz leidlich, denn obgleich nicht viel mehr als ein Gleis über die Berge, gewährte doch der kieselige Boden unseren Pferden ein leichtes Fortkommen. Eine Meile weiter hin, eben ehe wir nach dem Flusse Cavado hinabstiegen, dessen Uebergang die Barca de Lagos heißt, zeigte sich eine liebliche Aussicht über bewaldete Berge und ein fruchtbares Thal, durch welches der klare Fluß seinen Lauf nimmt; an seiner Mündung sieht man die Stadt Esposende mit ihrem Kirchthurm. Nachdem wir eine ziemlich lange Strecke über Sand geritten waren, wurden wir, Reiter und Pferde, in einem flachen Boote, wie man sie in Portugal auf allen Flüssen findet, über den Fluß gesetzt. Es gibt hier ein kleines Wirthshaus, wo wir gebratnen Fisch und Broa (Maisbrod) frühstückten, das Einzige, was wir bekommen konnten. Der Weg

führte uns in geringer Entfernung vom Meere durch Fichtenwälder — zur Linken eine Anzahl Windmühlen, rechts auf einer Strecke von zwei Meilen ein rauhes felsiges Gebirge — nach einem anderen Flusse, dem Rio Neyva, und von hier aus gelangten wir durch eine überaus malerische Gegend an die Ufer des Lima, die wegen ihrer ungemeinen Schönheit verdienter Weise berühmt sind. Wir stiegen vom Berge herab und ritten über eine große hölzerne Brücke, meiner Meinung nach die längste im Lande. Sie ist in drei Winkeln erbaut, und so gebrechlich der Bau auch aussieht, so wird sie doch durch die Weite des Flusses, die den Winterströmen eine große Ausdehnung gestattet, vor der Gefahr gesichert, hinweggerissen zu werden. Zu ihrer Erhaltung muß jeder Reisende einen Zoll geben.

Einer meiner Freunde hatte uns sein Haus in Viana zur Benutzung angeboten, und da er unsere Ankunft im Voraus hatte melden lassen, fanden wir Mahlzeit und Betten aufs Trefflichste vorbereitet. Von der mit Schiefer gedeckten Terrasse auf dem Dache des Hauses genossen wir eine reizende Aussicht über das dunkelblaue Meer, in welches die Sonne eben untergetaucht war und einen prächtig glühenden Himmel zurückgelassen hatte, und man konnte kaum einen angenehmeren Punkt verlangen, um an einem Sommerabend die kühlende Seeluft zu athmen.

Viana ist eine der saubersten und reinlichsten Städte in Portugal. Die Straßen sind breit und gut gepflastert

und in den großen und schönen Häusern, die sie enthalten, wohnten einst die ältesten Fidalgos des Reiches. Es gibt hier noch immer mehre sehr alte Familien, der größere Theil aber ist durch die Reize des Hofes nach Lissabon gezogen worden, oder ausgestorben, oder den Erschütterungen erlegen, welche der Freiheit vorangingen.

Viana ist die Hauptstadt der Corregidoria gleiches Namens. Früher war es ein bedeutender Handelsplatz, ist aber in dieser Beziehung neuerlich sehr zurückgekommen, obgleich ich nicht zweifle, daß sein Handel, wie der des übrigen Landes, sich wieder emporschwingen wird. Auch der Hafen ist durch Anschwemmungen aus dem Innern verschlämmt worden. Der Eingang wird durch die Veste Santiago vertheidigt, nächst der von Valença die stärkste im nördlichen Portugal, wenn auch ihre Besatzung es nicht für gerathen hielt, Napier's siegreicher kleiner Schaar zu widerstehen. Der Statthalter der Provinz nimmt hier häufig seinen Wohnsitz und es gibt dann gewöhnlich viel Leben und Lustbarkeit. Auf dem großen Jahrmarkt, der alljährlich im August hier abgehalten wird, gibt es allerlei zu kaufen. Die Haupteinfuhr besteht in gesalznem Fisch, und aus den großen Lagern, die für diesen Artikel hier angelegt sind, wird das ganze nördliche Portugal versorgt.

Nachdem uns der Geschäftsführer unsers Freundes, in dessen Hause wir gewohnt hatten, alle mögliche Aufmerk-

samkeit erwiesen, machten wir uns am nächsten Morgen mit Tagesanbruch wieder auf den Weg, um hinlängliche Zeit für die erforderlichen Förmlichkeiten zu gewinnen, womit der Eintritt in Spanien verbunden ist. Eine Strecke weit hatten wir zu unsrer Rechten, in gleichlaufender Richtung mit der Küste, eine Reihe hoher und völlig nackter Felsen. Man sieht sie vom Meere aus in bedeutender Entfernung und sie geben eben keinen günstigen Begriff von dem Lande, obgleich wirklich an ihrem Fuße die üppigste Fruchtbarkeit prangt. Die Tracht der Landleute in diesem Theile der Provinz ist sehr verschieden von jener, die man in der Umgegend von Oporto sieht, und obgleich für die Frauen weniger kleidsam, doch um vieles malerischer. Am Ende der ersten Meile kamen wir durch das Dorf Fife, die zweite brachte uns zu einem kleinen Orte, Namens Anchora, an einem Flüßchen mit einem Kastell an seiner Mündung, und die dritte nach Caminha am Minho, der Portugal von Spanien trennt. Längs beider Ufer dieses Flusses erheben sich malerische, meist verfallene Vesten. Wo immer auf portugiesischer Seite eine erbaut wurde, stieg eine andere auf dem spanischen Ufer empor, und eben so hat man sie auch wieder mit einander verfallen lassen. Mehre auf portugiesischer Seite sind jedoch größer und in besserem Zustande, als ihre spanischen Gegner.

Caminha ist eine regelmäßig bevestigte Stadt, deren Mauern auf der einen Seite der Minho bespült, aber es

ist kein Ort von bedeutender Stärke. Auf einer steinigen Insel an der Mündung des Hafens liegt ein mit mehren Kanonen besetztes Fort, das mit Caminha ein Kreuzfeuer bildet. Nach der Einschiffung der britischen Armee bei Coruña suchten die Franzosen auf dieser Seite in Portugal einzudringen und machten einen Angriff auf die Stadt, wurden aber zurückgeschlagen und gaben endlich das Unternehmen wieder auf. Anders erging es ihr dem Admiral Napier gegenüber. Er erschien mit seiner Flotte in der Mündung des Flusses, landete seine Seesoldaten und rückte damit gegen die Stadt, indem er ihr durch einen Herold verkünden ließ, er würde seine großen Geschütze heranschaffen und die Mauern der Besatzung um die Ohren schleudern, wenn sie nicht augenblicklich zur Uebergabe bereit wäre. Auf diese kühne Drohung glaubte der Statthalter eine höfliche Antwort geben zu müssen und er ließ dem Admiral sagen, er brauche nur einzurücken und von dem Platze Besitz zu nehmen, und dies geschah zum nicht geringen Erstaunen der Miguelisten, die ein großes, mit allen Kriegsbedürfnissen ausgerüstetes Heer erwartet hatten. Im Kriege wie in der Liebe und der Politik führt nichts als der Name zum Sieg.

Wir gingen um einen Theil der Bevestigungen, die jetzt in gutem Stande erhalten werden. Die Häuser, aus viereckigen behauenen Quadern erbaut, haben ein freundliches Ansehn, die Stadt selbst aber erscheint öde und

traurig. Es gibt in Caminha ein Schiffswerft, wo Handelsschiffe gebaut werden.

Von hier bis Valença hat man vier Meilen. Der Weg läuft längs der Ufer des Minho, bald dicht am Saume des Wassers, bald über kleine Hügel. Die Gegend ist zwar nicht großartig, aber im höchsten Grad anmuthig. Ungefähr zwei Meilen von Caminha zogen wir durch die alte bevestigte Stadt Villa Nova de Cerveira. Sie liegt malerisch auf einem Berge und noch immer, wenn auch von der Zeit kläglich gemißhandelt, ragen die drohenden Thürme empor, welche die beiden Eingänge schützten. In ihrer Nähe steht ein Kastell neuerer Zeit, aber als Veste von keiner Stärke, und auf dem anderen Ufer des Flusses liegt das spanische Fort Gayau. Etwas weiter hin erhebt sich eine andere kleine Veste, Namens Novalia, mit einem spanischen Gegner, Amorim genannt. Der Weg bis Valença ist gut, aber mehr durch die natürliche Beschaffenheit des Bodens, als durch die Sorgfalt, die man darauf verwendet.

Die Landschaft in der Nähe von Valença ist überaus anziehend; im Vordergrund die Vestungswerke, unter ihnen der Minho, am jenseitigen Ufer die spanische Stadt Tuy und in der Ferne die wilden Sierras Galiciens. Die Mauern krönen den Gipfel eines Hügels, der südlich und westlich sanft emporsteigt, auf den anderen Seiten aber einen steilen Abhang bildet. Die Veste ist mit funfzig Ge-

schützen besetzt und der Befehlshaber verweigerte daher gegen das Beispiel seiner Kameraden dem Admiral Napier die verlangte Uebergabe. Sie leistete einen langen Widerstand, endlich aber, als man sie zu stürmen drohte, kapitulirte sie unter den ehrenvollsten Bedingungen.

Die Straßen sind eng und schmutzig, mit wenig guten Häusern. Der Gouverneur und andere Beamte untersuchten unsere Päsſe und in weniger als einer halben Stunde zogen wir den steilen Weg nach dem Rande des Flusses hinab. Hier fanden wir ein Boot, das uns mit unserem Gepäck nach der spanischen Seite übersetzte, während unsere Pferde und Saumthiere mit ihren Führern nach Oporto zurückkehrten, da wir in Tuy frische miethen wollten.

In einem kleinen Wachhause am Ufer wurde unser Gepäck durchsucht und nachdem wir dieses lästige Verfahren überstanden hatten, setzten wir uns auf die im Sande umherliegenden Koffer und erwarteten eine Schaar Weiber, die aus dem Wirthshaus herbeikamen, um sie dorthin zu schaffen. Das Wirthshaus war vollkommen nach portugiesischer Art, aber leidlich. Während unsere Abendmahlzeit bereitet wurde, machten wir uns mit unsrem Wirthe, einem höflichen und munteren Manne, auf den Weg, um einige Cigarren zu kaufen und die Stadt zu besehen. Sie liegt auf dem Gipfel und den Abhängen eines kegelförmigen Berges, der östlich sehr steil sich hinabsenkt.

Die Vestungswerke sind völlig niedergerissen und ich glaube, der Ort ist ohne alle Geschütze. Die Straßen sind ziemlich reinlich und wir sahen eine Anzahl kleiner Steingebäude von hübschem Aussehen, aber nur wenig große Häuser.

In dem Cigarrenladen fanden wir eines der vollkommensten Muster weiblicher Schönheit, wie es mir jemals vorgekommen ist, und der Kaufmann versicherte uns, sie sei eben so gut als schön, aber nur zu hartherzig, denn sie hätte schon viele ehrliche Heirathsanträge von Fähndrichen und Leutnants und weniger ehrsame Anerbietungen von Hauptleuten und Obersten zurückgewiesen. Sie war ungemein lieblich; ihre Wangen waren zart gefärbt; ihr Haar war glänzend braun und ihre Gestalt schlank und anmuthig. Sobald sie uns die verlangten Cigarren gereicht hatte, setzte sie sich wieder an ihre Arbeit und obgleich sie über unser schlechtes Spanisch lächeln mußte, konnten wir ihr doch nur wenig Worte abgewinnen. Sie war weder eine Eingeborene Galiciens, noch hatte sie schon lange hier gelebt. Ihre Geschichte war höchst romantisch, und ich bedauere, hier keinen Raum zu haben, um alles wiederzuerzählen, was ich von ihr hörte.

Von Valença nach Oporto führen noch zwei andere Wege außer jenem, den wir eingeschlagen hatten. Der interessanteste und schönste geht über die Serra de Estrica nach Ponte de Lima und Braga. Ponte de Lima ist in ganz Portugal wegen seiner reizenden Gegend berühmt;

aber wie wenig Theile von Minho gibt es auch, die nicht reizend wären. Ein anderer Weg nach Oporto führt über Barcellos, eine ziemlich große Stadt mit einem leidlichen Wirthshaus. Dies ist der geradeste und bequemste, aber auch der weniger interessante, so daß ich, ausgenommen bei ganz ungünstigem Wetter, wo es gefährlich oder beschwerlich sein möchte, über die Gebirge zu gehen, dem Weg über Ponte de Lima und Braga vor allen den Vorzug geben würde, obgleich er der längste ist.

Man hat die Absicht, in dieser Richtung einige gute Wege anzulegen, vielleicht sind sie schon im Werke, und das Reisen, jetzt noch für Frauen so beschwerlich, obgleich für das andere Geschlecht im höchsten Grade anziehend, wird dadurch um vieles erleichtert werden. Wenn alle beabsichtigten Verbesserungen zu Stande kommen, kann es nicht fehlen, daß Portugal in einigen Jahren von Reisenden und Kranken eben so gesucht wird, wie Italien und das südliche Frankreich.

Wir verließen Tuy in der Frühe des nächsten Morgens und ritten eine Strecke auf einer schönen breiten macadamisirten Straße. Sie führt nach dem berühmten San Jago de Compostella, heiligen Angedenkens. Die Entfernung zwischen Tuy und Vigo beträgt drei Meilen. Die Hochstraße verlassend, verfolgten wir unser Ziel auf einem weniger bequemen Wege, fanden uns aber für die geringe Mühe des Bergauf und Bergab durch die wildschöne

Aussicht auf die mit Haide bedeckten Gebirge im Osten und dann und wann hinaus auf das Meer zu unserer Linken, vollkommen entschädigt. Ehe wir nach Vigo hinabstiegen, genossen wir eine überraschend schöne Ansicht der Bai und der ganzen malerischen Umgebung.

Nachdem wir unser Gepäck in einem ganz erträglichen Gasthof auf dem Hauptplatze abgesetzt, verfügten wir uns zunächst zu dem britischen Consul, um uns die nöthige Erlaubniß zu unsrer Einschiffung auszuwirken, und stiegen dann hinauf zu der Veste, von wo man die ganze Stadt übersehen kann. Auf einer Wiese vor ihr wurden einige Compagnien elender Soldaten exercirt. Ihre Uniform bestand in langen blauen Röcken mit gelbem Riemzeug und einem hohen Hute mit einer kleinen Spitze auf der Vorderseite. Ihre Erscheinung war im Vergleich zu den portugiesischen Soldaten nichts weniger als vortheilhaft.

Wie in den meisten spanischen Städten so ist auch hier die „Plaça" der Ort, wo sich des Abends die Bewohner versammeln, die Männer, um ihre Cigarren zu rauchen, die Frauen, um zu gehen und auf süßen Unsinn zu lauschen. Wir begegneten mehren verschleierten Schönen, die mit dem stets bereiten Fächer in der Hand in ein großes Haus auf dem Platze zu einer „Tertulia" gingen.

Wäre ich ein Portugiese, so würde ich mit einem eifersüchtigen Auge auf Galicien schauen und darnach verlangen, daß es an Portugals Krone falle, oder ich würde

auch nur mit einem Theile, zu welchem die Bai von Vigo gehört, zufrieden sein. Die Spanier machen keinen Gebrauch von der Provinz, vernachlässigen ihre großartigen Häfen und lassen ihre ehemals berühmten Schiffswerfte in Verfall gerathen. Seiner geographischen Lage nach gehört dieser Landstrich zu Portugal, von Spanien hingegen bildet er nur einen entlegnen Winkel; seine rauhen Kinder sind verachtet und werden nicht für echte Spanier gehalten, während sie sich friedlich mit den Portugiesen vermischen. Wenn Spanien noch länger in dem Zustande der Anarchie verweilt, so muß es endlich in Stücke fallen und dann werden sich nach dem neuen Gesetzbuch der Moral und Gerechtigkeit der Völker die großen Mächte darein theilen. Hoffentlich greift dann auch Portugal nach seinem Beutetheil.

Gerade vor Tagesanbruch hörte man die Kanone des Dampfschiffes, und schnell in unsere Kleider fahrend, waren wir an Bord, sobald seine Räder vor Vigo stillstanden.

XV.

Oporto's öffentliche Anstalten. Deren Gedeihen durch Portugals Wiedergeburt. Die Santa Casa da Misericordia. Asyle für Witwen und Waisen. Kinderschulen. Verschiedene Brüderschaften. Das Findelhaus. Das italienische Opernhaus. Das Theater St. João. Klubbhäuser. Buchdruckereien und periodische Schriften. Die öffentliche Bibliothek und Galerie. Marktplätze. Wegbau- und Bergwerkgesellschaft. Königliche Monopole. Die Municipalgarde. Weltliche und geistliche Statthalter. Oeffentliche Friedhöfe.

Es giebt von Oporto noch manches zu erzählen, ehe man sich ein leidliches Bild davon machen kann, um aber meine Leser nicht zu ermüden, flocht ich in den vorhergehenden Abschnitten einige flüchtige Skizzen von anderen Theilen des Landes ein. Ich habe Oporto bis jetzt nur in Umrissen geschildert, so wie es dem Blicke des Fremden in den ersten Tagen seiner Ankunft erscheint, aber ich würde sowohl der Stadt, wie ihren Einwohnern großes Unrecht thun, wenn ich ihre vielen wohlthätigen und nützlichen Anstalten mit Stillschweigen übergehen wollte.

Oporto enthält vier Hospitäler, zahlreiche milde Brüderschaften, verschiedene vortrefflich geleitete Schulen, verschiedene Asyle für das schwache Alter oder die hilflose Kindheit, ein medizinisches Collegium, eine öffentliche Bibliothek, auf welche jede Stadt stolz sein könnte, eine damit verbundene aber weniger ausgezeichnete Gemäldegalerie, eine Handelsgesellschaft, die in der neuen Börse ein schönes Versammlungslocal besitzt, vier Klubbhäuser, abgesehen von der britischen Faktorei, zwei öffentliche Banken von bedeutendem Credit, Assecuranz-Komtoirs für Schiffe und Häuser, eine Dampfschifffahrtsgesellschaft, mehre Kasernen und ein Gefängniß, ein schönes Gebäude, ein See- und Militär-Arsenal, mit allen Lebensbedürfnissen wohl versehene Märkte, Gesellschaften für Verbesserung des inneren Verkehrs im Lande, verschiedene gut angelegte Begräbnißplätze in den äußeren Stadttheilen, ein großes italienisches Opernhaus und zwei kleinere Theater, viele Druckereien und andere Gesellschaften für verschiedene Zwecke, deren Name mir vielleicht noch einfällt, ehe ich diese Skizze beendige.

Das ist das heutige Oporto, und es ist bemerkenswerth, daß außer dem Hospital, den Kasernen, dem Theater, dem Gefängniß und vielleicht zwei oder drei andern alle diese Anstalten in den letzten zehn Jahren konstitutioneller Freiheit entstanden sind, und unter vollkommener Freiheit allein können sie in diesem Lande Gedeihen finden.

Sollte Dom Miguel zurückkehren, wozu nicht die entfernteste Aussicht vorhanden ist, so würden sie in dem ersten Jahre ohne Ausnahme wieder untergehen.

Nach Jahren des Despotismus und der Tyrannei, gehemmter Kräfte und kläglicher Fühllosigkeit verlangen die Fähigkeiten des Volkes unbeschnittene Freiheit zu ihrer Entwickelung. Wir sollen erst noch sehen, was aus den Portugiesen werden kann; ob sie ihren alten edlen Charakter bewahrt haben, oder ob er unter der langen Herrschaft geistiger Sklaverei völlig verloren gegangen ist. Ich glaube, er ist noch vorhanden, glaube, daß das Blut der Albuquerques, der Menezes, der Castros und vieler anderer von den wahren Helden der lusitanischen Geschichte noch immer in den Adern ihrer Nachkommen fließt und Herzen belebt, die fähig sind, dieselben großen Thaten zu wagen und auszuführen. Obgleich der Alp gewichen ist (aber er ist, um wahr zu reden, nur theilweise gewichen), kann man nicht erwarten, daß sie auf einmal sich emporheben sollen. Sie haben noch immer Berge von Vorurtheilen, falschen Begriffen und irriger Loyalität niederzureißen, noch immer Haufen von Kleinigkeiten, geringfügigen Ränken und dergleichen den Winden zu übergeben, ehe sie zur Größe gelangen können. Es war keine geringe Heldenthat, den Despotismus zu stürzen, den Usurpator Miguel aus dem Lande zu jagen; sie haben für diese Sache freiwillig und edelmüthig ihr Blut vergossen und keine Anstrengung ge-

scheut, aber es bleibt ihnen noch viel zu thun übrig. Freiheit allein kann sie in diesem Werke befördern.

Die Portugiesen heben sich, aber sie haben sich noch nicht gehörig geordnet; sie haben noch viele Bedürfnisse — und das dringendste darunter ist ein großer Mann. Daß ihnen ein solcher fehlt, darin stimmt das ganze Volk überein — aber es ist schwer, ihn zu finden. Einige rufen: „Gebt uns den Marquis von Pombal wieder!" aber ich muß sehr bezweifeln, ob seine Schreckensherrschaft der Gegenwart frommen würde. Sie verlangen einen Mann von gleicher Kraft, aber größrer Aufklärung, von gleicher Kühnheit, aber sanften und versöhnlichen Gemüthes. Carvalho mit seinen Beschränkungen der Handelsfreiheit, mit seinen Monopolen, seinen engherzigen und kleinlichen Planen, mit seinen Einkerkerungen und Hinrichtungen, seinen Foltern und Gefängnissen würde ihr Land schnell ins Verderben bringen. Er hat zu seiner Zeit sein Gutes gethan; er war nöthig; er kam, spielte seine Rolle und ging. Pombal oder seines Gleichen ist nicht der Mann, der das freisinnige und aufgeklärte Portugal emporbringen könnte; er taugte nur dazu, ein von einem verknechteten und bigotten Volke bewohntes Land einigermaßen von Unflath zu reinigen. Vielleicht gibt es einen noch größeren Mann, als Sebastian Carvalho, vielleicht erhebt er sich schon und tritt vielleicht bald hervor, sein Vaterland zu retten. Wie freudig will ich ihn begrüßen, wenn er erscheint!

Doch ich versprach, diese Skizze Oporto's Anstalten zu widmen und bin so unwillkürlich von meinem Zwecke abgewichen.

Die trefflichste dieser Anstalten ist die Santa Casa da Misericordia — das heilige Haus des Erbarmens. Sie steht unter der Leitung einiger der bedeutendsten Männer der Stadt, die bedeutende Mittel zur Verfügung haben, um Hospitäler zu unterstützen, Kranken ärztlichen Beistand und Nahrnng zu schicken und die Armen zu begraben. Zu den unter ihrer Leitung stehenden Stiftungen gehört das großartige Hospital des Santo Antonio in der Cordoaria, bei welchem abwechselnd einer der Directoren einen Monat lang das Amt eines Majordomo versieht. Es wird von zwei Aerzten und drei Wundärzten bedient. Das Gebäude, in sehr luftiger Lage, ist von ungeheurer Größe, aber noch unvollendet, ja der Plan war viel zu groß für die Bedürfnisse des Bezirks. Schon in seinem jetzigen Zustande kann es mehre hundert Menschen fassen. Die Säle sind hoch, luftig und werden äußerst reinlich gehalten; die Nahrung der Kranken ist von der besten Art und alles, wonach sie Verlangen haben, wird augenblicklich gewährt. Die Apotheke gilt für vortrefflich. Vornehme Kranke, die hier Aufnahme wünschen, können für unbedeutende Vergütung besondere Zimmer erhalten. Auch mit dem Gefängniß ist ein Krankenhaus verbunden, das unter der Obhut der Misericordia steht.

Auf dem Platze St. Lazaro befindet sich eine Anstalt, das „Collegio de Nossa Senhora da Esperança das Orfias" genannt, die ebenfalls von der Misericordia geleitet wird, und in welcher verwaiste Mädchen angesehener Familien aufgenommen und erzogen werden. Jede Waise, der die Behandlung ihrer Vormünder mißfällt, kann sich unter den Schutz dieser Anstalt stellen, und die Erziehung, die diese Zuflucht gewährt, ist dieselbe, wie in den meisten Mädchenschulen; man lehrt Musik, Zeichnen und andere Fertigkeiten.

Oporto hat ein Asyl, in welchem Ehemänner, die auf Reisen gehen, ihre Frauen unterbringen können und das bei solchen Gelegenheiten von den Frauen eben so häufig freiwillig gesucht wird. Eine andere Anstalt ist eine Art Bußhaus, wo diejenigen, die durch ihr Betragen ihren Ehemännern Verdrießlichkeiten gemacht oder sich wahrhafte Untreue haben zu Schulden kommen lassen, nach dem Willen und Belieben ihrer rechtmäßigen Herren eingesperrt werden.

In keinem Lande erfreut sich das schöne Geschlecht jeglichen Standes eines sorgfältigeren Schutzes, als in Portugal; hier gibt es Stiftungen zur Aufnahme von Witwen, Frauen und Waisen, von Verlassenen und Hilflosen.

Zwei Anstalten für Kinder, die von ihren Aeltern verlassen sind, die eine für Knaben, die andere für Mädchen, verdienen besondere Erwähnung. Zwei Kinderschulen,

unter der Leitung einiger der vornehmsten Frauen Oporto's, die abwechselnd die Aufsicht übernehmen und deren viele täglichen Unterricht ertheilen, sind in voller Thätigkeit und im trefflichsten Zustande. Die Mittel zu ihrer Unterhaltung bestehen in freiwilligen Beiträgen und dem Ertrage eines Balles, der alljährlich zu ihrem Besten veranstaltet wird.

Es gibt auch eine Anstalt für Waisenknaben von höherem Stande, die hier in allen Kenntnissen, deren sie zu ihrem Eintritt in die Welt bedürfen, unterrichtet werden.

Auch fünf bis sechs reicher und höchst achtungswerther Brüderschaften muß ich erwähnen, die meist aus allen Ständen zusammengesetzt sind und Krankenhäuser für ihre armen und kranken Brüder und Schulen für ihre Kinder besitzen. Die Brüder übernehmen abwechselnd die Verpflichtung, die Leichenbegängnisse der ihrer Körperschaft angehörenden Verstorbenen zu begleiten, ihre Kranken täglich zu besuchen und darauf zu sehen, daß sie mit allen Bedürfnissen und Bequemlichkeiten versehen sind und von ihrem ärztlichen Bruder sorgfältig behandelt werden. Sobald einer auf der Straße krank oder verwundet niederfällt, eilen sie augenblicklich zu seinem Beistand herbei und übergeben ihn entweder seiner eignen Brüderschaft oder dem öffentlichen Krankenhause. Man kann sie mit Recht Brüder der Barmherzigkeit nennen, denn sie erfüllen diese größte aller Pflichten in jeder Beziehung.

Das Findelhaus auf dem Praça da Cordoaria ist

in bedeutender Aufnahme. Man sieht vor seiner Thür zuweilen die Ammen warten, um die kleinen Geschöpfe in Empfang zu nehmen, die sie in ihrem Hause verpflegen wollen; denn der größere Theil wird auf diese Weise aufgezogen. Ein Rad auf der Vorderseite des Gebäudes ist zur Aufnahme der Neugebornen bestimmt. Es hat die Gestalt eines Cylinders, der sich senkrecht in der Mauer dreht, und auf der einen Seite eine Oeffnung, in welche man das Kind legt, und indem das Rad sich umwendet, verkündet eine Glocke die Ankunft des kleinen Fremdlings. Viele Kinder sind mit einem Merkmal versehen, an welchem ihre Aeltern sie wieder erkennen können; aber es gibt dabei nicht viel von jener romantischen Heimlichkeit, wie sie vielleicht der Phantasie willkommen wäre — so eine alte Frau, die dicht in eine Mantilla gehüllt, in finsterer Nacht heranschleicht, und einen lächelnden Engel, aus der bangen Umarmung einer zärtlichen Mutter gerissen, um ihre Schande zu verbergen oder sie vor dem Zorne eines grausamen Vaters zu sichern, in den feinsten Windeln und einem unverlöschlichen rothen Kreuz auf seinem Aermchen in das verhängnißvolle Rad legt, und dann, ängstlich umherblickend, sich wieder fortstiehlt und endlich nach vielen Umwegen in die Thür eines vornehmen Hauses schlüpft.

Nach meinen eignen Erfahrungen zu urtheilen ist der gewöhnliche Schlag der kleinen Einwanderer ganz anderer Art. Ich ritt einst mit einem Freunde spatzieren, als ein

Weib mit einem Korbe auf dem Kopfe an uns vorüberging. „Heda!“ rief mein Begleiter, „hast Du nicht die Zicklein schreien hören, die diese Frau in ihrem Korbe hat?“ — „Wahrhaftig nicht,“ erwiderte ich; „es ist auf keinen Fall die Jahreszeit für Zicklein.“ — „Das ist richtig,“ entgegnete er; „aber es klang wirklich gerade, als ob junge Ziegen schrien, oder ein halbes Dutzend kleine Kinder. Beim Zeus, es müssen kleine Kinder gewesen sein!“ — Als wir bald nachher wieder umkehrten, trafen wir die Frau an einer Mauer, auf welche sie ihren Korb gesetzt hatte. Wir hoben das Tuch empor, womit er bedeckt war, und sahen wahrhaftig vier neugeborene Kinder.“ Ist die ganze niedliche Brut euer eigen?“ fragte ich, sie wegen dieser furchtbaren Vermehrung ihrer Familie aufrichtig bedauernd, und beschenkte sie zu deren Unterhaltung mit einem Geldstück. „O nein, Senhor,“ sprach sie lachend, „sie gehören, Gott sei Dank, nicht mir. Es sind Kinder ohne Väter, die an diesem Morgen in unserem Dorfe gefunden wurden, und ich trage sie in die „Roda“ (das Rad). Ha, ha, ha!“ Und sie lachte herzlich über die Vermuthung, daß sie alle ihr eigen wären.

Ein andermal ging ich an den Ufern des Flusses spazieren und setzte mich dann zur Rückkehr in ein großes Boot, das mit Bauerweibern angefüllt war. Eine von ihnen hatte einen Korb mit sechs kleinen Kindern bei sich, und so oft sie schrien, tauchte sie einen schmutzigen Lappen in

das Wasser und brachte damit die kleinen Mäuler auf einen Augenblick zur Ruhe. Die Kinder sahen schwach und elend aus und das Ende war, daß einige der kleinen verleugneten Geschöpfe von allem Drangsal befreit wurden, ehe sie jenes Rad erreichten, das mit einer einzigen Wendung auf einmal aller Gemeinschaft mit ihrem Geschlechte ein Ende machte.

Die Anzahl derjenigen, die aufwachsen, im Verhältniß zu jenen, die sterben, ist unbedeutend. Von den Knaben kommen viele zu den Seilern in die Lehre, die in der Nähe ihr Händwerk treiben und fast alle aus dem Rade stammen sollen. Es sind meist elende Menschen, und ich kann mich nicht genug wundern, daß die Regierung noch nicht, wie der Kaiser von Rußland, auf den Gedanken gekommen ist, Soldaten aus ihnen zu machen. Aus solchen von allen gesellschaftlichen Banden losgerissnen Wesen würden sich sehr nützliche Maschinen bilden lassen und vielleicht würde dann auf ihre Aufziehung größere Sorgfalt verwendet.

Die Einkünfte dieser Anstalt waren früher sehr bedeutend, flossen aber häufig in unrechte Kanäle, zuweilen in die Taschen ihrer eignen Vorsteher; jetzt aber ist ihre Einrichtung um vieles gebessert.

Findelhäuser sollen, wie man hier und da behauptet, die Sittenlosigkeit befördern, aber ich zweifle, daß dies, wenn man den Zustand der Gesellschaft und des Klima's

in Betracht zieht, in Portugal der Fall sei. Ich glaube, es würden dieselben Unsittlichkeiten begangen werden, wenn sie nicht vorhanden wären, und dann noch mit Kindermord verbunden sein, der bei den Portugiesen selten vorzukommen scheint. Die Bauermädchen, die von dem Pfade strenger Sittlichkeit abweichen, werden von ihren Aeltern und Bekannten nicht mit derselben Härte behandelt, wie bei uns; sie werden mehr ihres Unglücks wegen bedauert, als wegen ihres Fehlers bestraft; und nur wenn sie hartnäckig bei ihrem Lebenswandel beharren, werden sie endlich aus dem älterlichen Hause gestoßen. Aber diese nachsichtige Behandlung entspringt nicht aus einer Verderbniß der Sitten, sondern aus Gutmüthigkeit und wahrer Barmherzigkeit, denn die portugiesischen Bauern sind das gutherzigste Volk, was sie auch sonst für Fehler haben mögen.

Von den Anstalten anderer Art nenne ich zuerst das italienische Opernhaus, ein Institut von nicht geringer Wichtigkeit, und auch von der Regierung jederzeit als ein solches anerkannt — als ein Abwehrmittel gegen Tumulte, Empörungen und Revolutionen. Wenn es eine gute Oper gibt, wer denkt dann an Ministerwechsel? Wer überlegt dann, ob Steuern und Abgaben gerecht oder drückend sind? Die Leute bringen die meisten Abende der Woche in der Oper zu und an den übrigen schwatzt man darüber. Die portugiesische Regierung bewilligt daher sehr weise alljährlich mehre tausend Thaler zur Unterhaltung der Opern-

häuser in Lissabon und Oporto. Die Aufführungen in dem ersteren sind mit Recht in ganz Europa berühmt, und was das letztere bietet, ist zuweilen nicht minder ausgezeichnet.

Das Opernhaus von Oporto ist ein großes unscheinbares Gebäude auf dem Praça da Batalha. Es wurde, wie ich glaube, ungefähr vor sechzig Jahren erbaut und viele hier lebende Engländer betheiligten sich bei dem Gründungskapital. Das Innere ist schön und geschmackvoll verziert. Es hat fünf Reihen verschlossener Logen und das bequemste Parterre, das ich je gefunden habe, denn die Sitze sind mit Rücken- und Armlehnen versehen. Sein größter Fehler ist die Flachheit der Bühne. Das Publikum ist größtentheils ein gewähltes und in das Parterre werden keine Frauen zugelassen. Das Rauchen ist verboten und auf und außerhalb der Bühne bewegt sich alles in den Gränzen des feinsten Anstandes, während die Sitte, sich in den Logen einander Besuche abzustatten, nicht wenig dazu beiträgt, Oporto's Opernhaus zu einem Orte zu machen, wo man die angenehmsten Abende verleben kann. Die Vorstellungen waren nie besser, als im vergangenen Jahre; aber das Publikum liebt zu sehr das Neue, so daß man kaum Zeit hat, sich mit den Schönheiten einer Oper vertraut zu machen, ehe sie einer anderen weichen muß. Zuweilen erscheinen auch Tänzer, doch wird selten ein regelmäßiges Ballet aufgeführt. Die bewundertste Sängerin in der letzten Saison war eine Madame Rossi Caccia, eine

Französin, die früher, ehe sie zur italienischen Bühne ging, zur Opera comique in Paris gehörte. Der Tenorist, ein Signor Flavio, war der schönste Mann und beste Schauspieler, den ich je auf einer italienischen Bühne gesehen habe. Er ist ein Nachahmer Rubini's, und wenn er auch mit seiner Stimme sein Vorbild nicht erreicht, so läßt doch seine persönliche Erscheinung diesen Unterschied vergessen. Nicht minder ansprechend hinsichtlich seiner Persönlichkeit war der Bassist, ein Franzose, unter dem Namen Botelli, mit einer trefflichen Stimme. Mit solcher Besetzung sahen wir Norma, Anna Bolena, den Regente und viele andere Opern, die in ihrer Aufführung nur den Leistungen einiger der ersten Städte Europa's nachstanden. Die Chöre sind leidlich und das Orchester ist entschieden gut; die unbedeutenderen Rollen waren mit Sängern besetzt, die ihren Platz eben so gut ausfüllten, wie jene, die man auf den meisten Theatern Italiens findet.

Wenn keine Oper ist, werden in dem Theater St. João portugiesische oder spanische Schauspiele aufgeführt. Erstere sind gewöhnlich Uebersetzungen aus dem Französischen. Doch sieht man hier nur wenig auch nur leidliche Schauspieler. Am schlechtesten steht es mit den Frauen; denn man hält den Beruf nicht eben für ehrbar. Früher waren Schauspieler im Kirchenbann, ja ich glaube sie sind selbst jetzt noch, streng genommen, aus dem Schoße der römisch-katholischen Kirche ausgeschlossen und dürfen nicht in ge-

weihter Erde begraben werden, obgleich das Gesetz nie vollzogen wird. Die spanischen Schauspieler, die in Oporto aufgetreten sind, waren in jeder Beziehung vorzüglicher und hatten immer ein gefülltes Haus.

Die Portugiesen sind leidenschaftliche Theater-Dilettanten und leisten als solche Bewundernswürdiges. Es gibt viele kleine Gesellschafts-Theater in der Stadt und eine der größten Gesellschaften hat ein Schauspielhaus gemiethet und eine andere spielt häufig in dem Theater St. João; da aber bei solchen öffentlichen Gelegenheiten die weiblichen Rollen von Männern gegeben werden, so wird dadurch natürlich jedes tragische Stück verdorben.

Von Oporto's Klubbhäusern habe ich schon vorher gesprochen, das vierte, die Lusitania, ist, glaube ich, nach denselben Grundsätzen, wie die anderen eingerichtet. Eben so habe ich auch bereits der englischen Faktorei erwähnt. Der Handelssaal in der neuen Börse ist prächtig und man findet hier die bedeutendsten Zeitungen Englands, Frankreichs und Portugals.

Es gibt in Oporto neun Druckereien, aus welchen täglich fünf Zeitungen und zwei Anzeiger hervorgehen. Außerdem erscheinen fünf Monatschriften: die Galerie geistlicher Orden, ein gutes Werk, das die Trachten aller klösterlicher und anderer Orden nicht blos von Portugal, sondern von der ganzen Welt bringt; die medizinische Zeitung, worüber ich nicht urtheilen kann, der

„Instructor Portuense“, der Lehrer von Oporto, mit vielen Abbildungen, die „Revista Litteraria“, eine gut geschriebene kritische Zeitschrift, und ein englisches Magazin, Lusitanian genannt, das eine genaue Beschreibung Portugals zum Zweck hat, und alles zur Sprache bringt, was für Engländer, die dieses Land besuchen, irgend von Nutzen sein kann. Es sind bis jetzt erst einige Nummern erschienen, welche interessante Reisen, Uebersetzung portugiesischer Poesien, Züge aus Portugals Geschichte, Ortsbeschreibungen und dergleichen enthalten.

Von den zahlreichen Buchhandlungen ist, wie ich bereits vorher erwähnt habe, die des Franzosen Moré in der Calçada dos Clerigos die vorzüglichste, und man findet hier die bedeutendsten französischen, englischen und portugiesischen Werke.

Die öffentliche Bibliothek von Oporto auf der Praça de St. Lazaro verdient Bewunderung. Die Mauern des Gebäudes, worin sie sich befindet, bildeten einen Theil eines alten Klosters. Die Zimmer sind prächtig eingerichtet, groß, luftig und hell; ja ich fürchte, der literarische Geschmack der Einwohner ist kaum einer so schönen Räumlichkeit werth. Sie enthält alle Werke portugiesischer Schriftsteller und viele tausend, aus allen unterdrückten Klöstern des nördlichen Portugals gesammelte Bände mönchischer Bücher, in die vielleicht nie ein Blick geworfen wird. Außerdem findet man auch eine große Anzahl französischer,

englischer und italienischer Werke, und ich kann, gewiß mit allen anderen Besuchern, den Bibliothekaren und Aufsehern das Lob der artigsten Aufmerksamkeit nicht vorenthalten; jeder schien eifrig bemüht, das Buch zu finden, das ich brauchte. An dem einen Ende des großen Saales hängt ein lebensgroßes und sehr ähnliches Bild des Dom Pedro. Unter demselben Dache befindet sich eine Galerie von Gemälden und Kupferstichen, die wohl werth ist, daß sie ein Fremder besucht, obgleich ich nicht viel zu ihrem Lobe sagen kann.

Oporto's Märkte sind mit allen Lebensmitteln reichlich versehen. Der Markt bei der Cordoaria ist der größte, aber mit entschiedener Feindseligkeit gegen alle Grundsätze des Baugeschmacks gebaut. Er ist von dreieckiger Gestalt und jede der drei Seiten besteht aus einer Reihe einstockiger steinerner Häuser, die den Verkäufern von Fleisch, Fischen, Kartoffeln und Früchten zu Gewölben dienen, während das Gemüse, Geflügel, Eier u. s. w. auf dem freien Platze in der Mitte verkauft werden. Die Marktweiber sitzen unter leichten Wetterdächern oder großen Regenschirmen, um sich gegen die Sonne zu schützen, und Donnerstags oder Sonnabends früh geben die verschiedenen Trachten, der Verkäufer wie der Käufer, die vielen hübschen frischen Gesichter, das Lachen, Verhandeln und Schreien ein höchst ergetzliches Schauspiel, das sich kein Fremder, der einen Ueberblick über die verschiedene Bevölkerung in der Um-

gebung Oporto's gewinnen will, entgehen lassen sollte. Fleisch und Geflügel ist vortrefflich; ich habe noch in keinem Lande, selbst in England nicht, so köstliches Rindfleisch gegessen, als in Oporto. Fische gibt es in Fülle; die beste Steinbutte kauft man für ein bis vier Schilling; Lachs und Stör ist selten, dagegen findet man Stockfisch, Engelfisch und Meersohle in Ueberfluß. Nicht minder reich sind die Märkte mit Gemüse versehen; aber es ist in Folge der geringen Sorgfalt, die man auf seine Erbauung verwendet, selten von ausgezeichneter Güte. Kartoffeln wurden früher eingeführt, jetzt aber wachsen sie im Lande sehr reichlich.

Oporto zählt drei verschiedene Gesellschaften für Anlegung von Wegen von der Stadt aus und jede benutzt dieselben Ingenieure. Der erste Urheber und Leiter ist der Graf de Claranges Lucotte, ein Franzose von bedeutendem Talente. Unter ihm stehn fünf französische Ingenieure, von welchen ich einen Herrn Bigot namentlich aufführen will, der in der Hängebrücke über den Douro ein Werk hergestellt hat, das seinen Meister lobt. Auch eine General-Bergwerk-Gesellschaft hat sich gebildet, die aus einigen der angesehnsten Männern der Stadt besteht, aber ich glaube, ihre Speculationen sind nicht sehr erfolgreich gewesen.

Tabak und Seife sind königliches Monopol und deshalb schlecht und theuer. Ich wollte, die Portugiesen überzeugten sich recht bald von dem Schaden, welcher ihrem

Lande aus solchen Monopolen erwächst. Ich werde später auf die Wein-Compagnie zu sprechen kommen, die dem Lande schon unendlichen Nachtheil gebracht hat, und wenn sie fortbesteht, endlich die Pächter und Kaufleute vom Douro zu Grunde richten wird.

Oporto steht unter dem Schutze einer sehr schönen Mannschaft, der sogenannten Municipal-Garde, die aus Reiterei und Fußvolk besteht und von dem Baron von Saavedra befehligt wird. Es sind lauter ausgewählte und gutbesoldete Leute in sehr. schmucker Uniform. Die Stadt ist mit Oellampen sehr gut beleuchtet; aber man will jetzt Gas einführen, meiner Ansicht nach zum Ueberfluß; denn in den letzten Jahren hat man fast nie von nächtlichen Raubanfällen und Ruhestörungen gehört.

Der Civil-Gouverneur von Oporto ist der Graf de Terena José, ein von allen Ständen hochgeachteter Mann. Er hält seinen Hof in einem Gebäude der Batalha, die Casa Pia genannt, wo auch der Militair-Gouverneur, Visconde Fonte Nova, wohnt. Die Casa Pia war wahrscheinlich ehemals ein geistliches Haus; aber einige Reisende, die Oporto besuchten, haben es lächerlicher Weise als einen Mont de Piété beschrieben, obgleich von dergleichen in Oporto nichts zu finden ist. An der Spitze der kirchlichen Regierung steht der Bischof von Oporto, Dom Jeronymo Josè da Costa Rebello, der im erzbischöflichen Palaste

wohnt, ein Mann vom artigsten Wesen, frei von aller Bigotterie und von allen Liberalen hoch geachtet.

Hiermit glaube ich aller bemerkenswerthen Anstalten Oporto's gedacht zu haben und ich schließe nun mit einem Blick auf jene Stätten, die den letzten Schauplatz bilden von dieser „seltsamen und ereignißvollen Geschichte“ — die öffentlichen Friedhöfe. Ihre Anlegung war eine der größten Verbesserungen der jetzigen Herrschaft. Der erste, seiner Entstehung nach, und der gräberreichste ist der Lapa-Friedhof, der von den Einwohnern besonders bevorzugt wird, weil er bei einer Kirche liegt. Der größte befindet sich auf der Stätte der ehemaligen bischöflichen Quinta und des Seminars am Ende des Lustgangs der Fontainhas. Die dazu gehörige Kapelle ist ein kleines und unansehnliches Gebäude, und wenn man sie und die Trümmer des Seminars niederrisse und einen schönen griechischen Tempel dafür aufbaute, so wäre dies eine mächtige Verbesserung. Hier liegen viele hundert arme Leute; aber man sieht nur zwei Denkmäler; ich glaube, einige haben ein lächerliches Vorurtheil, sich so weit ins Land hinaus begraben zu lassen. Bei der Kirche Cedofeita liegt noch ein anderer sehr anmuthiger Friedhof, und der an diese prächtige Kapelle stoßende protestantische Begräbnißplatz hat viele schöne Denkmäler, von großartigen Linden beschattet.

XVI.

Züge und Sagen des nördlichen Portugals.

Sebastianiten. Religiöse Prozessionen. Das Fest vom heiligen Herzen. St. Gonçalo. Kirchliche Mißbräuche. Bußübungen. Fast ausschließende Verehrung von Heiligen. Ein Verzeichniß derselben und ihre Aemter. Uebernatürliche Wesen. Die Bruxas. Die Lobishomes. Feiticeiras oder Wahrsagerinnen. Glaube an eine Art Seelenwanderung. Zauberer. Der Johannisabend. Abergläubige Gebräuche.

Ich muß die geistreiche Miß Pardoe um Verzeihung bitten, daß ich dieser Skizze den Titel ihres anziehenden Werkes über Portugal, des ersten der vielen, womit sie die Welt erfreut hat, zur Ueberschrift gegeben habe. Sie würde Portugal kaum wieder erkennen, so vieles hat sich verändert und so verändert sich noch immer fast Alles.

Ich glaube, man würde, wenn man das Land durchzöge, nur wenig Sebastianiten mehr finden, d. h. Anhänger des merkwürdigen Glaubens — einer wunderlichen Ueberlieferung — daß der junge und tapfere König Se-

bastian von dem verhängnißvollen Schlachtfelde von Alcazar Quiver*), wo Portugals tapferste und letzte Ritterschaft fiel, entkommen sei, und, jetzt noch gefangen gehalten, auf einer verzauberten Insel unter den ungläubigen Mauren, eines Tages seine Fesseln sprengen und zurückkehren werde, um seinem geliebten Vaterlande die ehemalige Wohlfahrt wieder zu geben. Blickt man tiefer in die Sache, so ist dieser Glaube kein sinnloser — kein verachtenswerther und lächerlicher, wie er leicht scheinen mag, wenn man zum ersten mal davon hört. Er entsprang aus der Wirklichkeit, aus der Nothwendigkeit. Das Volk fühlte, daß es mit jedem Tage immer tiefer und tiefer sank in der Reihe der Völker und daß es eines Retters bedurfte. Man erzählte sich, vielleicht nicht ohne Grund, der tapfere junge Fürst, an welchem alle mit der innigsten Zuneigung hingen, sei der Niederlage seines Heeres entgangen. „Dann wird er sicherlich zurückkehren!“ riefen sie. „Er wird uns wieder zur Größe erheben.“ Das war ihre theuerste Hoffnung, ihr liebster Wunsch, bis endlich ein Glaube daraus wurde. Jahre vergingen und er kam nicht; aber dennoch gaben sie ihren Glauben nicht auf. Es war eine Zeit der Leichtgläubigkeit; die Priester erklärten die plumpsten Fabeln für göttliche Wahrheiten; alle Volksklassen glaubten an Zauberei, Hexerei, an das sichtbare

---

*) 1578.

Wirken der Mächte der Finsterniß und Albernheiten aller Art — warum hätten sie dann nicht auch glauben sollen, daß ihr König verzaubert sei, und wenn diese Verzauberung ein Jahr dauern konnte, warum konnte sie dann nicht auch zehn oder hundert Jahre dauern? Das glaubten die Väter und lehrten es ihren Kindern und diese glaubten es ebenfalls, denn noch immer war die Nothwendigkeit vorhanden — sie fühlten, daß ihnen ein großer Mann nöthig war, und ich weiß kaum, warum nicht alle ihre Abkömmlinge sich zu demselben Glauben bekennen, denn unstreitig ist ein solcher noch immer nicht erschienen.

Es hieß, Sebastian würde an einem Morgen zurückkehren, wann der Himmel von Wolken und Nebeln verhüllt wäre, ein helles Licht würde plötzlich die Dunkelheit verscheuchen und des Königs vom Himmel geleitetete Barke schnell in den majestätischen Tajo gleiten, die Verkünderin von Glück und Frieden für das Königreich! So haben sich denn an manchem trüben Morgen seine getreuen Unterthanen auf den Kais von Belem, wo der Fluß sich ins Meer ergießt, schaarenweise versammelt und in gläubigem Vertrauen hinausgespäht nach dem rettenden Fahrzeug; und wenn auch immer vergebens, regte sich doch in ihrer Seele kein Zweifel, daß ihre Hoffnungen endlich sich erfüllen würden. Vor Jahren hing ein Drittel des Volkes diesem Glauben an, aber die Zahl der Gläubigen hat sich natürlich allmälig vermindert, diejenigen jedoch, die noch übrig sind, halten noch so vest daran wie

ihre Vorfahren. Man spricht von einer alten Prophezeiung, nach welcher zuvor viele Ereignisse stattfinden müßten, und welche ihre Väter übersehen zu haben scheinen. Zuerst sollte ein harter und grausamer Despotismus kommen, dann ein Bürgerkrieg und Blutvergießen, Pest und Hungersnoth, dann ein Held, aber minder groß als Dom Sebastian; hierauf sollte eine Königin das Land regieren und dann erst würde der erhabene Held, der Wiederhersteller seines Vaterlands erscheinen. Die meisten dieser Ereignisse sind bereits eingetroffen, sagt das Volk, und nur das größte von allen, das letzte steht noch zu erwarten. Ehemals gab es keine Klasse der Gesellschaft ohne zahlreiche Gläubige dieser Art; es widerstritt dieser Glaube keinem anderen — er widersprach keinem Artikel ihrer Religion, sondern er wurde ihr vielmehr einverleibt, wurde ein Theil und Stück von ihr. Er störte sie nicht in ihrer Treue gegen die herrschende Macht, denn sie fügten sich natürlich freudig ihrem von Gott bestimmten Oberhaupt. Prälaten, Priester, Richter, Soldaten, Seeleute, Gesetzgeber, Kaufleute und Bauern — die höchsten wie die niedrigsten — gehörten zu der Zahl der Gläubigen.

Ich bin nie mit einem solchen Sebastianiten zusammengekommen; ich möchte gern wissen, was für Leute es wären — ohne Zweifel rechtschaffene, brave und denkende, wenn auch leichtgläubige Leute, welche fühlten, daß im Staate etwas verdorben war, das einer Verbesserung be-

durfte, und die gläubig um jemand baten, der das Werk verrichtete, denn sie wußten, daß sie selber nicht dazu berufen waren. Ich muß gestehen, daß ich beinahe selbst ein Sebastianite bin — ich erwarte einen Retter Portugals, denn es bedarf eines solchen.

Ein Fremder im Lande erstaunt besonders über die religiösen Prozessionen, die ich noch nicht zu beschreiben versucht habe. Die meisten fallen in die Fastenzeit und jede Stadt hat noch außerdem eine besondere Prozession zu Ehren ihres Schutzheiligen. Sie wurden einst, weil die Regierung der Meinung war, daß sie zum Götzendienst verführten, abgeschafft oder vielmehr eingestellt; seine Heiligkeit der Papst jedoch scheint anderer Ansicht gewesen zu sein; er hielt sie für Ermunterungen zur Frömmigkeit und Religion, und als daher Portugal die abgebrochene Verbindung mit Rom wieder anknüpfte, wurden sie wieder eingeführt. Aber sie haben seit Jahren bedeutend an Pracht verloren und es gibt heut zu Tage wirklich wenig Leute, die sie mit sonderlicher Ehrfurcht behandeln. Man kniet nieder und nimmt den Hut ab, wann sie vorüber ziehen, aber zu gleicher Zeit schwatzt, lacht und scherzt man über dies und jenes an ihnen.

Diese Prozessionen ziehen gewöhnlich von einer Kirche der Stadt zur anderen, zuweilen aber kehren sie auch dahin zurück, von wo sie ausgegangen sind, nachdem sie sich durch die mit Bannern und bunten Tüchern geschmückten

und mit Blumen bestreuten Hauptstraßen bewegt haben. Eine der größten ist die am Dreieinigkeitssonntage. Voran gehen Männer in bunten Gewändern, die reiche Banner mit religiösen Sinnbildern tragen, dann folgen einige der Hauptwürdenträger der Kirche in ihren goldnen Gewändern und unter Thronhimmeln, von vier Männern getragen und von Priestern mit Kerzen umgeben; hierauf erscheinen ungeheure Gruppen lebensgroßer und mit seidnen Gewändern bekleideter Figuren auf Plattformen, die Gegenstände aus der biblischen Geschichte vorstellen und deren Gesichter gewöhnlich sehr gut ausgeführt sind. Sie werden von schwarz gekleideten maskirten Leuten getragen und es war dieser Dienst früher eine beliebte Art der Bußübung. Jetzt werden Gallegos zu diesem Zwecke gemiethet, oder man gewährt ihnen vielleicht die Ehre dieses Dienstes zum Besten ihrer Seelen. Die Statuen der Jungfrau Maria sind zuweilen gut gearbeitet und immer aufs Glänzendste herausgeputzt. Früher liehen Frauen ihr kostbarstes Geschmeide zu diesem Zwecke. Zwischen jeder dieser Gruppen von Figuren oder einzelnen Statuen gehen einige Brüderschaften in ihrer Ordenstracht, mit langen Wachskerzen in der Hand, zuweilen auch Priester. In ihrer Mitte sieht man einige kleine Engel mit rosenrothen, blauen und silbernen Flügeln, mit Helmen auf den Köpfen und mit weißgefütterten und goldbesetzten Kleidern von schönfarbigem Atlas angeputzt. Es sind hantastische kleine Geschöpfe, ausschließend Knaben, und

die Eltern halten es für das größte Glück, das ihren Kindern widerfahren kann, wenn sie hierzu benutzt werden. Die jüngeren scheinen über die Sache anderer Meinung zu sein, und sie sehen verschämt und ängstlich aus, indem sie, ihre kleinen Beine mit seidenen Schuhen ausstreckend, sich bemühen, den eingelernten Schritt zu halten und bald rechts bald links purzeln, als wäre die Erde nicht ihr eigentlicher Aufenthalt. Die älteren Engel aber scheinen an der Sache Gefallen zu finden; sie schauen mit unbeschreiblicher Verachtung auf ihre lumpigen Gefährten in den Straßen und belustigen sich mit ihnen durch gewisse telegraphische Signale, die viel Aehnliches von Percival Keen's Freimaurerzeichen haben. Nach den Engeln kommen wiederum Priester oder Brüderschaften mit ihren verschiedenen Bannern, dann wieder Figuren und so fort, bis sich endlich dem langen Zuge die Truppen der Besatzung anschließen, die in den Straßen, durch welche der Aufzug geht, aufgestellt sind, und deren Musikbanden fortwährend lustige Weisen spielen.

Man muß gestehen, daß bei diesen Gelegenheiten nicht eben viel Feierlichkeit oder fromme Erregung sich kundgibt; es weiß vielleicht kaum ein einziger unter dem Volke, was die Figuren vorstellen sollen. Die Leute versammeln sich, gaffen und lachen, sehr erfreut sich einander zu sehen, und das ist Alles. Von einer Neigung zum Götzendienst ist ihnen wenig anzumerken, denn sie fangen an, diese Schau-

spiele nach ihrem Werthe schätzen zu lernen und sobald ihr wahrer Werth allgemein bekannt sein wird, werden sie verschwinden.

Die Prozession am Frohnleichnamstage war früher eines der prächtigsten Schauspiele. Sie findet auch jetzt noch statt, und zwar im Junius, aber mit kläglich vermindertem Glanze. Zuerst kommen seidene Banner, dann folgt, von einem Priester unter einem Prachthimmel getragen, die heilige und mystische Hostie, vor welcher alle Gläubigen in Anbetung niederfallen, und die Ungläubigen ebenfalls, wenn sie vor zerschlagenen Köpfen oder Schmähungen sicher sein wollen. Dann erscheint eine lange Reihe von Personen mit Wachskerzen und hierauf der wichtigste Charakter des Schauspiels. Es ist dies niemand anders als der tapfere Ritter St. Georg, der Heilige des lustigen Englands, auf einem reich geschirrten Schlachtroß, in vollständiger glänzender Rüstung, mit Helmbusch und Lanze und dem Mantel eines Kreuzfahrers über die Schultern geworfen. Wie er bei den Portugiesen zu dieser Verehrung kam, ist eine Streitfrage. Leute, die von England nichts wissen wollen, behaupten, es sei nicht der englische St. Georg, sondern ein heiliger Ritter gleiches Namens; aber jeder, der in der Geschichte von König Arthur's Tafelrunde oder den zwölf Rittern des Christenthums nur einigermaßen bewandert ist, kann diese lächerliche Behauptung widerlegen. Es gab nur

einen St. Georg und das ist dieser. Ich vermuthe, er wurde in den frühen Tagen der portugiesischen Monarchie in dieses Land eingeführt, als Richard Strongbow mit einem großen Haufen von Kreuzfahrern auf dem Wege zum heiligen Lande durch einen Sturm in den Tajo getrieben wurde und, aufgefordert zu bleiben, den Lusitaniern in der Eroberung Lissabon's aus dem Besitz der Mauren Beistand leistete. Später nahm er mit seinen Gefährten auch an der berühmten Schlacht von Ourique (1139) Theil, wo Alfonso Henriquez ein Heer von Ungläubigen, das einige funfzigmal stärker war, als das seinige, in die Flucht trieb, wenn den christlichen Chroniken völlig zu glauben ist. Was war also natürlicher als daß die Portugiesen dem Schutzheiligen ihrer tapfern Verbündeten die gebührende Ehrfurcht zollten und zu Ehren desselben eine Prozession einführten. In Lissabon war sie weit großartiger als im Norden des Landes, und früher wurden alle Arten wunderlicher Mummereien eingeführt, wie sie zu gleicher Zeit in England gebräuchlich waren, so daß sie ursprünglich wahrscheinlich nichts anderes als eine englische Prozession war. Viele von den erwähnten Kriegern ließen in Portugal sich nieder und noch immer gibt es Abkömmlinge von ihnen mit ihren englischen Namen.

St. Georg ist eine hölzerne Figur und als man einst die Schrauben, womit er an den Sattel bevestigt war, so lang genommen hatte, daß sie sich in die Seiten des

Pferdes bohrten, riß dieses sich los und trieb, wüthend durch die Straßen jagend, ganze Haufen der Gläubigen in die Flucht, bis endlich der arme Ritter schmählich zu Boden fiel. Man schrieb dies dem Umstand zu, daß das Pferd einem Ketzer gehörte, denn ein deutscher Offizier hatte gutmüthig sein Roß zu diesem Zwecke dargeliehen.

Dem heiligen Ritter folgt ein Zug schön geputzter Pferde von allen vornehmen Leuten des Ortes, und man muß gestehen, daß die Diener, die sie führen, in ihren schönsten Livreen, mit großen, aufgestülpten und seitwärts sitzenden Hüten, ein wahrhaft Andacht erweckendes Aussehen haben! Früher hatte man den Glauben, die Pferde würden durch diesen religiösen Brauch von allen Untugenden geheilt, jetzt aber läßt man sie nur noch aus Höflichkeit gegen den Bischof mitgehen. Dieser erhabene Geistlich in seinem Staatskleide ist der nächste im Zuge; eine Mitra trägt er auf dem Haupte und sechs andere werden auf Kissen von eben so vielen Personen vor ihm hergetragen; die Stäbe des seidenen Baldachins, unter welchem er geht, werden von Priestern getragen, und die vornehmsten Leute der Stadt in dieser oder jener Uniform halten Schnuren, die an dessen Spitze bevestigt sind. Wie alle übrigen Festaufzüge dieser Art schließt sich auch dieser mit Soldaten und Musikbanden.

Von jeder Prozession eine besondere Beschreibung zu geben, wäre ermüdend, denn sie sind sich einander zu ähn-

lich. Ich denke, sie werden bald zu den Dingen vergangener Zeiten gehören. Fort damit, wenn sie unschädlich sind, so haben sie sicherlich auch nicht viel Gutes.

Die Portugiesen geben reichliche Almosen, aber noch großmüthiger, glaube ich, sind sie in ihren Gaben für die Heiligen, deren Vertreter nicht wenig dadurch gewinnen.

St. Antonio ist der Lieblingsheilige und es gibt unzählige Bilder von ihm in allen Größen — theils lebensgroße, die in Schreinen stehen, theils kleine tragbare St. Antonios, womit man von Thüre zu Thüre geht, um die Gaben der Gläubigen einzusammeln. Es vergeht kaum eine Woche, ohne daß der eine oder der andere Heilige seine Runde macht. Er wird von einem Manne in einem gelben, blauen oder rothen Mantel herumgetragen, der zu jedem Hause des Kirchspiels geht und um fünf Reis für den heiligen Antonio und zum Besten der Seele des Gebers bittet. Gewöhnlich ist es der Sakristan oder sonst ein zur Kirche gehöriger Laie, der sich diesem Geschäfte unterzieht, und seine äußere Erscheinung hat im Allgemeinen nicht eben viel Ehrwürdiges, eben so wenig seine Ansprache immer guten Erfolg; denn ich habe manchmal sagen hören: „Ei was, er ist vorige Woche hier gewesen; ich habe nichts für ihn!“ oder: „St. Gonsalves sorgt für meine Seele; ich kann nicht auch noch den heiligen Antonio bezahlen.“ Dieß alles leidet natürlich keine Anwendung auf die höheren Klassen; ihre Religion ist durch

Erziehung geläutert, wenn auch ohne Zweifel noch viele unter ihnen etwas abergläubig sind.

Heiligen-Tage werden hier durch Feuerwerk, Raketen und Schwärmer, verkündet. Es ist merkwürdig, welch' einen Lärm sie machen, und man kann nicht umhin, über die Frömmigkeit des Volkes in Erstaunen zu gerathen. Kaum tagt es, so beginnen diejenigen, die unter dem unmittelbaren Schutz des Heiligen stehen, ihre lärmenden Begrüßungen, und keine Seele im Kirchspiel darf sich einbilden, noch ein Weilchen zu schlafen; man muß aufstehen und dem Gefeierten die schuldige Ehrfurcht erweisen. Bei Nacht hat das Losbrennen von Raketen doch einige Bedeutung — wer sieht nicht gern ihr glänzendes, hoch aufsteigendes Licht, ihre am dunklen Himmel herabfallenden Feuertropfen? — Bei Tage aber verursachen sie nur unnöthigen Kopfschmerz.

Die viele nützliche Zeit, die ihrer Majestät getreuen Unterthanen durch dergleichen Feste verloren ging, veranlaßte vor einiger Zeit die Regierung, bei seiner Heiligkeit um Abstellung gewisser Heiligen-Tage einzukommen. Nach langen Bedenklichkeiten und diplomatischen Unterhandlungen von Seiten des Papstes, gab er endlich seine Einwilligung, daß von sechzehn oder noch mehr strengen Feiertagen drei oder höchstens vier eingestellt würden, und für diese unschätzbare Gunst wurde eine bedeutende Entschädigung verlangt und bezahlt; ich habe vergessen, wie hoch

sich die Summe belief, aber es war keine geringe. Rom ist seiner Großmuth wegen nie berühmt gewesen. Es ist jeder Zeit bereit, Begünstigungen zu gewähren, wenn es hinlänglich dafür bezahlt wird, ohne Entschädigung aber ist es unerbittlich. Omnia sunt venalia Romae.

Zu den beibehaltenen Festen gehört auch das vom „heiligen Herzen“, das nur in Portugal heimisch ist. Seine Stifterin war die überaus fromme Königin Maria Franziska und sie bewirkte, daß ihre Unterthanen den heiligen Abend mit strengem Fasten feierten, während sie sich selber und ihre königliche Familie mit wahrhaft musterhafter und königlicher Uneigennützigkeit davon ausschloß. Die Einführung dieses Hoffestes und Volksfastens mit der gleichzeitigen Einsetzung des Patriarchats und einem prächtigen Altar aus Rom, den der Papst selbst geweiht hatte, kostete dem Volke nicht viel weniger als eine Million Pfund Sterling. Es läßt sich hoffen, daß die Abschaffung heiliger Dinge weniger kostspielig ist als ihre Einführung. „Die Heiligsprechung unsers Vetters hat unsre Familie zu Grunde gerichtet,“ sagte einer der Borromei in Bezug auf die ungeheuern Summen, die der Papst für die ihnen erwiesene Ehre verlangt hatte.

Es fällt mir nicht ein, den Papst und die Cardinäle zu tadeln. Sie machen es recht, wenn sie ernten, so lange es geht; ich würde ihnen rathen, alles zu verkaufen, was irgend einer kaufen will. Ich beklage nur das Volk — so

ein aufgeklärtes, verständiges Volk wie die Portugiesen — das sich geduldig solchen groben Täuschungen unterwirft, obgleich es dieselben, wie es oft bewiesen hat, vollkommen zu würdigen versteht.

Das arme Portugal! Es hat seit undenklichen Zeiten mit den Päpsten in Streit gelegen, und es wird so fortgehen, bis es kraftvoll seine Unabhängigkeit erklärt — bis Kirche und Staat unter einem Oberhaupte vereinigt sind. Hierdurch allein kann es zu wahrer Vestigkeit und Macht gelangen.

Ich ging vor einiger Zeit am Feste des heiligen Gonçalo — wer er war, oder wann er lebte, weiß ich nicht — in die Sé oder Kathedrale von Oporto. Auf der steilen Treppe, die zu dem Gebäude führt, wurden wir von einem Strauß Raketen begrüßt, deren Stöcke dicht bei uns niederfielen, und auf beiden Seiten bettelten scheußliche Wesen in nackter und schmutziger Mißgestalt um Erbarmen. Die Kirche war ausschließend mit Leuten geringen Standes angefüllt und die Weiber waren vorherrschend.

Das Hochamt war längst beendigt, und den Silberschrein, der dem Volke nur bei großen Gelegenheiten gezeigt wird, verhüllte ein Vorhang, so daß ich mir nicht erklären konnte, zu welchem Zwecke noch so viele Menschen in der Kirche versammelt waren. Als wir aber die Mitte des Hauptchorgangs erreichten, löste sich das Räthsel. An einem Tische saß ein Mann mit einem Geldteller

und der Figur eines Bischofs — wahrscheinlich des heiligen Gonçalo — und an einem Pfeiler über ihm hing eine Auswahl wächserner Arme, Beine und anderer Theile des menschlichen Körpers. Er war von einer Anzahl Weiber, Kinder und alter Männer umringt und fortwährend kamen neue hinzu; sie näherten sich der Reihe nach, knieten nieder, legten eine Kupfermünze auf den Teller, küßten dann ehrerbietig den Fuß der Figur und bekamen von ihm durch den Vorsitzenden einen Klaps auf den Kopf, worauf sie vollkommen befriedigt sich wieder entfernten. Ein kleiner Lumpenkerl kam nicht so billig davon; ich weiß nicht, was er gethan hatte, aber er lag, so lange als wir zusahen, auf den Knieen und murmelte, die Hände zu dem Heiligen emporgehoben, seine Gebete, obgleich ihn das Kommen und Gehen der Leute hinlänglich zu ergetzen schien. Auf dem Tische neben dem Teller lag ein Haufen von Bildnissen des heiligen Gonçalo und jeder, der genügend bezahlte, empfing ein solches als Beweis der großen Begünstigung, die Figur geküßt zu haben. Ein großer Kerl, der wie ein Matrose aussah, kaufte gleich ein ganzes Dutzend. Ich bemerkte jedoch, daß die Aermsten nichts auf den Teller legten; sie erhielten den Fußtritt unentgeltlich und gingen beseligt von dannen.

Wir sahen auf diese Weise zwanzig bis dreißig Leute abfertigen, denn die Sache geht schnell von Statten; einige kauften von den wächsernen Beinen und Armen,

und ich erkannte eine arme Frau, die vor der Hausthüre eines meiner Freunde mit Klöppeln und Nadeln feil hielt. Sie handelte um einen Arm, den sie endlich erhielt, und als sie an mir vorüber ging, fragte ich sie zur großen Belustigung der Leute, die es hören konnten, was sie dafür gegeben hätte. „Einen Testone", (ungefähr vier Groschen) erwiderte sie. Sie trug ihn dann zu dem Schrein des Heiligen, kniete nieder, legte ihn auf den Altar, sprach ein Gebet und kehrte mit dem Arme zu dem Manne am Tische zurück, der ihn wieder annahm und zu den übrigen Gliedern legte. Einige Tage darauf fragte ich sie, warum sie den Arm geopfert und wie sie ihn so billig erhalten hätte. Das arme Geschöpf erzählte mir darauf, sie hätte seit langer Zeit an Schmerzen im Arme gelitten und endlich dem heiligen Gonçalo einen wächsernen Arm versprochen, wenn er sie davon befreien würde. Das Gelübde war kaum gethan, als der Schmerz verschwand, und sie mußte daher Wort halten. Was den billigen Preis anbelangte, wofür sie das Glied erhandelt hatte, theilte sie mir mit, daß sie es dem Majordomo der Kirche zurückgegeben hätte, denn wenn es ihre Absicht gewesen wäre, es an dem Schreine des Heiligen zu lassen, so würde sie mehr haben dafür bezahlen müssen, als sie hätte auftreiben können.

Als wir die Kathedrale verließen, sahen wir noch ein anderes dieser Raubthiere, das mit seinem Teller von den armen Leuten Geld einsammelte, deren viele, wie z. B.

meine Bekannte, die Nadelverkäuferin — nur mit Mühe ihr Dasein fristeten. Der Testone, den dieses Weib geopfert hatte, war gewiß das Ersparniß mehrer Wochen.

Ich führe dies als einziges Beispiel an, obgleich ich deren tausende aufzählen könnte — es ließen sich mit Proben dieses Trugsystems Bände füllen. Das arbeitsame, rechtschaffene Volk bezahlt nicht nur Zehnten für seine Priester — und darüber läßt sich nichts sagen, Priester muß es haben und diese Priester müssen erhalten werden — sondern wird auf diese Weise auch seiner Ersparnisse beraubt, und zwar von Leuten, die des Betrugs, den sie begehen, sich vollkommen bewußt sind. Das Geld, das es zu seinem eignen Labsal, oder zur Erziehung seiner Kinder, zur Verbesserung des Landes verwenden sollte, wird in Raketen und Wachskerzen oder zur Unterstützung nutzloser Müssiggänger vergeudet. So lange hierin keine Verbesserungen eintreten, wird das Land mit seinen aufgeklärteren Nachbarn nimmermehr Schritt halten können. Ich meine nicht die Priester, wenn ich von nutzlosen Müssiggängern rede, — es müßten denn solche sein, die ihre Pflicht vernachlässigen, und dann sind sie weit mehr als dies — sondern die zahlreichen anderen, zu den Kirchen gehörigen Personen, welche diese Steuern einsammeln. Selbst vorausgesetzt, das Geld der armen Leute würde zu nützlichen Zwecken verwendet, so verleitet man sie doch, es mit geschlossenen Augen zu geben; sie denken nicht dabei — man

lehrt sie, nicht zu denken; und so geben sie und fragen nicht weiter. Sie sind sicherlich nicht zu tadeln.

Am meisten empört es mich, daß die Regierung diese Gebrechen kennt und dennoch nicht dagegen einschreitet. Es gibt nicht einen einzigen gebildeten Portugiesen, der nicht wüßte, was er von solchen Mißbräuchen zu halten hätte, aber dennoch gibt es keinen, der dagegen aufzutreten wagte. „Laisser aller — sagen sie — es schadet nichts, man kann sie zu nichts Besserem führen.“ Die Regierung hat einige verzagte und deshalb vergebliche Besserungsversuche gemacht, aber durch Widerstand sich einschüchtern lassen und das Unternehmen als werthlos wieder aufgegeben. Rom, päpstliche Bullen, Aufruhr und Dom Miguel waren die Schreckmittel.

Das portugiesische Landvolk hält noch immer viel auf Bußübungen, und da sie selten sehr schwer sind, so findet es darin den bequemsten Weg, sein Gewissen zu beruhigen. Die strengsten sah ich von einigen armen Weibern vollbringen, die mehremal auf nackten Knien um eine Kirche rutschten. Es geschieht dies häufig unter dem furchtbarsten Regen und die Unglücklichen bezeichnen ihren Weg buchstäblich mit ihrem Blute. Zuweilen legen sie wohl auch noch einen Sack voll Sand auf die Schultern, den sie allmälig auslaufen lassen. Diese Bußen werden ihnen zum Theil von ihren Beichtvätern für begangene Sünden aufgelegt, theils sind es auch bloße Gelübde, die man nach überstan-

dener Krankheit oder nach Wiederauffindung eines verlorenen Schatzes zu erfüllen versprochen hat. Im Allgemeinen aber sind es nicht eben Trauerereignisse. Ich habe Männer gesehen, die ihre Knie mit dicken Tüchern umwunden hatten, denn wenn sie auch gelobten, auf ihren Knien um die Kirche zu rutschen, so hielten sie sich deshalb noch nicht für verpflichtet, bei dieser Gelegenheit ein Paar neue Hosen zu verderben, und da das Schnupftuch allein nicht viel abhalten konnte, so mußten auch noch Polster zu Hilfe genommen werden. Sie waren wenigstens eben so viel werth, als jene Pilger, die gekochte Erbsen in ihre Schuhe legten. Junge Mädchen machen dieselbe Fahrt um die Kirche in dicken Unterröcken und nur zu oft mit sehr unehrerbietigem Gelächter und unter fortwährenden Scherzen mit den jungen Burschen, die sie begleiten und, wenn es Noth thut, sehr ritterlich über jede beschwerliche Stelle tragen. Eine alte Dame, die ich früher gekannt habe, hatte das Gelübde gethan, barfuß nach einem sehr weiten Schrein zu wallfahrten, da ihr aber ihre Freunde vorstellten, daß dies mehr sei, als sie leisten könnte, bestellte sie ihre Sänfte, zog Schuh und Strümpfe aus und ließ sich so zu ihrem Ziele bringen. Es führen unstreitig viele wunderliche Wege in den Himmel, und wenn ich mit manchen Leuten einerlei Glauben hätte, so würde ich hinzufügen: und wenige gibt es, die den rechten finden; aber so wie ich die armen

Leute bedauere, welchen nichts Besseres gelehrt wird, so wird es auch ihr und mein Schöpfer thun.

Ich erzähle dies nicht, um zu belustigen, sondern um den Charakter des Volks zu zeichnen. Einen ernsten und tiefen Charakter hat es nicht — es glaubt an Dinge, die wir zu den Albernheiten zählen — und dennoch lachen sie darüber. Wenn man sie fragt, ob sie von deren Kraft wirklich überzeugt seien, so ist ein Achselzucken die gewöhnliche Antwort. „Man lehrt uns, daran zu glauben, und warum nicht?" ist das Aeußerste, was man von ihnen herausbringen kann. Richtet einer die Frage an sich selbst, so ist er gezwungen, entweder Dinge zu sagen, die nicht viel weniger als Hochverrath gegen die Kirche sind, oder zu schweigen. Und so gewinnt die ungebildete und unwissende Bäuerin den Sieg mit ihrem „Pois não?" — Warum nicht?

Aber jene Art von Buße beschränkt sich nicht blos auf menschliche Wesen. Es ist keine Seltenheit, daß man Kühe, die einer Viehseuche entgangen sind, um einen beliebten Schrein führt, eben so Pferde, Ochsen und Esel und zuweilen auch Schweine, welche einen sehr unehrerbietigen Widerwillen zeigen, die Gelübde ihrer Herren durch eine Verrichtung zu erfüllen, die ihrer größeren Weisheit als nutzlose Ceremonie erscheinen muß. Ich fürchte, Schweine haben seit undenklichen Zeiten keine sonderlich fromme Richtung verrathen — Ausnahmen sind jedenfalls selten. Esel

zeigen größere Achtung vor dem Heiligthum, obgleich sie zuweilen mit ihrem Geschrei die Gränzen der Schicklichkeit überschreiten; am frömmsten von allen aber erscheinen die Ochsen.

Während ich lache, fällt mir eine Geschichte von zwei Damen ein, die ein Gelübde gethan hatten, ohne zu sprechen nach dem ungefähr zwei Wegstunden entfernten Matozinhos zu wallfahrten. Sie versuchten es neun mal und mußten sich endlich durch eine schwere Buße von einer Verbindlichkeit loskaufen, deren Erfüllung ihnen unmöglich war.

Ein anderes, besonders bei Landwirthen beliebtes Gelübde besteht darin, der Kirche so viel Korn oder Wachs zu schenken, als das eigene Gewicht beträgt, und um dessen Richtigkeit zu prüfen, werden in der Sakristei oder in einem an die Kirche gränzenden Gemache ein paar ungeheure Wagschalen aufgehängt und Geber und Gabe darauf gesetzt. Wenn er Lust hat, kann er sein Geschenk mit Geld wieder einlösen.

Am treulichsten werden die Gelübde gehalten, welche die Seeleute auf dem stürmischen Meere thun, wann ihrem schwachen, von den Wogen geschleuderten Fahrzeug jeden Augenblick der Untergang droht. Ihr Glaube ist, wie der aller Seeleute, unverfälscht und aufrichtig. Es drohte ihnen ein furchtbarer Tod und sie fühlen, daß sie ihm mit Hilfe einer größeren Macht, als ihrer eigenen, entgangen

sind. Sobald sie daher ans Land kommen, bilden sie, Kapitain und Schiffsvolk, eine Prozession und tragen, nicht selten barfuß, ihr geschmackvoll mit Blumen verziertes Hauptsegel unter Gesängen zu Ehren ihres Heiligen zu einem beliebten Schrein. Nach Beendigung der Messe verlangen sie ihr Segel zurück, das natürlich dem Eigenthümer des Schiffes gehört, und sie sind zuweilen genöthigt, die verlangte Einlösungssumme zusammen zu betteln.

Ich weiß, daß in früheren Tagen, vor der Zeit der Versicherungsanstalten und der Staatswirthschaft, die Kaufleute nicht selten ihre Schiffe bei dem hochverehrten Schrein von Matozinhos mit einer Summe versicherten, die dem Gehalte des Kapitains oder des Steuermanns gleichkam, und zwar ohne einen Werthersatz vestzusetzen für den Fall, daß das Fahrzeug Schiffbruch litte. Die Summe, die auf diese Weise jährlich erhoben wurde, war nicht unbedeutend; jetzt aber hat sich jene Klasse von Leuten sehr verändert; sie ist weniger fromm und weniger unternehmend geworden.

Die Religion des Landvolks ist ein vollkommener Heiligendienst. Es wendet sich bei jeder Gelegenheit, wo es des Schutzes vor Unglück, der Hilfe in Noth und Elend bedarf, an seine Heiligen. Andere Wesen, wovon es gehört hat, sind seiner Meinung nach zu groß oder zu beschäftigt, als daß sie auf seine Angelegenheiten achten könnten; die Heiligen aber halten diese Leute für allmächtig, und sie

gleichen darin den Neapolitanern, die angeblich zu ihrem Erlöser beten, daß er sich bei dem heiligen Genaro für sie verwenden möchte.

Jeder Heilige hat außerdem, daß er der Beschützer verschiedener Leute ist, noch ein besonderes Amt, in welches die übrigen Heiligen sich nicht einzumischen haben, und Niemand, der in religiösen Dingen gut bewandert ist, wird sich einfallen lassen, einen Heiligen in einer Sache anzurufen, die zur Gerichtsbarkeit eines anderen gehört. St. Gonsalves heilt Schmerzen in Knien und Armen und ist der Schutzheilige von Blechschmieden und Töpfern; St. Vincent ist der Beschützer der Messerschmiede und heilt die Blattern. Kammmacher stehen unter dem Schutze des heiligen Blasius und für Lohgerber sorgt der heilige Antonius. Sta. Barbara wacht über das Geschütz; Zimmerleute, Musiker, Maler, Goldschmiede und Bartscheerer stellen sich unter die Schutzherrschaft des St. Joseph, der Sta. Cecilia, des St. Lucas, St. Eloi und St. Georg. Johann Nepomuk schützt seine Bittsteller gegen üblen Ruf; St. Jerome bewahrt vor Blitz; St. Emidius wird bei Erdbeben angerufen und St. Onofrius bei Hungersnoth; St. Michael de Sanctis heilt Beulen und Krebsschaden; Husten behandelt der heilige Judas; St. Ovidio wird bei Taubheit in Anspruch genommen, die heilige Apollonia bei Zahnschmerz und die heilige Clara und Lucia bei kranken Augen; St. Sebastian heilt bösartige Fieber und St.

Benedict giftige Bisse. Kurz, es gibt kaum eine denkbare Lage im Leben, eine Gefahr oder Krankheit, die nicht ihren entsprechenden Heiligen oder Anwalt hätte.

Sind Weinstöcke bedroht: sie haben ihre Beschützerin in der heiligen Martha. St. Ildefonso verhütet einen plötzlichen Tod; der heilige Franz von Sales überwacht die Studenten und die heilige Brigitta mildert die Schwierigkeiten des Lernens. Bezauberungen und Zauberer werden durch den heiligen Cyprian unschädlich gemacht; die heilige Rita de Cascia ist die Vermittlerin von Unmöglichkeiten und der heilige Christoph wird in der langen Weile angerufen.

Ich habe dieses kleine Verzeichniß, das jedoch kaum ein Zehntel der Heiligen und ihrer Aemter umfaßt, aus dem Anfang einer langen Liste gezogen, die ich einem wahrhaft frommen, in der Kirchengeschichte vollkommen bewanderten Freunde verdanke — einem treuen Sohn der heiligen Mutterkirche, der zu der Kraft der genannten Persönlichkeiten volles Vertrauen hat, und sollte diese Uebersetzung seiner Noten ihm je vor die Augen kommen, so hoffe ich, er wird mich nicht anklagen, ich hätte einen unehrerbietigen Gebrauch davon gemacht. „Wenn wir die Heiligen vernachlässigen," bemerkte er, „so werden die Heiligen uns vernachlässigen. Wir haben Beschützer im Himmel — Agrestum praesentia numina, so vielfältig wie unsere Geschäfte, unsere Leiden und Bedürfnisse."

„Das Landvolk,“ sagt er ferner, „beklagt sich bitterlich über den Verlust seiner Heiligen-Tage.“ (Ich muß hierbei wiederholen, daß der Kalender nach allen Verhandlungen in den Cortes und dringenden Gesuchen an den Papst nicht mehr als fünf verloren hat.) „Mit Ausschluß der Schutzheiligen-Tage jeder Stadt, jedes Kirchspiels, jeder Kirche und Brüderschaft, die doch leider nur örtlich sind und jetzt an den folgenden Sonntagen gefeiert werden, haben wir auf einen einzigen grausamen Streich fünf volle allgemeine Feiertage verloren und doppelt so viele von den dias dispensados, an welchen wir, nachdem wir die Messe gehört, eine Andacht, die kaum eine Viertelstunde dauert, wieder unseren alltäglichen Geschäften nachgehen können. Wir Bewohner der Provinzen haben jetzt nur noch vierzehn große Feste, in Lissabon, prima sibi caritas, haben sie zwei mehr. Und welches sind die Feste, die wir eingebüßt haben? Ostermontag, weißer Montag, der zweite Weihnachtstag — allgemeine Freudentage — sind jetzt Arbeitstage für uns; wir müssen die Geburt der heiligen Jungfrau aufgeben und feiern noch ihre Empfängniß; und auch St. Jago ist weggestrichen. Die letzten drei waren canonisch unbeweglich.“

Hiermit genug von den Klagen meines Freundes. Sie sind sicherlich unnöthig, denn die portugiesische Kirche hat außer den Sonntagen noch immer vierzehn Feste, an welchen das ganze Volk verpflichtet ist, durchaus müssig zu

gehen. Aber ernstlich genommen, ist wirklich etwas gewonnen worden, obgleich es nicht eben einer Bezahlung werth war.

In seiner Fabellehre ist Portugal ohne Zweifel eben so reich an Zügen von romantischem Interesse, als andere Länder. Ich habe daher die Absicht, für ein künftiges Werk alle Legenden und Erzählungen zu sammeln, die ich unter dem Landvolke auftreiben kann; vor der Hand müssen sich meine Leser mit dem begnügen, was ich weiß.

Das furchtbarste aller übernatürlichen Wesen in Portugal ist die Bruxa (sprich Brucha). Sie erinnert in ihren Neigungen an den morgenländischen Ghoul oder Vampyr, von welchem sie wahrscheinlich eine Ableitung ist. Während des Tages ist sie wie jedes andere Weib und erfüllt musterhaft ihre häuslichen Pflichten. Sie kann die Tochter rechtschaffener, braver Aeltern sein, sie kann heirathen und Kinder haben, sie kann selbst für liebenswürdig gelten, ja sie kann oft schön sein — obgleich in ihrem Auge ein gewisser wilder Ausdruck, auf ihrer sonst schönen Stirn eine bedeutungsvolle Runzel liegt, die der Zweifler für das Merkmal von Sorge oder Kummer hält. Niemand weiß zu sagen, welche Frauen Bruxas sind oder nicht. Sie hüten sich, daß es ein Sterblicher entdecke, und wehe dem Unglücklichen, der es wagen sollte, in ihre Geheimnisse zu dringen. Sie sind eine vom Himmel verstoßene Schwesterschaft — ihre Seelen sind durch einen Vertrag, der

jede Nacht erneuert wird, dem Fürsten der Finsterniß verfallen. Zuweilen werden auch ihre Töchter Bruxas, wenn sie zufälliger Weise der kindmörderischen und vampyrartigen Leidenschaft ihrer Mütter entgehen, sonst aber erhalten sie ihre Zahl durch Verführung eines unglücklichen Mädchens, deren Herz von dem rechten Pfade abgelenkt worden und welche die heilige Religion der Kirche verlassen hat, um zu ihrem furchtbaren Bunde zu treten. Die Betrogene weiß nicht, wohin man sie führt oder welches Schicksal ihr bevorsteht, bis es zu spät zum Umkehren ist, und ist einmal der Vertrag mit ihrem Blute besiegelt, dann — unglückliches Mädchen — ist ihr Jammern und Schreien vergebens. Reue ist unmöglich — selbst die Heiligen können oder wollen sie nicht mehr retten.

Diese teuflische Macht beherrscht sie vom Untergang bis zum Aufgang der Sonne, denn bei Tage kehrt sie zu ihrer Familie zurück, ohne daß Jemand von der furchtbaren Wahrheit eine Ahnung hat. Wenn sich die Erde in Finsterniß gehüllt und die bösen Geister ihr Treiben beginnen, erheben sich die Bruxas von ihrem Lager und verlassen, wenn sie verheirathet sind, ihre sterblichen und arglosen Gatten, um zu ihren teuflischen Buhlen zu fliehen. Sie werden dann, vielleicht zur Strafe für ihr Verbrechen, in schädliche Nachtvögel verwandelt — in riesenhafte Eulen oder Fledermäuse. So fliegen sie in ungeheurer Menge weit hinweg von ihrer Heimat über Berge und Thäler,

besonders aber über stehende Wässer, Sümpfe und Teiche, um in ihrem Spiegel, wider ihren Willen und ihres Schicksals sich völlig bewußt, ihre häßliche Gestalt zu sehen. Begegnen sie auf diesen nächtlichen Streifzügen zuweilen einem Freund oder Verwandten, der seine bestimmte Richtung verfolgt, so bringen sie ihn entweder durch Verlockungen, wie sie Ariel auf Prospero's Insel übte, oder durch Gewalt nach einem entgegengesetzten Punkte, weit entfernt von jenem, den er zu erreichen wünschte; dieselbe Gewalt haben sie über jeden anderen, wenn er nicht unter dem besonderen Schutze der Heiligen steht.

Auf diese Weise wurde schon mancher arme Teufel mitten durchs Land, über rauhe Berge und durch dorniges Gestripp geschleppt, das ihm sein Gesicht zerkratzte und seine Kleider zerriß, bis er endlich zum Tode erschöpft, naß und blutig nach Hause kam, wo sein Weib die höllischen Bruxas verwünschte, die ihn so gemishandelt und irre geführt hatten. Die Weinschenken haben jedenfalls weniger zu verantworten als die Bruxas; denn es ist nicht möglich, daß er sich das Gesicht an dem neben der Thüre aufgehängten Weinkranze zerkratzt habe, oder betrunken in eine Gosse gefallen sei. O nein, der gute Mann ist in seinem Leben nicht betrunken gewesen — er ist bleich vor ganz natürlicher Furcht — alles haben die teuflischen Bruxas gethan.

Nach diesen dämonischen Geschäften eilen sie in der

häßlichen Gestalt, die ihnen zuertheilt ist, mit vampyrartigem Hunger zu ihrer friedlichen Heimath zurück, wo ihre von einem sterblichen Vater gezeugten unschuldigen Kinder im süßen ruhigen Schlummer liegen. Noch fühlen sie vielleicht einen menschlichen Abscheu gegen ihre furchtbare Aufgabe, aber ihr verfluchtes Gelüste besiegt ihre Mutterliebe; sie erfassen ihre Kindlein, fächeln sie mit ihren schwarzen Flügeln zur Ruhe und saugen das Lebensblut aus ihren Adern — mit dem steten Bewußtsein, daß sie die einzigen Wesen vernichten, die auf Erden ihnen theuer sind. Hierauf dringen sie in die Hütten ihrer Nachbarn und Freunde, um auch ihren schlafenden Kindern auf gleiche Art das Leben zu nehmen, und oft wenn ein Kind todt, schwarzblau und mit kleinen Stichen bezeichnet gefunden wird, flüstern sich die weisen Weiber mit Furcht und Zittern in die Ohren: „Das hat eine Brura gethan" — und sehen mit furchtbaren Argwohn einander an, denn keine kann wissen, welche von ihnen die Brura sei. Sobald das erste graue Licht des Tages erscheint, erhalten diese Unglücklichen ihre sterbliche Gestalt zurück und erwarten, immer ihres Schicksals eingedenk, die Zeit, die sie zu ihren entsetzlichen Orgien ruft.

Ich glaube, die höchste dichterische Einbildungskraft könnte kein schrecklicheres Schicksal schildern, als das der unglücklichen Brura, eines Wesens, das in den meisten Theilen des Landes als unzweifelhaft vorhanden gefürchtet wird.

Fast nicht minder furchtbar ist das Loos der Lobis=

homes, nur daß es, so viel ich habe erfahren können, nicht über dieses Leben hinausgeht und nicht die Folge eines Vergehens ist. Die Lobishomes sind unter einem ungünstigen Sterne geboren und ihr Schicksal wird von einer schweren Nothwendigkeit gelenkt. Diesem Fluche ist jede Familie ausgesetzt, von den höchsten bis zu den niedrigsten im Lande, und obgleich jede davon weiß, so bewahrt sie es doch als das tiefste Geheimniß, weil es für eine große Schande gilt, damit belastet zu sein. Er waltet über junge Leute beiderlei Geschlechts, die nie ein hohes Alter erreichen; aber ich habe nie erfahren können, in welcher Lebenszeit er erscheint. Wenn in einer Familie sieben Söhne oder sieben Töchter geboren werden, so ist gewöhnlich der siebente dem teuflischen Einfluß verfallen, jedenfalls einer von den jüngeren. Das einzige Schutzmittel gegen dieses Schicksal besteht darin, daß man einen von den sieben Adam tauft; wird dies unterlassen, so ist es vest entschieden, daß die Familie davon heimgesucht wird.

Bei Tage sind die Lobishomes von ihrem bösen Zauber befreit, obgleich in ihren Zügen beständig ein eigenthümlich schwermüthiger und schmerzlicher Ausdruck liegt. Sie sind träumerisch, schweigsam und zurückhaltend. Die geringeren sitzen mit wildem abschreckenden Angesicht, mit langem verfitzten Haar und Bart, mit liederlichen und schmutzigen Kleidern, stumm und abgeschlossen in einem Winkel am Herde. Wann aber die Nacht kommt, verlassen

diese unglücklichen Geschöpfe ihre Wohnung — die vornehme Jungfrau ihr Gemach, der edle Jüngling sein adeliges Schloß oder der unschöne Landmann seine schlichte Hütte. Keine menschliche Macht kann sie zurückhalten — der böse Geist ist in sie gefahren. Sie suchen einen einsamen wilden Ort, von keinem menschlichen Fuße betreten; hier legen sie ihre Kleider ab und werden augenblicklich in Rosse mit langen wehenden Mähnen, wallenden Schwänzen, feuerschnaubenden Nüstern und wüthenden Augen verwandelt. Es ist Furcht, die sie von dannen treibt, und so brausen sie, flüchtig wie der Wind, über rauhe Gebirge und tiefe Thäler, über Ströme und Winterfluten, durch Eis und Schnee, durch Regen und leuchtende Blitze. Meilen durchlaufen sie in eben so vielen Secunden; alle anderen Thiere fliehen vor ihnen. Sie wiehern vor Pein, aber sie haben die Macht nicht, ihren stürmischen Lauf zu hemmen. Vorwärts, vorwärts! Ihre Pulse pochen schneller, der Athem stockt, aber sie können, sie dürfen nicht rasten. Sie machen einen weiten ungeheuern Bogen von einigen hundert Meilen, doch ehe der Tag anbricht, müssen sie wieder auf der Stelle sein, von wo sie aufgebrochen sind, und nachdem sie ihre menschliche Gestalt zurückerlangt, ihre Kleider wieder angelegt haben, kehren sie bleich, matt und elend in ihre Heimat zurück.

Es ist kein Wunder, daß ihnen nach einer solchen nächtlichen Anstrengung der gesellige Verkehr nicht behagt. Oft

werden um Mitternacht die Hüttenbewohner entlegener Bezirke durch überirdische Töne, wie das Geschrei eines gepeinigten Pferdes, aus ihrem Schlafe geweckt; sie hören schallenden Hufschlag, ein Geräusch, als ob ein plötzlicher Sturmwind vorüberbrauste, und sie rufen: „Es ist ein unglücklicher Lobishome! Die Heiligen seien ihm gnädig!" Zuweilen sehen auch die Hirten, wenn sie auf den Gebirgshöhen ihre Heerden hüten, ein wildes Roß, flüchtig wie ein feuriges Meteor durch die Ebene jagen, während die Schafe und Ziegen scheu auseinander stieben.

Die Lobishomes halten dieses furchtbare Dasein höchstens sieben Jahre aus; am Schlusse dieser Frist, häufig auch noch früher, macht ohne Ausnahme der Tod ihren Leiden ein Ende.

Ich habe gehört, daß es nur eine einzige Möglichkeit gäbe, diesem Schicksal zu entgehen oder von dieser merkwürdigen Bezauberung befreit zu werden. Es soll nämlich, während die Lobishomes in vollem Laufe sind, irgend ein Muthiger ihnen entgegentreten und sie an der Brust leicht verwunden, so daß es blutet. Sobald der rothe Strom den Boden erreicht, nehmen die Verzauberten ihre natürliche Gestalt wieder an. Der böse Einfluß hat fernerhin keine Macht mehr über sie; ihre Verwandelungen in Rosse hören auf und sie werden wie andere Sterbliche.

Alle gut verbürgten Erzählungen sprechen von dem Pferde als der einzigen Verwandlung, welcher die Lobishomes

unterworfen sind, obgleich andere von dem Namen darauf schließen wollen, daß sie auch die Gestalt eines Wolfes annähmen, aber man hat mir versichert, es sei dies ein Irrthum. Es läßt sich hoffen, daß eine höhere politische Bildung und freie Gesetze Lusitaniens Familien völlig von diesem Fluche befreien und ihn in jene ferne Lande verbannen werden, wo er hergekommen ist.

Eine andere seltsame Menschenklasse in Portugal sind die Feiticeira's oder Wahrsagerinnen. Die Feiticeira gehört wie die Bruxa zu einer Schwesterschaft, aber sie theilt nicht deren entsetzliche Neigungen, obgleich sie wie diese ihre Seele dem Fürsten der Finsterniß verkauft hat, um die geheime Kunst zu lernen. Der teuflische Vertrag wird mit einem Tropfen Blutes aus ihrem kleinen Finger besiegelt, und sie verzichtet damit auf die Seligkeit ihrer Seele, während er ihr die Fähigkeit verleiht, in die Zukunft zu schauen und alles zu wissen, was in irgend einem Theile des Landes sich zuträgt. Aber trotz den unerlaubten Mitteln, wodurch sie ihre Kenntniß erlangte, benutzte sie dieselbe nicht immer zu üblen Zwecken. Sie hilft dem Bauer, sein gestohlenes Eigenthum wieder zu erlangen; sie führt zärtliche Liebespaare zusammen, heilt durch ihre Zaubereien das Vieh ihrer Freunde oder derjenigen, die sie bezahlen, und läßt unter dem Vieh ihrer Feinde die Seuche ausbrechen. Sie wird in Krankheit und Unglück zu Rathe gezogen und jeder bemüht sich, bei ihr in guter Gunst zu

stehen; selbst der Kühnste wagt nicht, sie zu beleidigen. Sie besitzt ein magisches Knaul, wie das der Parzen, mit dessen Hilfe sie das Schicksal des Menschen verkündet, und je nachdem sie schnell oder langsam spinnt, so wird sein Leben lange dauern oder schnell zu Ende gehen. Die Feiticeira ist nicht immer ein altes Weib, obgleich ihre Kunst gewöhnlich nicht eher bekannt wird, als bis sie hoch in Jahren steht. Sie ist auch nicht nothwendiger Weise häßlich, noch reitet sie auf einem Besenstiel, und ich habe deshalb Anstand genommen, sie geradezu eine Hexe zu nennen, obgleich sie in anderen Beziehungen diese Bezeichnung beanspruchen kann. Sie ist in der That ein Gemisch von der anmuthigen römischen Sibylle und der abenteuerlicheren Hexe des Nordens.

Unter dem gemeinen Volke herrscht der sonderbare Glaube, daß die Seelen der Todten in die Körper noch lebender Personen übergehen und die rechtmäßigen Eigenthümer einstweilen verdrängen, um nachträglich einige, während ihrer Lebenszeit versäumte Pflichten zu erfüllen. Die einzige Benennung, die ich für diese wandernden Seelen habe auftreiben können, heißt „Almas d'outro mundo" — Seelen aus der anderen Welt, und man hält es für eine besondere Begünstigung, wenn sie auf diese Weise vielen Qualen und Strafen des Fegefeuers entgehen dürfen. Stirbt Jemand, der einem anderen eine Summe Geldes schuldet, so wird er in den Körper eines Dritten versetzt,

der den Betrag erwirbt und bezahlt, und die Seele kehrt hierauf zufrieden in die Welt der Geister zurück, ohne daß derjenige, dessen Leib sie benutzte, von dem Vorgefallenen eine Ahnung hat.

Die Landleute deuten häufig auf einen Menschen und sagen: „Das ist nicht der Mann, der er scheint; es ist nur sein Körper, die Seele gehört —" und sie nennen den Namen eines Wesens, das schon seit Wochen oder Monden zu den Todten gehört. Ich liebe diese Idee, sie hat etwas wohlwollendes und edelmüthiges, obgleich man nicht sagen kann, daß sie mit der Bibel — unserem einzigen Zeugniß in einer so wichtigen Sache — im Einklang stehe. Den Portugiesen, die so wenig Gelegenheit haben, mit dem Inhalt der heiligen Schrift sich bekannt zu machen, ist eine solche Abweichung wohl zu verzeihen.

Auch seine Zauberer hat Portugal — wunderliche, kleine, verdorrte, alte Männchen, mit äffischen, boshaften Neigungen. Sie sind fast unschädlich und haben mehr von der Eigenthümlichkeit eines Kobolds als eines Zauberers. Man nennt sie Feiticeiros, ohne daß sie mit den weiblichen Wesen dieses Namens etwas gemein haben, und sie belustigen sich damit, auf Bäumen am Wege zu sitzen und die Vorübergehenden mit Steinen zu werfen. Ich habe nicht gehört, daß sie irgend Jemand wohlgethan hätten, im Gegentheil, das Landvolk erklärt sie für garstige Leute. Ein Freund erzählte mir, sein Koch hätte vor einiger Zeit

des Abends den Gärtner nach einigen Küchenkräutern hinausgeschickt, als dieser, bleich vor Schrecken und fast außer Stande, zu sprechen, schnell zurückgekommen wäre, und versichert hätte, er wäre von einem Feiticeiro, der auf einem Baume gesessen und ihn angegrinst hätte, mit steinharten Orangen fast todt geworfen worden. Ein Fremder wird selten durch die Landleute selber von diesen wunderlichen Wesen etwas erfahren können; sie lieben es nicht, gegen Leute davon zu sprechen, die ihrer Voraussetzung nach ihre heilige Religion verleugnen und deshalb zum Unglauben geneigt sein müssen; er kann daher solche Geschichten nur von einem portugiesischen Freund erfahren, der sie in seiner Jugend kennen gelernt hat. Das Volk in der Nähe von Oporto ist wegen seiner Ungläubigkeit in solchen Dingen bekannt.

In der ganzen Christenheit, und selbst außer ihr, gilt der St. Johannisabend für die Zeit, wo der Teufel die Freiheit hat, zu gehen, wohin er will, und zu thun, was ihm beliebt, und man kann annehmen, daß er es nicht unterläßt, dieses Vorrecht zu nutzen. In Portugal nehmen an diesem Abend, sowie am Abend des heiligen Bartholomäus, die jungen Männer an der teuflischen Majestät ein Beispiel und geben sich volle Freiheit, allerlei tolle Streiche auszuführen. Sie verschanzen die Dörfer und lassen Niemand ein, der nicht einen Zoll entrichtet; derjenige, den sie vom schönen Geschlecht verlangen, ist leicht zu geben

und angenehm zu empfangen. Es schwärmen Geister, Gespenster und Kobolde aller Art herum; die Luft wimmelt davon und alle haben volle Freiheit bis zum Hahnenschrei, wo sie, wie der Geist von Hamlets Vater, in ihre furchtbaren Wohnungen zurückberufen werden.

In dieser Nacht können die jungen Leute auf verschiedene Weise ihr Schicksal erfahren. Die beliebteste Art besteht darin, daß man das Weiße eines Eies in ein Glas gießt, und die Gestalt, die es annimmt, entscheidet das Geschick des Fragenden. Ist es eine Kathedrale, so wird er ein Bischof; ist es eine Kirche, wird er nur ein Priester, ist es ein Schiff, wird er ein Seemann, ist es eine Anzahl kleiner Zeichen, ein Soldat, kurz die Verschiedenheit der Erscheinungen, die das magische Ei hervorbringen kann, ist ohne Gränzen. In diese Art der Wahrsagerei wird das meiste Vertrauen gesetzt, und überdies gilt sie auch nicht für ungesetzlich.

Eine sehr schätzbare Macht erhält man, wenn man ein vierblätteriges Kleeblatt sucht und es am Johannisabend, wenn der Priester die Messe liest, in das Meßbuch zu legen weiß, ohne daß er es bemerkt. Man hat dann die Gewißheit, daß jeglicher Wunsch in Erfüllung geht, und kann mit Hilfe dieses Wundermittels alle Art Zauberei bewirken. Aber der Priester, der diesen Gebrauch natürlich nicht billigt, nimmt bei dieser Gelegenheit sein Meßbuch so sorgfältig in Acht, damit sich keine Kleeblätter einschleichen, daß es der verwegnen Jugend selten gelingt, den ersehnten Schatz zu gewinnen.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kingston, William Henry Giles,

Portugiesische Land- und Sittenbilder nach William Kingston's Lusitanian sketches

Bd.: 1

1846

Bamberg, Staatsbibliothek -- Lyc.o.227#1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11732025-9